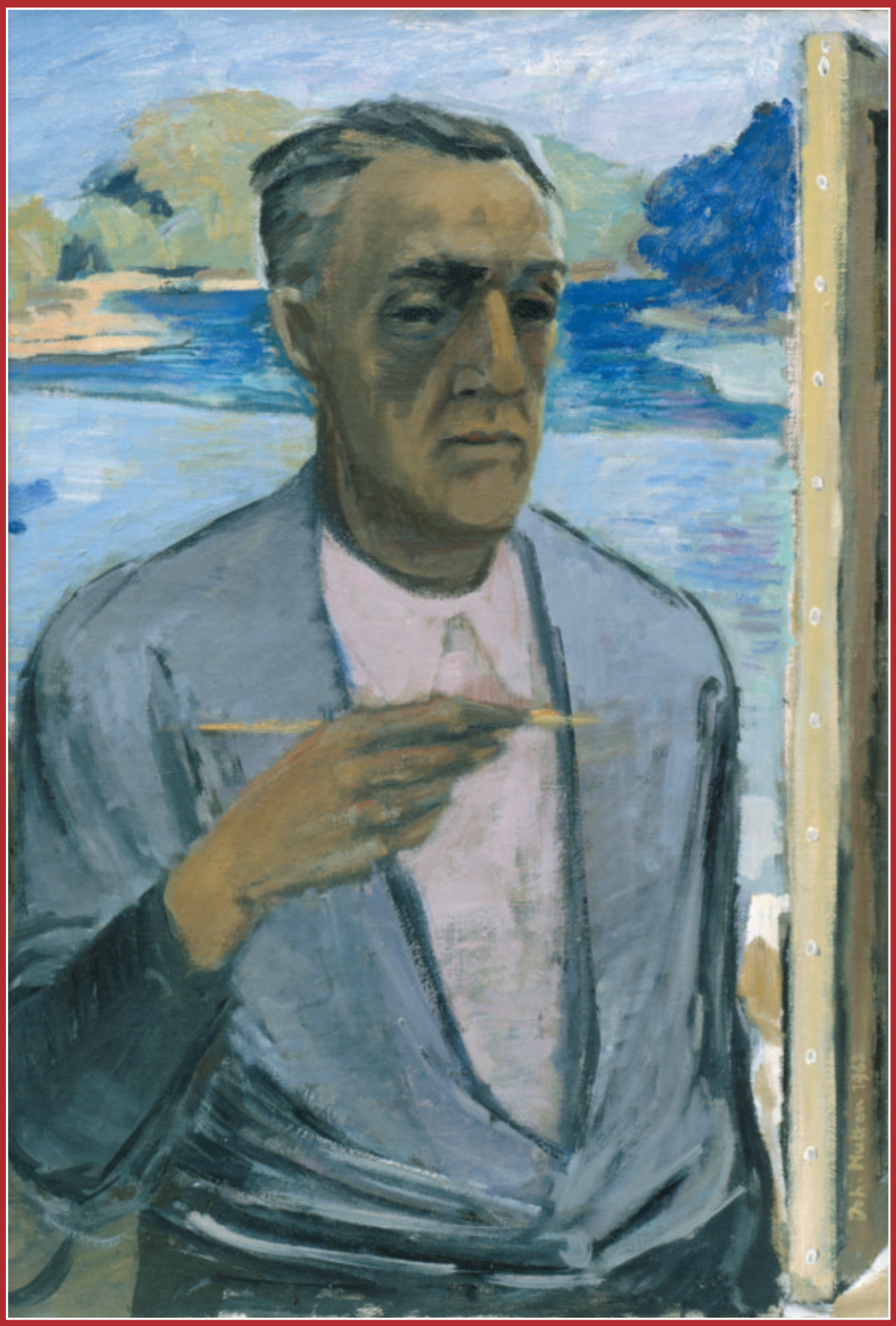
LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

101. Jahrgang 2002



LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

101. Jahrgang 2002

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a.Lech e.V., gegründet 1856

INHALT

Ritter oder Harfenzitherspielerin? Eine nicht erkannte Bildquelle zur frühen Musikgeschichte Bayerns in Landsberg am Lech	*Stefan Hirsch*	3
Immigration und Integration von Savoyarden und anderen „Welschen“ in der frühen Neuzeit in Landsberg	*Klaus Münzer*	7
Johann Georg Bergmüller invenit, Johann Baptist Bergmüller fecit: Drei Altarbilder von Johann Baptist Bergmüller in Landsberg	*Alois Epple*	18
Die große Kirchenkrippe in der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt	*Heide Weißhaar-Kiem*	22
Benedikt Kreitmayr, ein berühmter Sohn Dettenschwangs	*Klaus Münzer*	34
Ein Brief von Herkomers Vater aus Amerika nach Landsberg	*Klaus Münzer*	36
125 Jahre Lechfeldbahn. Von der Sekundärbahn zur Regionalbahn	*Walter Meier*	37
Otto von Kühlmann und die anatolische Eisenbahn	*Gustav Kramer*	42
Resistenz in Landsberg. Der Redakteur und Verleger Martin Neumeyer und der Nationalsozialismus	*Manfred Dilger*	59
Worte des Künstlers Samuel Bak zur Verleihung des Hubert-von-Herkomer-Preises der Stadt Landsberg am Lech 2002	*Samuel Bak*	65
„A jidisz kind fun die lagern“	*Marjan Zyd/ Klaus Münzer*	68
Die Bayervorstadt und die Alte Bergstraße. Erinnerungen an die Nachkriegszeit	*Anton Lichtenstern*	71
Johann Mutter (1902-1974) zum 100.Geburtstag von Konrad Büglmeier (+), Josef Hartlmaier (+), Franz Huschka und Anton Lichtenstern		89
Buchbesprechungen:		
Anton Lichtenstern, Begegnungen mit Landsberg am Lech. Reisebeschreibungen aus 5 Jahrhunderten	*(Alois Epple)*	108
Peter Blickle (Hg.), Macht und Ohnmacht der Bilder. Reformatorischer Bildersturm im Kontext...	*(Klaus Münzer)*	109
A.Hofmann/Rolf Kießling (Hg.), Kommunikation und Region	*(Manfred Dilger)*	109
Rupert Zettl, Lechauf - Lechab: Wissenswertes, Liebenswertes	*(Anton Lichtenstern)*	110
Anton Lichtenstern, 550 Jahre Bauernbruderschaft Landsberg am Lech 1452 - 2002	*(Werner Fees-Buchecker)*	111
Hans Frei/Barbara Beck (Hg.), Lebensbilder. Geschichte u.Kunst inb Bildnissen aus Schwaben	*(W.Fees-Buchecker)*	111
Freundeskreis-Blätter Heft 41(Freilichtmuseum Südbayern)	*(Werner Fees-Buchecker)*	112
M.Ritter/P.Riolini, Volkskunst aus Wachs. Begleitbuch zur Sonderausstellung in Oberschönenfeld	*(W.Fees-Buchecker)*	112
Andreas Schmauder (Hg.), Die Zeit der Händler. 850 Jahre Markt in Ravensburg	*(Werner Fees-Buchecker)*	112
Landsberger Rückblick 2003	*Anton Lichtenstern*	113
Aus dem Vereinsleben 2000-2002	*Klaus Münzer*	113

Wir gedenken unserer Toten

EDITORIAL

Der vorliegende 101.Jahrgang unserer „Landsberger Geschichtsblätter“ stellt den Versuch dar, mit Hilfe von Sponsoren (siehe Seite gegenüber!) vom Zweijahresband zum Jahresband überzugehen. Da der Historische Verein den Beitrag von Kreisheimatpflegerin Dr.Weißhaar-Kiem über die Luidl-Krippe mit zahlreichen Fotos der Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt für einen Sonderdruck zur Verfügung stellte und dieser durch eine Spende als Farbdruck erscheinen konnte, war es für uns günstig, die in Schwarz-Weiß geplanten Fotos in der Farbversion zu übernehmen, so dass wir unseren Lesern 8 Farbseiten im Inneren des Heftes bieten können. Durch eine weitere private Spende konnten die umfangreichen Beiträge zum Gedenken an den 100.Geburtstag des vielseitigen heimischen Künstlers Johann Mutter um 4 ganzseitige Abbildungen seiner Werke bereichert und der Gesamtumfang des 101.Jahrgangs auf 116 Seiten erweitert werden. Der Historische Verein hofft, dass auch in den folgenden Jahren mit öffentlicher und privater Unterstützung die jährliche Erscheinungsweise beibehalten werden kann.

Klaus Münzer
1.Vorsitzender und Schriftleiter

Umschlag Titelblatt: Johann Mutter, Selbstbildnis mit Pinsel, Öl auf Leinwand, 1963 (Neues Stadtmuseum Landsberg)
Umschlag Rückseite: Das brennende Jerusalem (Ausschnitt), Rückwand der Luidl-Krippe (zur Höllenfahrt des Herodes)

AUTOREN

Sam Bak, 7 Ledgewood Road, Weston, Ma. 012493 USA
Konrad Büglmeier, Studienprofessor (+1984)
Manfred Dilger, Studiendirektor i.R., Eichendorffstraße 11, 86916 Kaufering
Dr.Alois Epple, Krautgartenstraße 17, 86842 Türkheim
Dr.Werner Fees-Buchecker, Schlossstraße 8, 86859 Igling
Stefan Hirsch, Bezirksheimatpfleger, Prinzregentenstraße 14, 80538 München
Gustav Kramer, Studiendirektor i.R., Valentin-Kindlin-Straße 25, 86899 Landsberg
Anton Lichtenstern, Studiendirektor i.R., Stadtheimatpfleger, Bayerfeldstraße 3, 86899 Landsberg
Dipl.Ing.Walter Meier, Regierungsdirektor, Ahornring 88, 86916 Kaufering
Klaus Münzer, Studiendirektor i.R., Galgenweg 17, 86899 Landsberg
Dr.Heide Weißhaar-Kiem, Kreisheimatpflegerin, Sonnenstraße 6, 86899 Landsberg
Marjan Zyd (+), Journalist, Mitarbeiter der „Jidisze Cajtung“

NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

FOTOS

Ernst Adolf: 18, 20o li, 115(2), 116
Bayer.Landesamt für Denkmalpflege: 20o re, 33 li, 21u li
Bayer.Staatsgemäldesammlungen: 8
Germanisches Nationalmuseum Nürnberg: 34, 35
Stefan Hirsch: 4(2), 5, 6
Franz Huschka: 107
Thorsten Jordan: 27(2), 28o, 29o, 30o, 31o, 66
Gustav Kramer: 48(2), 51, 56
Archiv Landesverein für Heimatpflege 71u
Neues Stadtmuseum Landsberg: 3, 42, 101(2), 102
Stadtarchiv Landsberg 71o
Stadtbauamt Landsberg 74re, 75u, 82u li, 86
Sammlung Lichtenstern 72re, 78u, 79, 81o, 82u re, 84
Johann Mutter (+): 89, 93, 94(2), 95, 97, 100, davon Reprod. P. Augustin 94(2), 95
Gregor F.Peda, D-94034 Passau: Umschlagvorderseite, 36, 70
Hans Pfister, Heinrichshofen: 104
Privat: 59, 61, 72o, 73, 74 li, 75o(3), 76(2), 77(2), 78o(3), 81u, 82o(2), 83(2), 85(2), 87, 88(2)
Vereinsarchiv:
Christoph Weißhaar: 25(2), 26(3), 28u, 29u, 30u(2), 31u(29, 32(3), Umschlagrückseite

PLÄNE; GRAPHIKEN:

Gustav Kramer: 49(2)
Neues Stadtmuseum Landsberg: 10m, 102(2), 103, 104, 105
Staatl.Graphische Sammlung München: 19, 20u, 21o, 21u re
Privat 90, 92, 98, 101
Vereinsarchiv: 4o
Vivell 17

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER
begonnen 1902 als Zeitungsbeilage, gebunden; in Buchform bisher erschienen:

1. (69./70.Jahrgang) 1970/71
2. (71./72.Jahrgang) 1972/73
3. (73./74.Jahrgang) 1974/75
4. (75./76.Jahrgang) 1976/77
5. (77./78.Jahrgang) 1978/79
6. (79./80.Jahrgang) 1980/81
7. (81.-84.Jahrgang) 1982-85
8. (85./86.Jahrgang) 1986/87
9. (87./88.Jahrgang) 1988/89
10. (89./90.Jahrgang) 1990/91
11. (91./92.Jahrgang) 1992/93
12. (93./94.Jahrgang) 1994/95
13. (95./96.Jahrgang) 1996/97
14. (97./98.Jahrgang) 1998/99
15. (99./100.Jahrgang) 2000/01
16. (101.Jahrgang) 2002

Selbstverlag Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg am Lech
Redaktion und Layout: Klaus Münzer
Gesamtherstellung: EGGER Satz + Druck GmbH, Landsberg am Lech

Ritter oder Harfenzitherspielerin?

Eine nicht erkannte Bildquelle zur frühen Musikgeschichte Bayerns in Landsberg am Lech

Stefan Hirsch

Unter den mittelalterlichen Funden am Schlossberg in Landsberg am Lech befindet sich auch ein kleines geschnitztes, hochformatiges Knochenplättchen mit figürlicher Darstellung, die von Harald Koschik[1] als „Ritter mit Schild“ gedeutet und aufgrund einer vermuteten Ähnlichkeit zu elfenbeinernen Schachfiguren der Romanik in die Mitte des 12. Jh. datiert wurde, wobei - auch im Zusammenhang mit dem Ausbau des Schlossberges durch Heinrich den Löwen – diese Datierung als zu eingeengt und eher zu früh erscheint. In einer kürzlichen Arbeit über mittelalterliche Glasspiegel von Ingeborg Krueger[2] wurden die Aussparungen an den rechten Ecken oben und unten, die schon Koschik naheliegenderweise als Vertiefungen für Angelstifte interpretierte, in der Funktion schlüssig als zu einem Deckel eines Taschenspiegels gehörig identifiziert. Die Vergleichsbeispiele gerahmter und zu verschließender Spiegel sind dort zusammengetragen. Es handelt sich um Gegenstände, die im Mittelalter – sozusagen als gehobene Toilettenartikel bzw. als Geschenke und „Liebespfänder“ – in großer Zahl hergestellt und vertrieben wurden. Fassbar ist dies u.a. durch einen schon 1959 zum Vorschein gekommenen linken Flügel einer Spiegelfassung in der Pflasterung eines Straßenzuges in Magdeburg, in dem die „Spiegler“ ansässig waren und der bereits 1284 mit dem Namen „pons speculorum“ in Verbindung zu bringen ist. Glasspiegel, bereits in der Antike im ganzen römischen Reich bekannt und nach dessen Untergang z.B. im Nahen Osten im 5. und 6. Jh. zahlreich belegt, waren auch im Mittelalter in Verwendung. Bei den Franken und Merowingern sind sie – möglicherweise aus abergläubischen Gründen – unter den Sachgütern nicht nachzuweisen, so dass die Frage der Kontinuität differenziert gesehen werden muss. Als Verspiegelungsmetall wurde im Mittelalter durchweg Blei verwendet.

Die Ikonographie der Landsberger Spiegelfassung – in der Literatur nun einmal als „Ritter mit Schild“ eingeführt – gab offenbar keinen Anlass zu näherer Untersuchung, obwohl schon das lange Gewand und die sichtlich offenen Haare des „Ritters“ erhebliche Zweifel an einer solchen Identität aufkommen lassen müssten, zumal eine Waffe und ein Helm fehlen, womit ein Ritter in der Skulptur und Buchmalerei des hohen Mittelalters meist bildlich charakterisiert ist. Bei der von Koschik herangezogenen Vergleichsdarstellung der Ritter der Kirche St. Pierre in Aulnay-de-Saintonge[3], die diese „Attribute“ – wie viele andere aus dieser Zeit in gleicher Art – aufweisen, hätte auch die abgerundet ausladend dreieckig zu denkende Schildform weitere Zweifel verursachen müssen, weil diese den Ausnahmefall in der Typologie der romanischen Schilde darstellt bzw. im Belegmaterial statistisch eher der Spätromanik und Frühgotik zuzurechnen ist. Die überwiegende Zahl der vorgotischen Belege stellt – neben dem häufig vertretenen Rundschild und dem selteneren Ovalschild – den schmalen hochmittelalterlichen „Standard“-Schild dar, wie er klassisch im Evangeliar Heinrich des Löwen dargestellt ist (fol. 17 v). Er hat meist – wie auch in Aulnay – eine der Tropfenform verwandte Blattform und ist im Horizontalschnitt konvex. Dies entspricht auch der Praktikabilität beim Kampf in der Gruppe, bei dem der schmale Schild dem sich leichter verhakenden ausladenden Dreiecksschild überlegen ist bzw. mit dem sich schlechter eine Reihe bilden lässt. Dreiecksschilde in der Buchmalerei, die eine ähnliche Form aufweisen wie der vermeintliche Schild des Landsberger Knochenplättchens, sowie wappenförmige Schilde kennen wir vorzugsweise aus dem späten 13.Jh. und beginnenden 14. Jh., also einer bereits frühgotisch gekennzeichneten Epoche und hier wiederum besonders klar ausgeprägt in hebräischen Handschriftengruppen[4]. Diesen „Stilwechsel“ bei Schilden kann man beim „Glossarium Salomonis“ im Verhältnis von Original (1165) und Kopie, die drei Generationen später entstand, besonders deutlich nachvollziehen (Bayer. Staatsbibl., Codices Clm 13002 und 17403). Insofern würde die ausladend dreieckige Schildform weniger zu der Datierung des Landsberger Knochenplättchens in die Mitte des 12. Jh. passen.

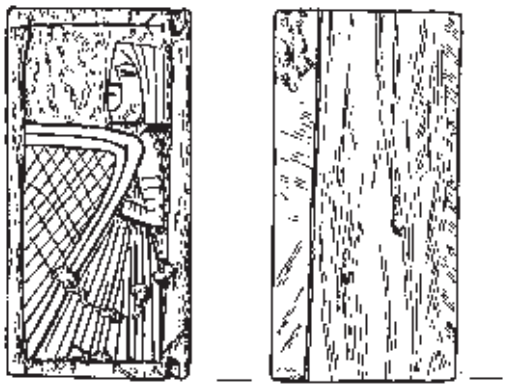
1 Harald Koschik: Der Schloßberg von Landsberg am Lech als Siedelplatz seit früher Zeit. In: Landsberger Geschichtsblätter 1970/71 S. 7-13

2 Ingeborg Krueger: Glasspiegel im Mittelalter - Fakten, Funde und Fragen sowie Glasspiegel im Mittelalter II - Neue Funde und neue Fragen. In: Bonner Jahrbücher des Rheinischen Landesmuseums in Bonn und des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Bd. 190/1990, S. 233-313 und Bd. 195/1995, S. 209-248

3 Die Ritter von Aulnay-de-Saintonge befinden sich auf der Westfassade und nicht am südlichen Querhaus, wie im Text beschrieben und durch eine Gesamtaufnahme des Südportals versehentlich belegt.

4 London, British Library, Ms.Add. 11639, fol.523 r sowie Manchester, The John Rylands Library, Ms. 6 („Rylands-Haggada“), fol. 19 r

Beschnitzter Deckel eines Taschenspiegels (Neues Stadtmuseum Landsberg am Lech)



Deckel Vorder- und Rückseite 1:1

Die „Ritter“-Interpretation ließ sich offensichtlich vom schraffierten Muster des entfernt „schildartigen“ Gebildes als abstrahierende Leit-Wahrnehmung für einen verzierten flächigen, etwa halbmannshohen, sich nach unten zu verjüngenden Gegenstand anregen, dessen Rahmen über den Bildraum hinaus gedacht werden sollte. Auch Krueger nimmt die Darstellung als von einem Bildrahmen abgeschnitten wahr. Das Beispiel eines Schildes mit Rautenmuster[5] – von Koschik und Krueger übrigens nicht herangezogen – würde in der Tat eine gewisse Assoziation zur Landsberger Darstellung verstehen lassen. Wenn im Fall Landsberg ein heraldisches Muster gemeint gewesen wäre, hätte sich dieses jedoch schnitztechnisch auch mit aneinandergehängten rautenförmigen Vertiefungen darstellen lassen.

Das vorliegende schraffierte Muster aus sich überkreuzenden Linien dürfte jedenfalls die Wahrnehmungsmöglichkeit als Saiteninstrument ausgeschlossen haben, da man von einem Saitenbezug beispielsweise einer Harfe normalerweise eine parallele und keinesfalls kreuzweise Anordnung erwartet. Da die vielfältigen Formen von Harfenzithern in unserem üblichen modernen Instrumentarium nicht vertreten sind, fehlt für den Nicht-Musikhistoriker in der Regel die unbewusste ikonographische Assoziationssmöglichkeit für derartige Instrumente.

5. New York, Pierpont Morgan Library, Ms. 619 v

Psalterium englischen Ursprungs 13. Jhdt.
München, Staatsbibliothek, Cu d lat. 835)

Aus zahlreichen Beispielen der romanischen Skulptur kennen wir eine gut untersuchte, vielfältige Typologie von „ein- und doppelseitig bespannten Harfenzithern“, die man in die damaligen, eher offenen Begriffe der „Psalter“ oder „Rotten“ einordnen kann[6]. Es sind Instrumente, die unter der oder den Saitenebenen einen Schallkasten und damit also eine bauliche Verwandtschaft zu „Zithern“ haben. Die Bildquellen zu doppelseitig bespannten Harfenzithern sind in der Skulptur am aussagekräftigsten, weil der Bildhauer in der Dreidimensionalität beide Ebenen real darstellen kann. Dies gilt für Instrumente in einer Spielhaltung der Saitenebenen rund 90° zum Oberkörper des Spielers, also für Spielhaltungen, wie wir sie auch heute vom Harfenspiel gewohnt sind. Der Typus dieser beidseitig bespannten Instrumente ist auch deshalb nie genauer wissenschaftlich rezipiert worden, weil lange Zeit die Buchmalerei als zuverlässigere Quelle eingeschätzt wurde und Abbildungen von Skulpturen in Publikationen sich meist auf eine fotografische oder zeichnerische Aufnahme beschränkten oder beschränken mussten und damit die volle Funktion des Instruments für den wissenschaftlich interessierten Leser nicht nachvollziehbar war.

6 Stefan Hirsch und Katharina Hirsch-Wernet: Zitherformen im frühen und hohen Mittelalter. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1986/87, S.141-186, hier im Quellenanhang die Beispiele Annepont, Arce, Archingeay, Artaiz, Baugy, Bourg-Argental (?), Brux, Bruyères-et-Montbérault (?), Carrión de los Condes, Cervatos (?), La-Chaize-le-Vicomte, Champdolent, Chauvigny, Civray (?), Echagüe (?), Estella, Falaise, Huesca (?), Iguerande, Leyre, Maillezais, Marestay, Marígnac, Massac, Maubourget, Melle, Migron, Modena, Mornac, Nantes (?), Perazancas, Piasca (?), Rioux, Saint-Léger-en-Pons, Saint-Léonard-de-Noblat, Saint-Michel d’Entraigues (?), Saint-Mont (?), Surgères, Tasque, Uncastillo, Varaize, Verneuil.

König David mit Leier (hier als Psalterium bezeichnet)
11. Jhdt. (London, Brit. Museum, Colton Tib. C. VI.)

Piasca, Archivolte des Westportals

In der Autopsie mit wechselnden Winkeln bei guten Streiflichtverhältnissen lassen sich Musikdarstellungen der romanischen Bauplastik jedoch gut entziffern.

Aus der Bauplastik können wir erschließen, dass es z.B. auch doppelseitig bespannte quadratische Psalter mit diagonalem Bezug gab und eben auch Instrumente mit im Winkel versetzten Bezügen[7].

Mit diesen Beispielen lässt sich die Funktion der beiden quadratischen Psalter mit dem seltsam anmutenden, schraffiert dargestellten Saitenbezug in den bekannten Miniaturen der Musikanten des Codex Clm 835 der Münchner Staatsbibliothek problemlos entschlüsseln. Dass diese quadratischen Gegenstände überhaupt Musikinstrumente sind, ist nicht anzuzweifeln, weil sie im Kontext mit weiteren Musikinstrumenten und Musikanten stehen und der ikonographisch verwertete biblische Text entsprechend von Musik und Musikinstrumenten spricht[8].

Somit lässt sich aus der Buchmalerei[9] erschließen, dass Synchrondarstellungen verschiedener Blickwinkel – oder besser gesagt – Funktionen, wie wir sie beispielsweise ausgeprägt bei Architekturabstraktionen studieren können, auch bei Musikinstrumentendarstellungen Anwendung fanden. Ganz eindeutig fassbar ist dies bei einer Miniatur aus der Schule von Winchester. Hier ist die zweite Saitenebene einfach durch ein eingeblendetes Fenster (ähnlich der heutigen Darstellungsart mehrerer Bildinhalte durch „Fenster“ auf Computerbildschirmen) zum Ausdruck gebracht. Die „Horizontalstrichelung“ im Bildraum der senkrechten Saiten hat schon Hugo Steger 1961 vermuten lassen, dass das Instrument des Königs David keine Harfe, sondern eine Leierzither mit Schallboden sein müsste, ohne den weiteren Schritt der Interpretation eines Doppelpsalters zu wagen[10]. Neben der „Einblendung“ gibt es auch die „Überblendung“, die durch Schraffur dargestellt werden kann. „Schraffiert“ dargestellte Saiten bedeuten demnach wohl zwei Saitenebenen, eine vor dem Schallkasten, eine hinter dem Schallkasten. Bei Schwarz-weiß-Abbildungen mittelalterlicher Miniaturmalerei lässt sich oft nicht entscheiden, ob zwischen angedeuteten Saitenträgern, Rahmen- oder Stegleisten bzw. potentiellen Vorderstangen ein Schallkasten zu denken ist. Im Original ist jedoch häufig der „Schallkasten“ durch eine andere, von der Umgebung abgesetzte Flächenfarbe erkenntlich. Damit lassen sich Interpretationen von Rahmenharfen im Einzelfall gut ausschliessen.

Nachdem also die Schraffierung des Gegenstandes des Landsberger Spiegeltürchens auf ein zweiseitig bezogenes Musikinstrument mit Schallkasten deutet, wird ersichtlich, dass die Darstellung bereits im Bildraum in sich – abstrahiert – durchaus vollständig ist, denn eine Harfenzither braucht ja keine „Vorderstange“, sondern ist mit Wirbelleisten bzw. Saitenträgern hinlänglich gekennzeichnet. Auf die Vollständigkeit deutet auch die Anzahl der Saiten. Die zuerst geschnitzte Saitenebene zeigt 10 Saiten, die danach geschnitzte mindestens 9, vielleicht auch 10, wenn man eine

7 wie Anm. 6, vgl. insbesondere die Beispiele: Covet; Piasca; London, Brit.Mus. Cotton Tib.C.VI f 17 v; München, Staatsbibl., Clm 835, 147 r und 148 r. Ob der in späterer Zeit aufgemalte schräge Saitenbezug bei einem Instrument eines der 24 Ältesten von Orense in mittelalterlicher Tradition steht, ist unklar.

8 Psalm 150: „...Lobt ihn mit Hörnerfanfaren! Lobt ihn mit Zithern und Harfen! Lobt ihn mit Pauken und Reigen! Lobt ihn mit Saiten und Flöten! Lobt ihn mit klingenden Zimbeln!...“

9 Quellenmaterial dazu ebenfalls in „Zitherformen...“, wie Anm. 6

10 vgl. Hugo Steger, David Rex et Propheta, Nürnberg 1961, S. 193

etwas unscharfe Stelle im unteren Bereich als Ansatzstelle eines Schnitzmessers auffasst. Damit wäre auf den Typus eines 10-saitigen Doppelpsalters mit seiner vielfach apostrophierten transzendenten Symbolik angespielt. Bei der relativen Grobschlächtigkeit der Darstellung darf man aber solche Feinheiten auch als zufällig ansprechen, denn wir kennen andererseits Beispiele, bei denen mit drei grob dargestellten Saiten bereits ein Psalter charakterisiert werden konnte, also die geringste Anzahl, mit der eine redundante bildinhaltliche Wahrnehmung eines Saiteninstruments dieser Art möglich ist. Ein Doppelpsalter mit der Kombination 10 Saiten auf der einen und 9 Saiten auf der anderen Seite ist jedenfalls in Massac (Charente-Maritime) dargestellt, ein ebensolcher mit beiderseits je 10 Saiten in Varaize (Charente-Maritime). Für Harfenzither-Instrumente mit 9 oder 10 Saiten ganz allgemein gibt es ohnehin viele Belege. Auch in dieser Hinsicht ordnet sich das Landsberger Beispiel in die bekannten Musikdarstellungen zwanglos ein.

Eine weitere Überlegung schließt die bisherige Deutung des Landsberger Knochenplättchens als Ritter mit Schild aus. Die Ikonographien der Spiegelrahmen bewegen sich – und dies geht mit ihrer Funktion und Verwendung gut zusammen – überwiegend im Bereich der „schönen Dinge des Lebens“: Es geht vorwiegend um Liebe, Eros, Musik und Tanz – Inhalte, die auch literarisch für diese Zeit gut fassbar sind. Die Deutung „Musikantin mit Doppelpsalter“ passt demnach bei weitem besser zu den auf solchen Gegenständen erschlossenen Ikonographien als ein „Ritter mit Schild“, der in diesen Zusammenhängen eher singulär wäre.

Darüber hinaus liesse die Tracht und die Haartracht der dargestellten Person eine Interpretation als „Ritter“ schwerlich zu: Die Quelle mit den ausführlichsten hochmittelalterlichen Ritterdarstellungen, der über 70 m lange Wandteppich von Bayeux aus dem 11. Jh., der die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer darstellt, zeigt ausnahmslos den kurzen Rock. Zahlreiche andere Bilddarstellungen von „Rittern“ oder „ritterlichen Personen“ in der Buchmalerei, Kleinkunst und Skulptur zeigen eben diesen[11]. Wenn längere, meist höchstens bis zum Unterschenkel reichende Gewänder oder Umhänge bei Rittern dargestellt sind, so sind diese in der Regel geschlitzt. Der knöchellange, wehende Rock ist dagegen bei zahlreichen Musikantinnen und Tänzerinnen der romanischen Epoche (u.a. bei den „Salome“-Darstellungen) belegt[12], meist in Zusammenhang mit offener Haartracht, womit wiederum auf den Bereich des Liebreizenden und Erotischen angespielt ist.

Fasst man die Argumente für die Umdeutung des Landsberger Knochenplättchens zusammen, birgt somit das Neue Stadtmuseum Landsberg (als Leihgabe der Archäologischen Staatssammlung Inv.Nr. 1971,483 l) eine hochbedeutende, bisher nicht erkannte Bildquelle zur frühen Musikgeschichte Bayerns[13].

11 zur Typologie früh- und hochmittelalterlicher Ritterdarstellungen und damit verwandter Ikonographien wurden - ohne Anspruch auf eine nur annähernde Vollständigkeit - folgende Beispiele herangezogen: Aulnay-de-Saintonge, Westportal; Blasimon, Portal; Freising, Dom, Bestiensäule; Gabarnac, Portal; Köln, St. Gereon, Mosaikboden in der Krypta; Münster, Landesmuseum, Reliefs vom Turm der St. Mauritz-Stiftskirche; Straubing, St. Peter, Westportal; Vézelay, Westportal; Aachen, Domschatz, Elfenbeinsitula; Bamberg, Staatsbibl., Msc.Lit. 1, fol. 126 v; Brüssel, Bibl. Royale, Ms. 10066-10077; Den Haag, Koninklijke Bibl., Ms. 75, F 5; Hannover, Kestner-Museum, Inv.Nr. 3984; Klosterneuburg, Stiftsbibl., Cod. 685, fol. 74 r; Köln, HAStK, St.Gereon U3/107; London, Brit. Library, Ms. Add. 11639, fol. 523 v; Mailand, Bibl. Ambrosiana, Cod. F.205 Inf., pict. XX, XXI; Manchester, The John Rylands Library, Ms.6, fol. 19 r; München, Bayer. Staatsbibl., Clm.13002; München, Bayer. Staatsbibl., Clm. 14000, fol. 5 v; München, Bayer. Staatsbibl., Clm 17403; Prag, Státni Knihovna XIV.A.13. Fol. 43 v; Paris, Bibl. Nat., Lat. 1, fol. 215 v; Paris, Musée de Cluny, Inv.Nr. Cl. 17723; Rom, Abbazia di San Paolo fuori le mura, „Bibel von St. Paul“, fol. 50 v; Rom, Bibl. Apostolica Vaticana, Cod. lat. 2001; Rom, Bibl. Apostolica Vaticana, Cod.lat. 3225, fol.73 v; Rom, Bibl. Apostolica Vaticana, Cod.lat. 3867, fol. 108 r; Rom, Bibl. Apostolica Vaticana, Palat. gr. 431 („Josua-Rotulus“), fol. (Segment) XII, XIII, XIV; Rom, Bibl. Apostolica Vaticana, Reg.lat. 124, fol. 4 v; St. Gallen, Stiftsbibl., Cod. 22, pag. 140,141; Stuttgart, Württ. Landesbibl., Zwiefaltener Codex; Utrecht, Bibl. der Rijksuniversiteit, Cat.Cod.Ms.Bibl. Rhenotraiectinae I.Nr.32. Für die freundliche Mithilfe bei der Recherche zu Darstellungen von Rittern danke ich Pirkko Rathgeber.

12 Aguero; Ejea de los Caballeros; Huesca; Magliano de‘ Marsi; Milano, Sant’Ambrogio; Müstair; Rouen; Seckau. Weitere Beispiele für Musikantinnen mit langem Rock in der einschlägigen musikikonographischen Literatur, siehe auch Literaturverzeichnis Hirsch, wie Anm. 6

13 Für die freundliche Ermöglichung einer ausführlichen Autopsie und des Fotografierens danke ich Hartfrid Neunzert.

Meillers. St, Julien:
Esel mit Harfenzither, Löwe mit Fiedel (Frankreich, 12. Jhdt.)

Immigration und Integration von Savoyarden und anderen „Welschen“ in der frühen Neuzeit in Landsberg

von Klaus Münzer

In den letzten Jahren richtete sich das Interesse der Forschung unter anderem auf ein Phänomen, das heutzutage unter dem Schlagwort „Deutschland – ein Einwanderungsland“ an Aktualität gewonnen hat: Die Immigration von „Welschen“ nach Deutschland in früheren Jahrhunderten. Besonderes Interesse fanden dabei die Immigranten aus dem ehemaligen Herzogtum Savoyen, die früher zumeist als Savoyer oder Savoyarden bezeichnet wurden. Aufbauend auf frühere Forschungen von Karl Martin[1] und Paul Guichonnet[2] und anderen veröffentlichte Franziska Raynaud 2001 eine grundlegende Abhandlung über savoyische Einwanderungen in Deutschland vom 15. bis 19. Jahrhundert[3]. Im gleichen Jahre folgte Martin Zürn mit zwei weiteren Veröffentlichungen[4]. Die meisten Untersuchungen befassen sich mit dem schwäbisch-alemannischen Raum. Lediglich Franziska Raynaud greift darüber hinaus; von Altbayern bezieht sie vor allem die Haupt- und Residenzstadt München ein (außerdem in Altbayern bei ihr nur Abensberg, Neuötting, Schongau[5] und Straubing genannt). So schien es mir eine interessante regionalgeschichtliche Ergänzung, die Landsberger Quellen nach Savoyarden zu durchforschen und – da das Phänomen ähnlich gelagert ist – auch andere „Welsche“ aus Graubünden, Tessin und Oberitalien einzubeziehen und anzufügen.

Einführung in das Thema

Das Herkunftsgebiet der Savoyarden

Unter Savoyen versteht man das Stammland des mittelalterlichen Herzogtums Savoyen. Seine Hauptstadt war zunächst Chambéry, seit 1610 Turin. Das Kerngebiet besteht aus dem 1860 an Frankreich abgetretenen westlichen Teil, der die Départements Savoie und Haute Savoie mit den Hauptorten Chambéry und Annecy umfasst, und einem östlichen Teil, dem Tal der oberen Dora Baltea mit deren Seitentälern, welcher heutzutage eine autonome Region mit dem Hauptort Aosta innerhalb der Republik Italien darstellt. In beiden Teilen Savoyens wird seit dem Mittelalter ein vom Italienischen beeinflusster französischer Dialekt gesprochen. Im italienischen Aostatal, wo man heute noch französisch spricht, gab es außerdem sechs alemannische Sprachinseln in den vom Monte Rosa ausstrahlenden Tälern, am bekanntesten Gressoney und Issime[6].

Tod und Buckelkrämer aus dem Basler Totentanz (16. Jh.) (aus Häberlein/Zürn, Minderheiten, Obrigkeit und Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Scripta mercaturae Verlag 2001)

Ursachen der Auswanderung

Savoyen ist zum größten Teil ein Hochgebirgsland mit nur wenig Landwirtschaft. Die höher gelegenen Hänge waren seit dem Spätmittelalter bereits alle gerodet, so dass es für die wachsende Bevölkerung mit Familien von 10 bis 15 Kindern keine Ausdehnungsmöglichkeiten mehr gab. Die Folge waren Übervölkerung, Hunger und Armut. Da zudem in Savoyen Hof und Land jeweils der älteste Sohn erbte, waren die jüngeren gezwungen, „ihre eigene Tüchtigkeit zu beweisen, bevor sie eine standesgemäße Ehe schließen konnten“[7]. So zwangen die kargen Böden schon früh die Bewohner, Nebenerwerbe zu betreiben oder im Ausland ihr Brot zu verdienen. Man findet sie als Maurer, Gipser, Steinmetze, Bildhauer[8], Kesselschmiede, Zinngießer, Maler,

1 Martin, Karl: Die italienische Gemeinde Gressenoy am Monte Rosa und ihre Beziehungen zum Breisgau, in: Schau-ins-Land 62 (1935), S. 35ff.;
Ders.: Die Einwanderung aus Savoyen nach Südbaden, in: Schau-ins-Land, 66 (1939);
Ders.: Die savoyische Einwanderung in das alemannische Süddeutschland, in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung , 6.Jgg., Leipzig 1942: S.647-658;
Ders.: Die Einwanderung aus Savoyen in das Allgäu und einige angrenzende Gebiet, (in: Allgäuer Heimatbücher, 48.Bändchen: Alte Allgäuer Geschlechter, Hg.v.Alfred Weitnauer, Kempten 1955

2 Guichonnet, Paul: L‘emigration alpine vers les pays alémaniques, in: Révue de Géographie alpine, Tome XXXVI 1948, Fascicule I, Grenoble 1948, S.533ff

3 Raynaud, Franziska: Savoyische Einwanderungen in Deutschland (15. bis 19. Jahrhundert), Verlag Degener & Co., Neustadt a.d.Aisch 2001

4 Zürn, Martin: „Damit man des unnützen Volks abkomme“. Savoyer und andere Welsche in Süddeutschland zwischen Seßhaftigkeit und Vagantentum, in: Minderheiten, Obrigkeit und Gesellschaft in der frühen Neuzeit. Integrations- und Abgrenzungsprozesse im süddeutschen Raum, von Mark Häberlein, Martin Zürn (Hrsg.) Scripta Mercaturae Verlag St.Margarethen 2001, S.141-181
Ders.: Savoyarden in Oberbdeutschland. Zur Integration einer ethnischen Minderheit in Augsburg, Freiburg und Konstanz, in: Kommunikation und Region, hg. v. Carl A,.Hoffmann und Rolf Kießling, Forum Suevicum Band 4, UVK Verlag Konstanz 2001, S.381-419

5 Raynaud, S.7

6 Raynaud, S.32

7 Martin (1942), S.648

8 Martin (1942), S.648

Zimmerleute, Schreiner, Diener[9], besonders aber als saisonal wandernde Kraxenkrämer, die den langen Gebirgswinter nutzten, um die in Heimarbeit selbst hergestellten oder beschaffte Waren zu verkaufen. Von ihnen heißt es im Jahre 1726: „Die Abwesenden kommen um das Fest des heiligen Johannes des Täufers [=24.Juni] zurück, um sich um ihre Angelegenheiten zu kümmern; sie gehen nach etwa 3 Monaten wieder fort zu ihrem gewöhnlichen Handelsgeschäft, um die königlichen Steuern zahlen und ihre Familien ernähren zu können“.[10]

Hausierender savoyischer Buckelkrämer (18.Jh.)
(aus Raynaud, Savoyische Einwanderungen in Deutschland)

Arten der Abwanderung und soziale Schichtung

Die neuere Forschung unterscheidet drei Arten der Abwanderung (nach Raynaud):
I. die „émigration saisonnière“, bei der Familienväter oder Junggesellen einige Monate im Ausland arbeiteten und zur Erntearbeit in ihr Heimatdorf zurückkehrten,
II. die „émigration temporaire“, die einige Jahre oder Jahrzehnte lange Abwanderung mit Ansässigkeit, ja Einbürgerung im Ausland, aber Rückkehr in die Heimat, oft wohlhabend, um dort den Lebensabend zu verbringen, und
III. die „émigration définitive“, die endgültige Auswanderung mit der Absicht, sich selbst und die Nachkommen zu assimilieren.

Betrachtet man die **soziale Schichtung** der Savoyarden, so nimmt zunächst der Hochadel eine Sonderstellung ein und fällt gewissermaßen aus dem Rahmen der eigentlichen Auswanderung. Da wären zunächst 16 Prinzessinnen aus Savoyen zu erwähnen, die im Laufe der Jahrhunderte in deutsche Fürstenhäuser einheirateten. Der berühmteste Vertreter des savoyischen Hochadels ist aber zweifellos Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, kaiserlicher Feldmarschall im Spanischen Erbfolgekrieg und Türkensieger. Für Bayern von größter Bedeutung war Graf Maximilian Joseph Garnerin de Montgelas (1759-1838), von 1799 bis 1817 der mächtige Staatsminister und Umgestalter Bayerns, dessen Vater eingewandert war. Nicht repräsentativ für das Gros der Auswanderer sind auch die Stadtbürger, wie der Arzt Georg Carossa, Urgroßvater des Dichters Hans Carossa.

Die meisten Auswanderer aber kamen aus den Dörfern und verdienten ihren Unterhalt als Wanderhändler mit ihren Kraxen oder Rückenkästen. Im 17.und 18.Jahrhundert stellten diese nach savoyischen Studien 90-95% der Auswanderer nach Deutschland. Sie boten hausierend alles an, was an Kleidung und Hausrat benötigt wurde und wonach ihre Kunden fragten: Kopf- und Halstücher, Knöpfe, Nadeln, Faden, billigen Schmuck, Lederwaren, Strümpfe, Handschuhe, Hüte, Werkzeuge, Kessel, Pfannen, Holz- und Zinngeschirr, Papier und Schreibwaren, Tinte, Salz, Gewürze und vieles andere, je nach der Nachfrage[11]. Sie verließen nach der Ernte in Gruppen ihre Heimatdörfer, unterstützten sich gegenseitig – auch mit finanziellen Starthilfen – und bezogen die Waren, wenn sie nicht aus Savoyen mitgeführt wurden, aus Depots, die auf Dörfern – z.B.bei Gastwirten – von kapitalkräftigeren Landsleuten angelegt worden waren.

In der Geltung unter diesen Wanderkrämern standen die wandernden Handwerker, wie Kesselschmiede, Kupferschmiede und Zinngießer, die mit ihren eigenen Produkten hausierten. Dann kamen Kesselflicker, die Eisen-und Kupfergeräte löteten oder beschichteten und auch Altmetall sammelten. Darunter standen die wandernden Messer- und Scherenschleifer und zuunterst schließlich das fahrende Volk mit ihren dressierten Tanzbären und Murmeltieren (Marmottes) oder Drehorgeln mit angeketteten Äffchen. Diese Vaganten zogen von Jahrmarkt zur Jahrmarkt. (Goethe lässt in seiner Burleske „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ einen solchen Savoyardenknaben mit seiner Marmotte auftreten.)

Zeitspanne der Auswanderungsbewegung

Erste Erwähnungen von Savoyarden gibt es bereits im späten Mittelalter, so 1418 der Steinmetzmeister Michel Saphoy in Salem und 1425 „welsche Händler“ aus Faucigny auf den Jahrmärkten in Freiburg im Breisgau. Im 16.Jahrhundert versuchen südwestdeutsche Kleinstädte, gegen die hausierenden Kleinhändler vorzugehen, doch hatten sie wenig Erfolg, da die einheimische Bevölkerung ihr Warenangebot schätzte. Nach der Handelsflaute des Dreißigjährigen Krieges kam es aber zu einer großen Einwanderungswelle in Süddeutschland von 1650 bis 1750, danach richtete sich die Auswanderung vor allem nach der Schweiz und Frankreich. Nach der Französischen Revolution versiegte die Einwanderung, abgesehen von einem Schub nach Bayerisch-Schwaben aus dem alemannisch sprachigen Gressenoy im Aostatal in der 1.Hälfte des 19.Jahrhunderts[12].

Eine besondere Auswanderungswelle bestand aus Hugenotten und Waldensern, die nach einem Vertrag im August 1696 zwischen Louis XIV. und dem Herzog von Savoyen dessen Land verlassen mussten. Diese wurden aber nicht im Herzogtum Bayern, sondern in protestantischen Staaten, wie dem Herzogtum Württemberg, der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und der Markgrafschaft Baden-Durlach fest angesiedelt[13]. In Altbayern fanden aber nur katholische Savoyarden Aufnahme.

9 Raynaud, S.37
10 Raynaud, S.37
11 Raynaud, S.67 u. 69
12 Raynaud, S.16f
13 Martin (1942), S.648; Raynaud, S.32

Savoyarden in Landsberg

Methodik der Untersuchung

Aus der archivalischen Quellenlage in Landsberg ergaben sich zwei Ansatzpunkte: zunächst die Matrikelbücher der Stadtpfarrei Mariä Himmelfahrt. Sie beginnen 1584 mit der Trauungsmatrikel, gefolgt von der Sterbematrikel ab 1585 und der Taufmatrikel ab 1631. Aus ihnen sind neben der Herkunft – zur Identifizierung als Savoyarde – die Trauzeugen und Taufpaten als Indikatoren der Integration aufschlussreich. Da diese Matrikelbücher in den ersten Jahrzehnten bis etwa zum Ende des Dreißigjährigen Krieges sich meistens nur auf die Aufzeichnung der Namen beschränken, wurde für diese Zeit systematisch nach Namen französischen und italienischen Ursprungs gesucht, wobei allerdings einquartierte Soldaten und deren Familienangehörige für die Untersuchung nicht in Betracht kamen.

Daneben sind die Ratsprotokolle, ab 1622 mit wenigen Lücken erhalten, die wichtigste Quelle. Sie geben z.T.ausführlich über versuchte und erfolgte Einbürgerung, Auseinandersetzungen mit Konkurrenten u.a. Auskunft.

Die Darstellung beginnt mit frühesten, noch namenlosen Erwähnungen welscher Krämer in den Ratsprotokollen. Dann werden solche Immigranten, die durch Herkunftsangabe als Savoyarden kenntlich sind, oder solche, bei denen aus dem Zusammenhang eine solche Herkunft vermutet werden kann, in chronologischer Reihenfolge vorgestellt. Danach folgen, wieder chronologisch, die „Welschen“, deren Herkunft unklar ist oder die aus Gebieten außerhalb Savoyens stammen. Den Abschluss bildet eine Zusammenfassung der gewonnenen Erkenntnisse, und als Anhang folgen schließlich das Ergebnis der Suche nach Familiennamen savoyardischer Herkunft im heutigen Landsberg und ein Namensregister der savoyischen und anderen welschen Immigranten des 17. Und 18.Jahrhunderts in Landsberg.

Erstes Auftauchen welscher Krämer in Landsberg

1665 werden erstmals in Landsberg *auslendtische* und *welsche Crammer* erwähnt, denen auf Anhalten der Zunft der Kramer das Hausieren, sogar auch bei den kurfürstlichen Beamten, verboten wird. Auf jeweiligen Antrag der Zunft wird dem jeweiligen Amtsbürgermeister aufgetragen, ein solches Hausieren abzustellen[14]. Aus dem Vorgang wird zweierlei deutlich: Zunächst der Konkurrenzneid der einheimischen Krämer, dann aber auch ein Bedürfnis der städtischen Oberschicht unter Einschluss der kurfürstlichen Beamten nach dem Warenangebot der Fremden.

Ein halbes Jahr später werden bereits die ersten einschlägigen Strafen verhängt: Drei angesehene Bürgerinnen, nämlich die Frauen zweier Ratsherren und Kaufleute und eine Hucklerin, kauften vor dem Stadttor Waren *von frembdten Spiz: und Porthencramern,* welche mangels eines Passierscheines nicht in die Stadt eingelassen worden waren. Die Bürgerinnen mussten je ein halbes Pfund Pfennig Strafe zahlen[15].

Zwei Wochen später trifft es *2 welsche Crämer,* die beim Bierbräu Franz Perchtoldt [heute: Hotel Goggl] *mit französischen wahren* eingekehrt waren, welche sie dort auslegten und verkauften, ja sogar mit ihnen hausieren gingen. Auch sie werden mit je einem halben Pfund Pfennig bestraft[16]. Beide Vorgänge passen in das bereits zu 1665 gewonnene Bild: die fremden Krämer befriedigten höhere Ansprüche, die von den einheimischen Krämern wohl nicht gedeckt wurden: so genannte Galanteriewaren aus dem Frankreich Ludwigs XIV. Von besonderem Reiz ist dabei, dass die Frauen zweier Kaufleute sich für diese Waren interessierten: war es doch die Zunft ihrer Ehegatten, die das Verbot des Hausierens mit solchen Waren beim Rat durchgesetzt hatte.

Waren in den bisher geschilderten Fällen Namen und Herkunft der welschen Hausierer ungenannt geblieben, so ist dies beim nächsten aktenkundigen Vorfall im Jahre 1673 anders: *Ulrich **Menschat** aus Venediger gebieth,* der verbotswidrig mit Waren in der Stadt hausieren ging, wird mit 2 Pfund Pfennigen bestraft, was dem Wert von 2 Gulden 17 Kreuzern und einem Heller gängiger Münze entsprach[17]. Es ist festzustellen, dass die Höhe der Strafe gegenüber denen von 1665 und 1666 das Vierfache betrug. Zur Herkunftsangabe ist anzumerken, dass die „Terra ferma“ der Republik Venedig damals von der Adria bis nach Bergamo in der Lombardei reichte.

Für die Akzeptanz der „Welschen“ bei der Stadtbevölkerung mag abschließend ein weiteres Beispiel dienen, wobei es sich allerdings nicht um Wanderkrämer, sondern um wandernde Kaminfeger handelt: Im Jahre 1689 beschwert sich der Äußere Rat der Stadt auf der (vierteljährlichen) Quatemberratssitzung beim Inneren Rat (dem Magistrat) über den Unfleiß der hiesigen Kaminfeger, deren unsauberes Fegen eine große Gefahr bedeute. Um die Säumigen zu größerem Fleiß anzustacheln, bringt der Äußere Rat vor, es gebe kein besseres Mittel, als der Bürgerschaft freizustellen, *sich auch der wälschen Caminfeger bedienen zedärffen*. Hierüber fasst der Innere Rat den Beschluss: *Man will die frembdte und wälsche Kammichfeger, wie ehedessen geschehen, passiren lassen, und der burgerschafft frey gestelt haben, ob Sye sich der hiesig: oder frembdten Caminfeger bedienen möge“*[18]. Aus dem Text geht zunächst hervor, dass welsche Kaminfeger bereits vorher in der Stadt anzutreffen waren, und weiterhin, dass diese ihre Arbeit nicht schlecht verrichteten, so dass ihre Konkurrenz zu den hiesigen Kaminfegern bewusst eingesetzt werden konnte.

Schicksale einzelner Savoyarden in Landsberg

1. Peter Bagnion (Pannion), Handelsmann aus Vio in Savoien (* um 1653, in Landsberg ab 1688, + 1719)

Herr Peter Bagnion, aus Savoyen gebürtig, wird am 26.März 1688 *als Bürger und Kramer vom kurfürstlichen Hochloblichen Geheimen Rat gnädigst eingeschafft* und zahlt dafür, einschließlich der Abgabe für die Kriegscassa und 2 Feuerkübel, 41 Gulden[19]. Wie es genauer zu dieser Einbürgerung kam, geht aus einem späteren Streitfall hervor. Demnach war Bagnion zunächst *vom churfrtl: Hoffrhat abgewiesen, dann aber aus churfrtl: Gnaden ex commissione speciali für einen Crammer eingeschafft worden*[20]. Was den kurfürstlichen Geheimen Rat als Spezialkommission bewog, die Abweisung des kurfürstlichen Hofrates aufzuheben, geht aus den Unterlagen nicht hervor. Diese „von oben“ erfolgte Einschaffung als Kramer diente dem Stadtrat übrigens anschließend zur Begründung, dem Bürger- und Kramersohn Xaverius Saller die Aufnahme in die Zunft zu verweigern, *weillen Peter Bagnion...erst eingeschafft wordten und die Cramer ohne dem ybersezt seindt*[21]. Ein Jahr später wird eine weitere Aufnahme in die Kramerzunft mit gleicher Begründung abgewiesen[22].

14 StadtA LL, Ratsprotokoll (RP) vom 28.8.1665, fol. 42
15 RP vom 29.1.1666, fol. 13
16 RP vom 12.2.1666, fol. 15’
17 RP vom 20.10.1673, fol. 83
18 RP vom 3.6.1689, fol. 51
19 RP vom 26.3.1688, fol. 33
20 RP vom 27.10.1689, fol. 90’
21 RP vom 26.3.1688, fol. 33
22 RP vom 27.10.1689, fol.89’ff

Hintergrund für diese Einbürgerung war wohl die geplante Heirat Bagnions mit der 18jährigen Bürgermeisters- und Bierbräuerstochter Jungfrau Ursula Christeinerin, deren Vermählung am 18.10.1688 vom Landsberger Stadtpfarrer Dr.Franziskus Mayr mit zwei geistlichen Trauzeugen eingesegnet wurde. In dem Eintrag im Trauungsbuch wird auch die genaue Herkunft angegeben: *D.Petrus Pannio mercator de Vio in Savoien*[23] , womit wohl der Ort Viuz-en-Sallaz[24] gemeint sein könnte. Vielleicht hatte der Herr Bürgermeister Sebastian Christeiner als künftiger Schwiegervater sich bei Hofe für die Einbürgerung und die Genehmigung einer zusätzlichen Kramereigerechtigkeit eingesetzt. Die Wohnhäuser beider lagen übrigens in bester Geschäftslage am Hauptplatz: die Brauerei des Sebastian Christeiner im Haus Nr.155 [heute Zederbräu], das Geschäft Bagnions in Haus Nr.178 [heute Goldschmied Heidelberg], das vorher seinem Schwiegervater gehört hatte und wohl der Tochter als Mitgift überlassen worden war[25]. (Dem Bierbräu gehörte übrigens noch eine weitere Brauerei, die Nr.209 [„Christeiner"], der alte Familienbesitz, den er 1691 seinem Sohn Alois übergab.)

Wie konnte Peter Bagnion zu einer so gute „Partie" mit der reichen Bürgermeisterstochter gelangen? Darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Einen Hinweis könnte aber eine Klage liefern, die gegen ihn 1693 von dem Savoyarden Philipp **Faber** aus Lisabetha[26] erhoben wurde. 13 Jahre lang sei Bagnion sein Teilhaber gewesen. Während dieser Zeit, und zwar vor 5 Jahren, habe Bagnion von den Gebrüdern Claude und Matheus **Raque**, Schleifern aus Lisabetha in Savoien, 120 Reichstaler (=180 Gulden) mit 13 Kreuzer Aufschlag auf jeden Taler oder zusammen 206 Gulden erhalten. Diese sollte er, Bagnion, dem Faber bei dessen Heimreise nach Lisabetha mitgeben, Faber hatte aber nur 60 Gulden Abschlagzahlung erhalten. Nun klagt Faber, der den Brüdern Raque daheim die ganze Summe bezahlen musste, um die restlichen 156 Gulden und weitere 40 Gulden Reise-, Versäumnis- und andere Unkosten.

Der Vorgang macht deutlich, dass Savoyarden einander Kapital auf Zins vorstreckten und Handelscompagnien mit Landsleuten eingingen. F.Raynaud schreibt über den Zusammenhalt der Savoyer: „...gegenseitige Bürgschaft, Geldkredite, Aushilfe jeglicher Art, Vormundschaft für Waisen, Beistand und Zeugen bei Testamenten, Ordnung des Nachlasses, Nachrichtenübertragung und Verbindung mit der Heimat. Für Savoyer war es moralische Pflicht, Anfängern im Geschäft, wie Neuankömmlingen überhaupt, beizustehen,..." [27]. Peter Bagnion war wohl in einer solchen Partnerschaft zu einigem Vermögen gekommen, war aber anders als die Gebrüder Raque oder sein Teilhaber Philipp Faber nicht nach Savoyen zurückgekehrt, sondern hatte sich in Landsberg durch Einheirat sesshaft gemacht. Interessant ist nebenbei, dass hier neben einem savoyardischen Wanderkrämer auch wandernde Schleifer aus Savoyen erwähnt werden.

Ein wichtiges Indiz für die gesellschaftliche Akzeptanz des Kaufmanns Bagnion lässt sich aus dem sozialen Rang der Taufpaten seiner sieben Kinder ablesen: Bei den 1689, 1690, 1692, 1693 und 1694 Geborenen gewann er den kurfürstlichen Rat, Stadt- und Landrichter Ignatius Günther von Kolberg und die Baroness Maria Anna von Donnersberg auf Schloss Igling zu Gevattern, bei seinen 1697 und 1698 geborenen letzten Kindern aber den Bürgermeister und Weinwirt Johann Jacob Hailberger und dessen Gemahlin[28].

Landsleute beschäftigte Bagnion auch als Ladendiener. So verklagt Bagnions Ladendiener Joseph **Dougrot** 1691 den Huckler Stephan Hölderich um Rückgabe dreier Paar Strümpfe, die dieser bei Abwesenheit des Prinzipals unter einem Vorwand aus dem Ladengewölbe geholt und weder bezahlt noch zurückgegeben hatte. Da der Huckler gegenüber dem insistierenden Dougrot gewalttätig wurde, wird er – außer der Erstattung für die Strümpfe – mit beiden Füßen in den Stock geschlossen[29]. Der Name Dougrot könnte eine missverstandene Schreibung von Ducroz sein[30].

Ein weiterer Ladendiener namens **Mourethe**, vielleicht der Savoyardenname Moret[31], wird auf offener Gasse von einem Studenten angefallen und geschlagen, und als sich dessen Mutter, eine Weißgerberin, in die Schlägerei einmischt, beleidigt sie den Ladendiener und seinen Prinzipal, Herrn Peter Bagnion, als unnütze Leut, wofür sie trotz privaten Vergleichs mit den Beschimpften mit einem Pfund Pfennig gestraft wird[32].

Streit und Handgreiflichkeiten gibt es allenfalls mit Handwerkerkreisen. Außer der genannten Weißgerberin klagt einmal ein Hutmacher gegen Bagnion und zwei seiner Zunftgenossen – die Kaufleute Paul Güsser und Hans Gasser – wegen des Verkaufs inländischer Hüte. Die drei Kaufleute versichern jedoch, nur teure *auslendtische und Leonische Hüett* beizulegen und zu verkaufen, was durch Entscheid des kurfürstlichen Hofrats gestattet sei[33]. Sonst findet man in den Ratsprotokollen nur die üblichen Klagen eines Handelsmannes gegen säumige Schuldner wegen entnommener Handelswaren, bei welchen Klagen Bagnion jeweils zu seinem Recht verholfen wird, in einem Falle wird gar ein Bäcker in Schuldhaft genommen[34].

Zum weiteren Lebensweg Peter Bagnions lassen sich nur dürftige Angaben finden. :

In der ältesten erhaltenen Bürgerbeschreibung vom 7.2.1702 liest man: *Bagnon Peter, Handlsman, 49 Jahr alt, hat ain haus ufm Plaz, ain Gartten, underschidliche Schulden [bei] denen handlsleithen*[35]. Die Altersangabe lässt auf ein Geburtsdatum 1652 oder 1653 schließen. 1705 erhält Peter Pagnion aus Vormundschaftsvermögen gegen eine Generalhypothek 800 fl und nochmals 600 fl gegen Verschreibung seines Gartens (RP 1705, fol. 27 u. 86). Am 2.Mai 1707 stirbt seine Frau Ursula[36]; eine Wiederverheiratung fand nicht statt. Als er am 20.Mai 1719 als Witwer mit etwa 67 Jahren stirbt[37], ist er nicht mehr Hausbesitzer, denn in der Liste der Hausbesitzer von 1717 wird bei Nr.178 *„Herr Statt Phisicus"* vermerkt[38] und in der Wasserzinsrechnung von 1720 *„H.Doctor Abrahamb Praunschober, Stattphysicus, anvor Peter Pagnion"*[39]. Von seinen acht Kindern überlebten nur zwei Söhne die ersten Lebensjahre, Franz Joseph (*17.8.1689) und Franz Peter (*4.10.1693) . Ihre Namen tauchen in den Matrikelbüchern der Stadtpfarrei Mariä Himmelfahrt später nicht mehr auf, was darauf schließen lässt, dass sie die Stadt verlassen haben.

23 Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Landsberg (PAMHLL) Traubuch I, S.558

24 Raynaud, S.96 und Ortsregister S.277

25 StadtA LL, Kammerrechnung 1689, Wasserzins Haus Nr.178: H.Burgermaister Sebastian Christeiner, iezt Peter Bagnion Krammer ein halbes Wasser; auch: RP vom 9.2.1691, Augenscheinsbescheid mit den Nachbarn in einer Bausache

26 Elisabetta im Val Veny südlich vom Mont Blanc ?

27 a.a.O. S.41

28 PAMHLL Taufmatrikel I, S.1079 (17.8.1689,), S.1113 (2.11.1690), 1156 (12.5.1690), 1204 (4.10.1693), S.1227 (24.10.1694), S.1261 (29.6.1696), S.1283 (20.7.1697) und S.1303 (6.8.1698)

29 RP vom 26.1.1691, fol.11'

30 Raynaud, S.160

31 Raynaud, S.23, 160, 207, 208

32 RP vom 17.8.1691, fol.71

33 RP vom 7.2.1689, fol.22'

34 RP 1696, fol.62, 120 und 177

35 StadtA LL, Beschreibung aller Burger in der Churfrl: Gräniz Statt Landtsperg, so vorgenomen worden den 7.Febr. 1702 (zu Haus Nr.178)

36 PAMHLL Sterbematrikel II, S.

37 PAMHLL Sterbematrikel II, S.307

38 StA München, GL 2028 / 183

39 StadtA LL, Kammerrechnung 1720

2. Antonio Gardet (Gardett), Handelsmann aus Bona, Savoia (nachweisbar ab 1688 bis 1698)

Drei Monate nach der Einbürgerung von Peter Bagnion versucht ein weiterer Savoyarde zunächst vergeblich, in Landsberg in die Kramerzunft aufgenommen zu werden. Als er sich nach Weigerung der Zunft an den kurfürstlichen Hofrat in München wendet, wird er aber – wie Bagnion – zunächst abgewiesen. Sein künftiger Schwiegervater, Herr Johann Jacob, Kramer und Mitglied des Äußeren Rates der Stadt, verklagt daraufhin die Landsberger Kramerzunft wegen der verweigerten Aufnahme. Er werde seine Kramerei dem Antonio Gardet übergeben, wolle aber bis zu seinem Absterben sein Gewerbe forttreiben. Als die Zunft einwendet, dadurch entstünde ein weiterer Laden, erteilt der Magistrat folgenden Bescheid: Wenn sich der Kläger entschließe, seine Handelschaft totaliter dem Gardet zu überlassen, wolle man die Übergabe gut heißen und den Gardet sowohl zu den Bürgerrechten, wie auch zur Kramerzunft gelangen lassen[40]. Im Jahr darauf, am 15.Februar 1689, heiratet *Antonius Gardet solutus und handlsman zu Bona in Savoien* die 30jährige Jungfrau Maria Magdalena Jacobin. Als Trauzeugen fungierten bezeichnenderweise keine Zunftgenossen, sondern zwei Handwerksmeister: der Metzger Franz Busch und der Rotgerber Johannes Kholler[41]. Der Brautvater stirbt bereits 5 Monate später am 6.9.1689. Antonio Gardet ist nun Besitzer des Hauses Nr.9 in zentraler Lage des Hauptplatzes [heute Optik Liebl].

Eine weitere Parallele zu Peter Bagnion ergibt sich aus einer Schuldklage am 10.März 1692: Der Savoyarde Lorenz **Echerny** fordert von Gardet die vor 3 Jahren – also zum Zeitpunkt der Hochzeit – vorgestreckten 100 Gulden und eine Restschuld von über 38 Gulden für abgegebene Handelswaren zurück, was in drei Fristen zugesagt wird[42]. Auch hier also ein Beleg für den Zusammenhalt der Savoyarden in der Fremde.

Im gleichen Jahre wird Antonio Gardet als Sodale in die exklusive Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft aufgenommen, die nur verheirateten Bürgern offensteht[43]. Als zwei Jahre später seine erste Tochter geboren wird, gewinnt er ein hoch angesehenes Paar als Taufpaten, den edlen und gestrengen Herrn Franz Benno Reicherkammerer, kurfürstlichen Kastner im Landgericht Landsberg, und dessen Frau Gemahlin[44]. In den folgenden Jahren sterben drei weitere Kinder unmittelbar nach der Geburt und erhalten von der Hebamme die Nottaufe. 5 Tage nach der letzten Geburt stirbt 1698 auch die gerade 39 Jahre alte Kindsmutter, Frau Magdalena Gardetin. Antonio Gardet ist daraufhin wohl aus Landsberg weggezogen, denn seine Spur verliert sich. Sein Haus am Hauptplatz war übrigens schon 1697 an den aus Vorarlberg stammenden Stadtmaurermeister Michael Beer übergegangen[45].

Der Name Gardet (Garttet) taucht nur noch einmal in den Pfarrmatrikeln unter bemerkenswerten Umständen auf: Am 2.1.1727 wird der illegitime Sohn Johann Caspar des **Erasmus Garttet** aus Buchloe, wie die Kindsmutter Magdalena aus dem Fahrenden Volk versichert, in Landsberg geboren. Als Taufpaten fungierten – äußerst selten! – der Scharfrichter Johann Georg Wacker und seine Frau Maria[46]. Ob es sich um einen Verwandten des Antonio Gardet handelt, ist ungeklärt. Die Kindsmutter „de vaga gente“ könnte ebenfalls eine Savoyardin auf der Wanderschaft sein.

40 RP vom 1.7.1689, fol.62

41 PAMHLL Trauungsmatrikel I, S.518

42 RP vom 10.3.1692, fol.24’

43 StadtA LL, 2. Hauptbuch der Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft, Nr.456: Gardet Antoni, Hanndlsmann

44 PAMHLL Taufmatrikel I, S.1215 [7.3.1694)

45 StadtA LL, Saalbuech Vber Vnser Lieben Frauen Pfarrkhirchen, begonnen 1664, fol.28’

3. Claude Louis Grange (Grangée) (* um 1695, ab 1739 in Landsberg, +1741)

Der Handelsmann Claude Louis Grange zieht 1739 mit Frau Maria Eva Margaretha und drei Kindern aus Augsburg zu und bezieht im gleichen Jahre das Haus Nr.149 am Hauptplatz. Das dreistöckige Haus war zuvor im Besitze des Handelsherrn Ägidius Böck, Mitglied des Inneren Rates, bzw. dessen Witwe, die 1738 gestorben war und drei studierende Söhne hinterlassen hatte, die das Haus offensichtlich vermieteten[47]. Bereits 1739 wird Grange als Sodale in die Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft aufgenommen[48]. Als ihm am 11.Dezember 1740 eine Tochter Maria Xaveria Elisabeth geboren wird, gewinnt er als Taufpaten den Stadt- und Landschaftsapotheker und Bürgermeister, Herrn Joseph Anton Genzinger, und die edle und gestrenge Frau Gerichtschreiberin Maria Barbara Franziska Häringin[49]. Doch bereits sechs Wochen später, am 24.Januar 1741, stirbt Claude Louis Grange im Alter von nur 46 Jahren an einer fiebrigen Krankheit *(febri maligna obiit)*[50]. Es bleibt noch zu klären, ob Grange ein Savoyer war. Im Ratsprotokoll wird Augsburg als Herkunftsort angegeben. (Seine Frau, eine geborene Lanisot, kam aus Bamberg). Augsburg scheint jedoch nur eine Zwischenstation gewesen zu sein.

F.Raynaud erwähnt den savoyischen Familiennamen Grange mehrfach und verfolgt deren Weg über Augsburg nach Wien und Prag[51]. Dass der mit Frau von Augsburg nach Landsberg gezogene Grange ein Savoyarde war, lässt sich aber vor allem aus der Wiederverheiratung der Witwe Grange mit einem Savoyarden folgern.

4. Peter Paul Piolley (Bioley), Kaufmann, * in Sallanches in Savoyen, in Landsberg von 1742 bis 1747 nachweisbar.

Am 13.August 1742, anderthalb Jahre nach dem Tode ihres Gatten, heiratet die *honesta vidua Maria Margaretha Granschein, Mercatrix Landspergiensis*, den ehrbaren Jüngling Petrus Biolay, *mercator natus de Salanz in Savoien.* Wegen der fernen Herkunft des Bräutigams *(ob magnam distantiam sponsi)* erfolgt das dreimalige Aufgebot mit Lizenz des Ordinariats nur in Landsberg, nicht also in seinem Herkunftsort. Daraus ist zu schließen, dass er im Bereiche der Diözese Augsburg vorher nicht ansässig war, bisher also wohl als Wanderkrämer sein Dasein fristete[52]. Als Beiständer seines Heiratsvertrages bezeichnet er aber seinen Vetter, den Augsburger Bürger und Handelsherrn Franz Piolley. Dieser war mit dem Verstorbenen und seiner Witwe gut bekannt, denn er wird Vormund der vier von Claude Louis Grange hinterlassenen Kinder. Hinter der Herkunftsangabe Salanz ist wohl der savoyische Ort Sallanches zu suchen[53]. Als Trauzeugen in Landsberg fungierten der Stadtprocurator und Schreiber des Hl.Geist-Spitals, Herr Johann Georg Bals, und der Wachszieher und Lebzelter Ignatius Münch, also zwei angesehene Landsberger Bürger[54].

46 PAMHLL Taufmatrikel II, S.504f: 1727, 2.1.:...baptizavit Joannem Casparum, Filium illegitimum Erasmi Garttet, de Buchloe, ut mater asserit Magdalena, de vaga gente non sancta. Patrini cum sua conjuge Maria Joannes Georgius Wacker

47 StadtA LL, Bürgerbeschreibung von 1733; PAMHLL, Sterbebuch II, 19.3.1738

48 wie Anm.40, Nr.1165: H:Claude Ludwig Grange, Handlsmann

49 PAMHLL Taufmatrikel II, S.765

50 PAMHLL, Sterbematrikel II, S.561

51 a.a.O., S.20f, 23, 87, 178, 179

52 Es könnte ein Verwandter von Francois Biolley aus Sallanches-La Provence sein, seit 1708 Kaufmann und Bürger in Augsburg, um 1720 Handelshaus für Spitzen und Stoffe (Raynaud, S.135); wäre Peter P. ein Sohn des Genannten, dann hätte sich der Dispens des bischöflichen Ordinariats erübrigt

53 Raynaud, Ortsregister S.276 mit Angabe von 23 Erwähnungen des Ortes

54 PAMHLL Trauungsmatrikel I, S.878

Von 1742 bis 1747 ist Peter Bioley als Besitzer des Hauses 149 am Hauptplatz nachweisbar[55]. Dass er in die Bürgerschaft voll integriert wurde, zeigt seine Aufnahme als Sodale in die Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft im Jahre 1746[56] und die Wahl in den Äußeren Rat der Stadt in den Jahren 1746 und 1747. Und als die Stelle des einen Bauverwalters durch Todesfall vakant wurde, wird Peter Pioley als Repräsentant des Äußeren Rates in das Bauamt gewählt, das neben der Stadtkammer und der Kirchenpflege wichtigste Amt der Stadt.

Das Jahr 1747 bringt dann aber auch den wirtschaftlichen Niedergang des savoyischen Handelsherrn in Landsberg. Bereits am 29.Juli 1746 hatte dem Magistrat eine Klagschrift der Vormünder der vier Kinder des Claude Louis Grange, nämlich der Handelsherren und Augsburger Bürger Franz Piolley und Passi, vorgelegen[57]. Franz Piolley war übrigens der Vetter und nächste Verwandte des Beklagten Peter Piolley und hatte dessen Heirat vermittelt. Diesem letzteren wird Verschwendung des Erbes seiner 4 Stiefkinder und Tätlichkeit gegen seine Gattin vorgeworfen, weshalb beim bischöflichen Offizium in Augsburg die Scheidung beantragt worden war. Der Landsberger Magistrat verfügte daraufhin, dass Peter Piolley den Erlös aller noch vorhandenen Ladenwaren zur Befriedigung seiner Frau und deren Kinder zusammen- und bereithalten möge, seiner Frau nicht mehr mit Tätlichkeiten begegnen solle und sich auf das vordere Zimmer in seinem Hause beschränken müsse.

Am 9. September des folgenden Jahres 1747 gehen die Vormünder noch einen Schritt weiter[58]: Da Peter Piolley statt der versprochenen Zurückbehaltung der Verkaufserlöse über 7000 Gulden davon verbraucht und an Gläubiger, darunter ausländische Kaufleute, Briefe unter Verwendung des Namens seiner Frau gesandt habe, fordern die Augsburger Vormünder die Herausgabe der restlichen Gelder und Herbeischaffung der noch vorhandenen Waren. Aus Peter Piolleys Entgegnung geht indirekt hervor, wessen er vorher im Einzelnen außerdem noch beschuldigt worden war. Er beteuert nämlich, seit dem 1746 ergangenen Magistratsbeschluss weder Frau noch Kinder geschlagen zu haben, auch habe er sich des Spielens und Weintrinkens enthalten, und was er bei den Wirten gelassen habe, sei aus seinem Bauamtsdeputat bestritten worden. Der Magistrat beschließt, den Ausgang des Scheidungsverfahrens vor dem Consistorium in Augsburg abzuwarten; bis dahin habe sich Peter Piolley jeden Warenverkaufs zu enthalten.

Der Ausgang der Sache wird beiläufig aus einer Bürgerrechtsverleihung ersichtlich[59]: Am 15.11.1747 erhält *Herr Johann Georg Aufmueth von Augspurg gebührtig ansonsten ain Khauff: und handlsbedienter in ersagten Augspurg, welcher unter heuntigen dato die Ludwig Grangische behausung sambt der darbey verhandtenen handlsgerechtigkheit khäufflichen pr. 4000 fl* an sich gebracht, für die stattliche Summe von insgesamt 217 Gulden das Bürgerrecht. Es ist anzunehmen, dass auch hinter dieser Übernahme der Augsburger Handelsherr Franz Piolley zu suchen ist, vielleicht war Johann Georg Aufmueth gar Handelsbedienter in dessen Firma. Das weitere Schicksal Peter Piolleys ergibt sich aus der Bestallung eines neuen Bauverwalters[60]: *Weillen H:Peter Piolley als gewest Eüsserer Pau Verwalther von seiner Frau geschaydten, und von hier abweckh gezochen, ist an dessen statt für einen Eüsseren Pau Verwalther erkisen wordten herr Sebastian Ring.*

Die geschiedene Frau Piolley, verwitwete Grange, und ihre Kinder müssen aber noch weiter in Landsberg gewohnt haben, denn am 26.Februar 1751 wird *der Frauen Pyoleyin tochter Margaretha in verfänglicher Situation* im Bett einer Hucklerin angetroffen und – hinter einer Tür verborgen – ein spärlich bekleideter junger Mann entdeckt. Sie muss mit den beiden anderen Beteiligten *zur künfftigen gewahrung und abscheuch uf 2 Teg und Nacht in dem gehorsam* [=Gefängnis] zubringen, der Hucklerin aber und der Piolleyischen Tochter wird angedroht, *dass bey weitteren vorkomment verdächtigen umbgang sye beede uf offentlichen Plaz andern zum Exempl wurdten gezichtiget werdten*[61]. Noch 1760 lebt Frau Piolley in Landsberg, da sich am 9.Mai dieses Jahres der Nachfolger Peter Piolleys, Johann Georg Aufmueth, für die 30fl haftet, welche die Mutter von Franz Piolley in Augsburg jährlich für 180fl rückständige Zinsen aus 1200 fl Kapital an sie zu zahlen hat[62].

5. Claudius Ducrue, Händler aus Savoyen, in Landsberg 1774.

Mit Claudius Ducrue, auch Klaudi Duckru geschrieben, begegnet uns wahrscheinlich ein Wanderhändler, da kein Wohnsitz angegeben wird. Er wird mit einigen Waren im Juli 1774 in Landsberg von einem in Augsburg sesshaften savoyischen Kaufmann namens **Andreas Fournier** angetroffen, der erfahren hat, dass der Händler *in zimlichen abfahl gerathen sei*. Da Ducrue bei Fournier mit 755 Gulden und 2 Kreuzern in der Schuld steht, die er auch eingesteht, bietet er seinem Gläubiger an, seine Waren als Fristpfand durch den Landsberger Magistrat arretieren zu lassen, bis er sich mit seinen anderen Kreditoren in Augsburg gütlich auseinandergesetzt habe. Die Waren werden schließlich von der Stadtkammer in Verwahrung genommen[63]. Bereits drei Monate später kann Claudius Ducrue dem Magistrat einen von Fournier gesiegelten Brief präsentieren, in dem letzterer mit sicherer Handschrift, aber in etwas holprigem Deutsch ein lödliches Bürgermeisteramt höflich bittet, *der vor meiner rechnung mit arest belegten Laden Waaren de dattum 20 Jully anno correntis, an dem Vorzeiger dieß Claudii Ducrue, mit welchem die ganze Creditorschaft ein güetlichen Vergleich würcklich getroffen, ausfolgen zu lassen gegen erlegung der uncösten. Actum Augspurg den 14 octobris 1774 Andreas Fornier* (Siegel). Der Magistrat kommt dieser Bitte umgehend nach, und Ducrue konnte mit seinen Waren weiterziehen[64].

6. Ein ähnlicher Vorgang zwischen zwei Savoyarden in Landsberg sei noch erwähnt, obwohl es sich bei beiden um in Memmingen Ansässige handelt. Am 20.März 1773 lässt der Memminger Handelsmann **Antoni Knobal**[65] durch den Landsberger Magistrat *Flor und andere Wahr* des Händlers **Michl Ducroe**[66] aus Memmingen, die dieser beim Landsberger Bierbräu Johann Kauth in Verwahrung gegeben hatte, mit Arrest belegen, bis Ducroe ihm die für abgenommene Waren geschuldeten 124 Gulden gezahlt oder einen Bürgen dafür gestellt habe. Tatsächlich bürgt eine Landsberger Bürgerin für diese Summe und hinterlegt solche sogleich beim Bürgermeisteramt, so dass Michel Ducroe seine Waren zurück erhält[67].

55 StadtA LL, Kammerrechnung 1742, Wasserzins: Herr Peter Piollei, vormals Ludwig Grange Wittib; Kammerrechnung 1748: Johann Georg Aufmueth, vormals H.Peter Piolley

56 wie Anm. 41, Nr.1277: H.Peter Piolley, Handlsmann alhier

57 RP 1746, Ratsresolution vom 29.Juli, fol.24'-25'

58 RP 1747, Anbringen, Antwort und Ratsresolution vom 9.September, fol.30'-34

59 RP vom 15.11.1747, fol.39

60 RP vom 5.12.1747, fol.47

61 RP vom 26.2.1751, fol.11ff. (Die Tochter Margaretha muss aus der 1.Ehe der Eva Margaretha Bioley stammen und 1739 beim Umzug aus Augsburg nach Landsberg gekommen sein.)

62 RP vom 9.5.1760, fol.47

63 RP vom 20.7.1774, fol.117

64 RP vom 26.10.1774, fol.180'

65 Raynaud führt den Namen Knobal a.a.O. S.186 und 262 an

66 Raynaud führt den Namen Ducroz S. 160, Ducru S.85 und Ducrue S.23, 91, 95, 160 und 161 an

67 RP vom 20.3.1773, fol.45

Weitere „Welsche“ in Landsberg

Der Maler Lucas aus Bologna (1537)

In der ältesten erhaltenen Kammerrechnung der Stadt vom Jahre 1537 – der einzigen aus dem 16.Jahrhundert – wird ein Maler Laux (d.i.Lucas) aus Bononia (lat.Name von Bologna) erwähnt: Unter der Rubrik „Einnemen des hindterlegten gelts“ findet sich der Eintrag: *Item 10 fl von Lauxen Maler, von Bononia. Damit hat er Hannsen Unverdorbenns tochter Annen zu ainer Haimbstewr begabt, behalltnus weise angenomen, an donnerstag nach Martini 1537.*

Die Familie Lamparter

Auf die ursprüngliche Herkunft aus der Lombardei weist offensichtlich der Name Lamparter hin, der sich ab 1587 in Landsberg in mehreren Generationen nachweisen lässt[68]. Ein Brief aus Venedig vom 23.4.1593 ist an den Landsberger Stadtschreiber Ambrosius Lamparter gerichtet[69]. Lamparter ist aus Schongau zugezogen und von 1603 bis zu seinem Tode am 26.12.1612 als Bürgermeister der Stadt nachweisbar. Sein Sohn Ambrosius d.J., Stadtprocurator, ab 1600 nachweisbar, stirbt 1631. Bis zu dem herzoglichen Salzstadelknecht Sebastian Lamparter, gestorben 1751, lassen sich 12 Bürger dieses Namens in Landsberg nachweisen.

Coprion (Koprion, Kopprion)

Der Name könnte auf eine Herkunft aus romanischen Ländern schließen lassen. Er tritt im 16.Jahrhundert zweimal in Landsberg auf: 1588 heiratet der Barchentweber Melchior Coprion (Kopprion) von Stetten nach Landsberg ein und bewohnt ein Haus an der Bergstraße beim St.Elisabethkirchlein[70]. 1590 folgt ihm ein Balthasar Koprion aus Mindelheim nach. Sein Beruf wird in der Trauungsmatrikel nicht angegeben.

Rätoromanen aus dem Engadin

1658 wird im Ratsprotokoll ein bemerkenswerter Vorgang abgehandelt: Der Färber und Mangmeister Simon Semer hatte einen Jungen namens Johann **Moritsch** aus Sünss (Sent bei Ramosch?) im Engadin auf 6 Jahre bei sich aufgenommen; die ersten 3 Jahre sollte er bei ihm in Kost bleiben, *biß Er die teutsche sprach ergreifft*, sodann 3 Jahre bei ihm das Handwerk erlernen. Nach anderthalb Jahren aber war der junge Moritsch zu Melchior Menzinger, dem zweiten Landsberger Färber und Mangmeister, übergetreten. Im Streit um Kost- und Lehrgeld verspricht der sich zur Zeit in Landsberg aufhaltende Graubündener Ludwig **Rosathur** aus Rumöss (Ramosch?) im Engadin, für die Hälfte des Kostgeldes, 10 Gulden, aufzukommen[71]. Dieser Ludwig Rosathur, dem die Witwe Catharina Rauch für ein eingetauschtes Pferd noch knapp 10 Gulden schuldet, verweigert den Rücktausch des Rosses, da er das Geld *wegen seiner Khinder, so alhier in der Khosst*, benötige[72].

Der Vorgang lässt folgende Schlüsse zu: 1. Handwerkliche Ausbildung von rätoromanischen Lehrjungen in Landsberg scheint kein Einzelfall zu sein, sondern wird hier nur aktenkundig, weil sich ein Streitfall daraus entwickelte.
2. Wenn Ludwig Rosathur von *seinen* Kindern spricht, handelt es sich dabei wohl um von ihm betreute, offensichtlich ihm anvertraute, vielleicht auch von ihm hergeführte Jugendliche aus seiner näheren Umgebung.
3. Die Ausgabe von Geld für Kost und Logis vor Antritt der Lehre zum erklärten Zweck des Erlernens der deutschen Sprache lässt auf ein planvolles Vorgehen schließen, dass hier sicher auch kein Einzelfall ist.

68 PAMHLL, Sterbematrikel I: Gallus Lamparter, Weber, gestorben; dem Weber Georg Lamparter stirbt ein Kind.

69 StadtA LL, Archivalien des Hl.Geist-Spitals (Huepherhof in Pürgen, Nr.2)

70 StadtA LL, Urk.1063 vom 12.2 1601, Urk.1142 vom 7.2.1613, Urk.1214 vom 12.2.1636

71 RP vom 8.2.1658, fol.15

72 RP vom 8.2.1658, fol.14’

Italiener aus dem Gebiet der Republik Venedig

Die Beziehung Landsbergs zur mediterranen See- und Handelsmacht Venedig ergab sich schon aus der verkehrsgeographischen Lage unserer Stadt an der Rottstraße nach Italien. Über Venedig bezog man die Baumwolle für die Landsberger Barchentweber, Venedig war für Landsberger Fernhändler das „Tor zur Welt“.
So kümmert sich 1593 Johann Huepher, Kaufmann und Bürger zu Venedig, Sohn des Landsberger Bürgers und Pürgener Hofbesitzers Christoph Huebher, von Venedig aus brieflich um seinen alten Vater[73] . So finden wir im Jahre 1626 Ferdinand Weiß, Sohn eines Landsberger Weinwirtes, in der Fuggerischen Schreibstube in Venedig tätig[74]. Für häufigen Besuch in Venedig spricht die folgende Bekundung: Als der Landsberger Gastwirt Andreas Schnöller 1628 beim Stadtrat um abermalige Verlängerung seines sechsjährigen Leibgedings auf die Spöttinger Tafernwirtschaft nachsucht, wird ihm diese unter der Auflage gewährt, *der Tafern mehrer als bisher abzuwarten, in deme Er die merer zeit...wie auch alleweil hin: und wider geraist nach Venedig oder annder orthen*[75]. Anzumerken ist, dass seine Tafernwirtschaft unmittelbar an der Rottstrasse nach Venedig lag.

1. Ulricus Menschat „auß Venediger gebieth“ (1673)

Bei ihm handelt es sich nicht, wie bereits oben erwähnt, um einen Immigranten, sondern um einen Wanderkrämer, der wegen verbotenen Hausierens in der Stadt bestraft wurde[76].

2a. Nicolaus Fiorentini, Handelsmann aus Udine
(in Landsberg seit 1745, +1760)

Am 25.Januar 1745 erhält der ehemalige Buchhalter Nicolaus Fiorentini aus Augsburg, *gebürtig aus Undine* (sic!) *in Italia* in einer Extra-Ratssitzung für insgesamt 70 Gulden das Bürgerrecht[77]. Drei Wochen später heiratet er die Jungfrau Anna Cäcilia Wörlin, Tochter des Landsberger Handelsherrn und resignierten Bürgermeisters Johann Maximilian Wörle (auf Nr.185, Eckhaus am Vorderen Anger; gestorben am 28.9.1752). Die Trauung vollzog der Bruder der Braut, Pater Candidus Wörle aus dem Kloster Irsee, als Trauzeugen fungierten zwei kurfürstliche Beamte, der Präfekt des Salzamtes Benedikt Fortunat Eggl von Breitenegg und der Gerichtschreiber Johann Joseph Häring[78]. Der Schwiegersohn des wohlhabenden Handelsherrn macht in Landsberg eine schnelle Karriere: Bereits 1745 als Sodale in die Mariä-Himmelfahrt-Bruderschaft aufgenommen[79], wird er 1748 in den Äußeren und bereits ein Jahr später in den Inneren Rat der Stadt gewählt. 1754 – er ist nun nach seiner Schwiegermutter Besitzer des Hauses Nr.185 – wird er sogar zum Bürgermeister gewählt und hat dieses Amt bis zu seinem Tode am 24.Dezember 1760 inne[80].

Aus der Ehe gingen vier Söhne und eine Tochter hervor[81]. Auffallend ist, dass bei drei Taufen der Klagenfurter Handelsherr und Bürgermeister Ferdinand Fiorentini die

73 Wie Anm.57, Nr.3, 4 und 5

74 RP 1658, fol.62

75 RP vom 9.6..1628, fol.32ff

76 wie Anm.16

77 RP vom 25.1.1745, fol.7

78 PAMHLL Trauungsmatrikel II, S.16

79 StadtA LL, 2. Hauptbuch der Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft, Nr.1248: H.Nicolas Fiorentini, Handlsmann

80 Der gemeinsame Grabstein der Ehepaare Wörle und Fiorentini ist in die Wand der nordwestlichen Vorhalle der Stadtpfarrkirche eingelassen

81 Joseph Anton Ignatius 11.11.1746 (Taufmatrikel II, S.859),
Maria Anna Magdalena Victoria 14.12.1747 (Taufm.II, S.883),
Franz Xaver Sebastian 20.1.1750 (Tm.II, S.916),
Franz Ignatius Candidus 20.7.1754 (Tm.III, S.25) und
Johann Nepomuk Bonaventura 1.2.1756 (Tm.III, S.53)

Patenschaft übernommen hatte. In welcher verwandschaftlichen Beziehung er zu Nicolaus Fiorentini stand, geht aus den Matrikelbüchern nicht hervor. In Klagenfurt geboren ist aber der junge Joseph Fiorentini, Candidat der Philosophie, der im Alter von nur 22 Jahren am 9.Juni 1753 in Landsberg starb. Er könnte sein Bruder oder naher Verwandter gewesen sein. Die Familie Fiorentini, die offenbar aus Udine stammte, zog wohl zunächst nach Klagenfurt, von wo aus der junge Nikolaus Fiorentini nach Augsburg ging, wo er als Buchhalter eine Beschäftigung fand.

2b. Sein ältester Sohn **Joseph Anton Fiorentini** übernahm 1771 mit 25 Jahren Haus und Geschäft seines Vaters und heiratete am 4.Mai 1772 die Jungfrau Maria Anna Mayrin aus Innichen in Südtirol, also keine Einheimische. Die Trauung vollzog sein Onkel, der Landsberger Stadtpfarrer und Dekan Joseph Anton Wörle, in der Wallfahrtskirche Maria Hilf auf dem Lechfeld (heute: Klosterlechfeld). Trauzeugen waren der Landsberger Bürgermeister und Eisenhändler Johann Baptist Mühlbacher und der Münchner Kaufmann und Stadtrat Franz Anton Dusch[82]. 1774 wurde Joseph Anton in den Äußeren Rat der Stadt gewählt, dem er bis zu seinem frühen Tode im 37.Lebensjahre am 25.Oktober 1783 angehörte.Von seinen fünf Kindern starben vier im Säuglingsalter.

2c. Es überlebte nur die **Tochter Maria Euphrosina**, geboren am 29. Mai 1774 (Pate war Stadtpfarrer Joseph Anton Wörle). Joseph Antons Witwe Maria Anna heiratete 1784 den Franz Xaver Schrobenhauser[83] und 1795 gingen Haus und Geschäft an ihre Tochter Euphrosina Fiorentini über, welche den Handelsmann **Ignaz Gigl** geheiratet hatte[84]. Somit war das Haus Nr.185 über drei Generationen im Besitze der Familie. Von den sechs zwischen 1796 und 1802 geborenen Töchtern überlebten nur zwei die Kindesjahre: die älteste, Maria Anna, geboren am 12.8.1796, und die fünfte, Maria Victoria Johanna, geboren am 24.5.1801. Ignaz Gigl, der 1818 als einer der Gemeindebevollmächtigten verzeichnet wird, starb am 6.2.1828, seine Frau Maria Euphrosina folgte ihm am 23,2,1843 im Alter von 68 Jahren.

2d. Der zweite Sohn, **Franz Xaver Sebastian Fiorentini**, am 20.Januar 1750 geboren, wird 1766 anlässlich seiner Firmung erwähnt. Er besuchte damals eine der unteren Klassen des Jesuitengymnasiums (Syntaxista minor). Ein späterer Eintrag am Rande der Taufmatrikelseite *mortuus est Monachii* gibt kurz an, dass er in München gestorben sei.

2e. Mehr gibt es über den dritten Sohn, **Franz Ignaz Candidus Fiorentini**, geboren am 20.Juli 1754, zu berichten. Er heiratet mit 33 Jahren am 29.Oktober 1787 die hinterlassene Tochter Maria Theresia des Kaufmanns Johann Georg Christlmiller und übernimmt das Geschäft am Hauptplatz Nr.182. Trauzeugen waren der Lebzelter Ignaz Münch und der Zinngießer Johannes Vetterl. Das Ehepaar hatte nur zwei Kinder, die bald nach der Geburt starben. Die Ehefrau Maria Theresia starb wenige Wochen nach der Geburt ihres zweiten Kindes mit 27 Jahren am 2.Juli 1790. Ihr Gemahl heiratete nicht mehr und starb am 31.Oktober 1798[85].

3. Nicolas Matiz (Madiz) Handelsmann aus Moosburg, geboren um 1700 wohl in Venezien, 1749-1753 in Landsberg ansässig, dann wieder nach Moosburg verzogen.

Im Jahre 1749 kauft Niclas Matiz das Haus Nr.160 in der Judengasse (heute Ludwigstraße) vom Gantrichteramt, das Haus des ehemaligen Ratsmitgliedes und Kaufmanns Franz Herzog[86]. Im gleichen Jahre wird in der Sterbematrikel der Pfarrei Mariä Himmelfahrt unterm 22.Mai 1749 der Tod des 18jährigen Materialistensohnes Jacob Madiz aus Moosburg verzeichnet[87], der ein Sohn des Niclas gewesen sein könnte, da Niclas Matiz um 1700 geboren sein muss, wie aus einer späteren Bekundung hervorgeht[88]. Bei diesem Todesfall war Niclas Matiz übrigens noch nicht eingebürgert. Das Landsberger Bürgerrecht als Handelsmann erhält er nämlich erst am 13.Oktober 1749 um die Summe von 78fl[89]. Dass seine Heimat Venezien war, könnte man aus einer eidlichen Aussage vor dem Landsberger Magistrat aus dem Jahre 1752 schließen. Darin berichtet er über einen Prozess zu Venedig, in den eine Johanna Segardin aus Mering und deren Geschwister verwickelt gewesen seien, und um deren angeblich nach Italien verbrachtes mütterliches Vermögen[90]. Für seine venezianische Herkunft spricht auch, dass er sich von dort am 1.Dezember 1749 einen jungen Venezianer als Compagnon holt, den Johann Baptista Cozzi aus Paluzza, dem er am 26.April 1754 seine Behausung und Handelsgerechtigkeit überlässt und nach Moosburg zurückkehrt[91].

4. Giovanni Battista Cozzi (Cocci, Kozi), Kaufmann aus Paluzza in Venetien, in Landsberg 1749-1768.

Am 1.Dezember 1749 also machte Niclas Matiz den Cozzi zu seinem Teilhaber. Am 3.Februar des folgenden Jahres heiratete dieser als *honestus juvenis, mercator, natus de Palluza, venetus*, die Jungfrau Rosina Aeschnerin aus Schwabbruck bei Schongau. Trauzeugen waren der Stadtprocurator Johann Georg Bals und der Landgerichtsprocurator Joseph Anton Graf. Sein Heimatort Paluzza liegt wenige Kilometer südlich des Plöckenpasses in den Karnischen Alpen und gehörte damals zur Terra ferma der Republik Venedig[92].

Taufpaten seiner 1750 und 1752 geborenen Söhne Nicolaus und Maximilian Franz Xaver waren sein Compagnon Matiz und der kurfürstliche Kastenamtsgegenschreiber Gölzer bzw. dessen Frau Maria Magdalena[93]. Niclas Matiz übertrug schließlich, wie bereits kurz angedeutet, mit Cessionsbrief vom 26.April 1754 seine Hälfte von Haus Nr.160, seine Kaufmannsgerechtigkeit mit sämtlichen Ladenwaren und Fahrnis an seinen bisherigen Teilhaber unter der Bedingung, dass Cozzi sämtliche Schulden aus den Jahren 1749 bis 1753 alleinig übernehme. Erst an diesem 26. April 1754 erhielt Cozzi als Handelsmann das Landsberger Bürgerrecht[94]. Niclas Matiz aber kehrte wieder nach Moosburg zurück. Unter dieser Belastung hatte Cozzi in den folgenden Jahren schwer zu tragen.

Zunächst aber wieder zur Familiengeschichte. Anfang 1755 muss Cozzi seine Frau verloren haben, denn am 28. Juli wird er als Witwer mit der Jungfrau Maria Elisabeth Grammeiserin, *nata de Raithen in Tyroli* (wohl Reutte) mit Erlaubnis des Herrn Stadtpfarrers in der Eichkapelle bei

82 PAMHLL Trauungsmatrikel II, S.109

83 Sie starb im 38.Lebensjahre am 19.Juli 1788, ihr 2.Gatte Franz Xaver Schrobenhauser am 3.April 1803. Ihre Grabplatten sind in der nordwestlichen Vorhalle der Stadtpfarrkirche eingemauert.

84 Ignaz Gigl (*2.8.1769) war ein Sohn des Wessobrunner Stukkators Matthäus Gigl, der sich 1762 in Landsberg als Handelsmann in Haus Nr.394 am Fuße der Alten Bergstraße niedergelassen hatte und von 1785 bis 1806 Bürgermeister war. Dieses Haus Nr.394 hatte ab 1717 Johann Maximilian Wörle und ab 1754 Nikolaus Fiorentini gehört. Matthäus Gigl erwarb es nach dem Tode Fiorentinis von dessen Witwe.

85 PAMHLL, Sterbematrikel III, S.272 und 385

86 StadtA LL, Kammerrechnung von 1749, Wasserzins: Niclas Matiz 1/2 Wasser, anvor H:Franz Herrzog

87 PAMHLL, Sterbematrikel II, S.669

88 RP vom 10.3..1752, fol.12: „Niclas Matiz verburgerter Handlsmann ...52 Jahr alt..."

89 StadtA LL, Stadt Landsbergerische Burger Matrickl fol.94, Kammerrechnung 1749 fol.79', RP 1749 fol.108'

90 Wie Anm.87

91 RP vom 29.1.1759, fol.6

92 PAMHLL Trauungsmatrikel II, S.42

93 PAMHLL Taufmatrikel III, 21.Oct.1750 und 10.Oct.1752

94 StadtA LL, Bürgermatrikel fol.104', RP 1754, fol.22'

95 PAMHLL Trauungsmatrikel II, S.56

96 PAMHLL Taufmatrikel III, 16.Mai 1756

Erpfting getraut. Trauzeuge ist neben dem Gevatter seiner beiden Söhne, dem Kastengegenschreiber Gölzer (jetzt auch Sekretär der kurfürstlichen Hofkammer tituliert), ein Landsmann aus der Heimat: ein Herr Petrus Philippi, Kaufmann aus Paluzza, der sich nicht vertreten ließ, wie das bei Trauzeugen aus der Ferne üblich war, sondern persönlich zugegen war[95]. Aus dieser zweiten Ehe ging am 16. Mai 1756 eine Tochter Maria Elisabetha Magdalena Cotzin hervor, die aber bald nach der Geburt starb. Taufpaten sind wieder die Eheleute Gölzer.[96]

Was weiter über das Schicksal Cozzis zu erfahren ist, sind fast alles Auseinandersetzungen mit Gläubigern, zunächst aus der Zeit der Partnerschaft mit Niclas Matiz. So hat Cozzi sich 1753 von Herrn Philipp Jacob Bonin, Handelsmann in Altenmünster (bei Zusmarshausen) 300 Gulden beim Soher zu Augsburg für 2 Monate vorstrecken lassen, im November 1754 aber immer noch nicht gezahlt. Cozzi versucht sich zu rechtfertigen, dass Bonin ihn bei seinen Geschäftspartnern in München um Reputation und Ehre gebracht habe, indem er ihn als Filou, Schelm und Spitzbub bezeichnet habe, der die auf Kredit genommenen Waren versilbern und sich dann aus dem Staub machen werde. Cozzi verlangt dafür 100 Ducaten für Satisfaktion seiner Ehre, gibt sich aber schließlich mit einem Vergleich über Zahlung seiner Schulden in zwei Raten zufrieden. Am gleichen Tage klagt Herr Johann Baptista Petroin (oder Petroni) aus Augsburg wegen eines fälligen Wechsels über 135fl[97]. Am 20.Februar 1755 geht es um eine zwei Jahre alte Schuld über 5886 Gulden, von denen nur 1000 fl statt der vereinbarten Raten zu je 2000 fl zurückgezahlt wurden, so dass mit Zinsen noch 5011 fl ausstünden. Die Klage der Augsburger Handelsgesellschaften von Leonhard Antoni Scherr, Jacob Friedrich Lega (bzw.Leger) und Johann Sigmundt Klett & Co richtet sich aber an Matiz und Cozzi, so dass Matiz den oben genannten Cessionsbrief anführt, aber in Ansehung seiner Gevatterschaft bei den Cozzischen Kindern bis Ostern als Condebitor (Mitschuldner) sich wolle ansehen lassen. Da Cozzi Ladenwaren im Werte von 1000 fl und jährliche Fristen von 200fl anbietet, wollen sich die Kläger erst mit ihren Compagnons in Augsburg beraten und bitten um Termin bis nach Ostern[98]. Wiederum an Cozzi und Madiz richtet sich 1758 die Klage der Herren Jacob Friderich Leger und Blasius Samassa aus Augsburg im Namen von 8 Augsburger Handelshäusern über die Gesamtsumme von 900 fl, herrührend aus dem Jahre 1755. Cozzi erhält 14 Tage Termin und soll inzwischen seinen Laden sperren und seine Waren und Mobilien auflisten[99]. Im Jahr darauf klagt Nicolas Matiz (jetzt als bürgerlicher Handelsmann von Moosburg benannt) unter Berufung auf den Cessionsbrief von 1754 wieder gegen Cozzi, er solle seine, Matiz, Gläubiger endlich zufriedenstellen. Cozzi antwortet, er habe bereits viele Gläubiger ausgezahlt und stehe mit anderen in gütlichen Verhandlungen; außerdem wolle er alle Anforderungen an Matiz auf sich ziehen. Er erhält den Bescheid und Auftrag, binnen 4 Wochen die Matizschen Gläubiger zu befriedigen[100].

Johann Baptista Cozzis Auseinandersetzungen mit seinen Gläubigern sind in vielfacher Hinsicht bemerkenswert, nämlich wegen der Höhe der Summen, der Reichweite seiner Handelsbeziehungen, der Namen und Herkunft seiner Gläubiger und teils auch wegen der Art der Waren. So verpflichtet sich Cozzi 1756, dem Herrn Abraham Daniel Holzmann in *Furth* (Fürth?), die schuldigen 153fl zum Teil bar, den Rest in Raten zu bezahlen[101]. Um die hohe Summe von 1282 Gulden für Waren aus dem Jahre 1754 geht es in einer Klage des Augsburger Handelsmannes Franz Ludwig Aichhammer im Jahre 1757[102]. Im gleichen Jahr fordern die Augsburger Handelsherren Johann Claudi Perinet u.Compagnon 744 fl und Carl Antoni de Crignis 378 fl. aus dem Jahre 1755[103].

Der Name Perinet ist nach Franziska Raynaud savoyischen Ursprungs. Unter den 1758 genannten acht weiteren Augsburger Handelshäusern finden sich auffallend viele „welsche“ Namen: De Crignis & Scherr, Peter Faire & Co, Johann Antoni Calligaz sowie Blasius Samassa & Schmid. Beim Handelshaus Schwarz und Leger könnte letzterer auf den Savoyernamen Legier zurückgehen[104]. Andererseits vertreten zwei der acht Handelshäuser die Interessen zweier ferner gelegener Handelsfirmen: Christian Friderich Kilian hat Procura für Federreuther & Huth in Straßburg und Johann Adam Lieberth vertritt die Herren Schneidenbach in Ulm.

Interessant ist auch ein Vergleich Cozzis wegen 173 Gulden mit dem *Tobackhfabricanten* Johann Paul Kern aus Gmündt um gelieferte Tabakblätter[105]. Es handelt sich hier offensichtlich um ein Halbfertigfabrikat, nämlich bereits fermentierte Blätter, die wohl als solche für Pfeifenraucher weiter verkauft wurden.

Im Januar des Jahres 1759 trifft es Cozzi dann besonders hart. Außer der bereits genannten Klage seines ehemaligen Teilnehmers Nicolas Matiz[106] lässt Blasius Samassa aus Augsburg für seine Forderung an Cozzi die geforderte Summe vom Hofrat in München in Arrest schlagen, so dass der Münchner Handelsmann Joseph Kollmann seine Forderung an Cozzi über 200fl nicht durchsetzen kann[107]. Dann aber meldet der Landsberger Ratsherr und „Augsburger Fuhrmann“ Jacob Gräz 1389 Gulden aus 1100fl geliehenem Kapital von Cozzi zurück und geht nicht auf dessen Angebot ein, seinen Laden und die Handelsgerechtsame zu verpachten, um zahlen zu können. So droht der Magistrat Cozzi schließlich den Verkauf seines ganzen Vermögens und den *concursus creditorum* an, falls er nicht bis Georgi wenigstens 200 Gulden Zinsen gezahlt habe[108]. Trotzdem konnte sich Cozzi wohl noch über Wasser halten, denn 1761 klagt wiederum Carl Antoni de Crignis aus Augsburg um die seit 1757 offenstehende Restschuld von 278 Gulden[109]. Ob Cozzi dem Bescheid des Magistrats, die Schuld binnen 4 Wochen abzuführen, nachkommen konnte, geht aus den Ratsprotokollen nicht hervor. Wie lange sich Johann Baptista Cozzi in Landsberg noch halten konnte, ist nicht zu belegen. Im Herdstattverzeichnis vom Jahre 1762 wird unter der damaligen Hausnummer 169 (jetzt 160) noch vermerkt: *Johann Baptist Kozzi, Handlsmann*[110]. In diesem Jahre laufen noch zwei Schuldforderungen ein: Der „*Tobackh Spinner*“Johann Michael Hausner aus Rednitzhembach im Ansbachischen fordert 69fl fl Restzahlung für Tabak von 1755 und 43fl für eine weitere Lieferung von 1760 ein, und dem Georg Paul aus Erlangen schuldet er seit 1757 53 Gulden, ebenfalls für Tabak[111]. Irgendwann vor 1769 muss Cozzi aber sein Haus an Jacob Gräz oder dessen Witwe (Gräz starb 1764) abgetreten haben, denn in der Wasserzinsrechnung vom Jahre 1769 ist zu lesen: *Frau Clara Gräzin aus der Cozzischen Behausung ein halbes Wasser*[112]. In den Sterbematrikeln der Stadtpfarrei wird weder der Tod Cozzis noch der seiner Ehefrau vermerkt, er muss also wohl weggezogen sein.

97 RP 1754, fol.95 und 97
98 RP vom 20.2.1755, fol.12 und vom 4.März 1755 fol.27
99 RP vom 17.4.1758, fol.35
100 RP vom 29.1.1759, fol.6
101 RP vom 29.4.1756, fol.25
102 RP vom 30.6.1757, fol.40’
103 RP vom 30.6.1757, fol.43 und 44
104 Raynaud, a.a.O. S.31, 89, 95, 209, 216 u.254 (Perinet) u.S.180, 189 u.220 (Legier)
105 RP vom 7.11..1758, fol.114’‘
106 siehe Anm.98
107 RP vom 12.1.1759, fol.3’f
108 RP vom 29.1.1759, fol.8’
109 RP vom 3.10.1761, fol.87
110 StadtA LL, Haubtbeschreibung...yber die dermahlen verhandtene Wohnungen, Gebäu, nd Häuser...verfasst den 26.aug. ao:1762
111 RP 1762, fol.25 und 46
112 StadtA LL, Kammerrechnung für 1769, Wasserzins

Ein italienischer Schweizer aus dem Tessin

Caspar Anton Toscano, geboren um 1737 in Mosoro, Helvetia, in Landsberg 1765 bis 1771

Am 10.Mai 1765 kaufte Caspar Anton Toscano, Handelsmann von Augsburg, Haus und Handelsgeschäft des Joseph Remb (Hauptplatz Nr.183) und erhielt für 75 fl und 23 fl 30x Nebenkosten (Schützenlade, Kriegscassa, 2 Feuerkübel und kurfürstliche Taxe) das Landsberger Bürgerrecht[113]. Als Geburtsort wird *Mosoro in Helvetia* angegeben (vielleicht Mesocco im Tessin?)[114]. Auf seine persönlichen Verhältnisse gestattet eine eidliche Aussage aus dem Jahre 1769 einen Rückschluss: Er gibt hier sein Alter mit 32 Jahren an und sagt aus, er habe anno 1764 – also vor seiner Landsberger Zeit – auf der Münchner Jacobidult den Joseph Fumasi, kurfürstlichen Hofschutzverwandten zu München, getroffen, der eine Garnitur Goldborten benötigte. Toscano wies den Münchner an den Augsburger Handelsmann Johann Baptist Toscano, der beim Käpplerbräu logiere[115]. Die Aussage lässt nicht nur sein Geburtsjahr um 1737 annehmen, sondern deutet auch auf nahe Verwandte in Augsburg hin.

Bereits in den ersten zwei Jahren seines Hierseins muss Caspar Toscano in erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten sein. So wird der Magistrat informiert, dass das gesamte Toscanische Vermögen namens des Händlers Georg Barthl aus der v.Füll'schen Hofmarksherrschaft Greifenberg wegen einer Forderung von 2032 Gulden mit Arrest belegt worden sei, und bereits zwei Wochen später versuchen die Herren Prohser und Seelos in Augsburg das gleiche, soweit noch das Vermögen hinreichend sei[116]. 1766 meldet sich sein Vorbesitzer Joseph Remb, dass Toscano ihm noch 200fl für das Haus schulde, das Kloster Benediktbeuern meldet 450 fl an, und der oben genannte Joseph Barthl von Greifenberg lässt alle in Freising lagernden Waren Toscanos mit Arrest belegen[117]. Trotzdem fasst der Landsberger Magistrat 1767 eine für Toscano günstigen Resolution, nämlich um etliche hundert Gulden Waren von den in Arrest liegenden zum Verkauf in seinem Laden auszufolgen, *„und so der Handlung einen Anfang machen zu können"*[118].

Für seine Heirat im nächsten Jahre 1768 mit Jungfrau Maria Antonia de le Spine aus Augsburg findet Toscano vornehme Trauzeugen: den edlen und gestrengen Herrn Michael Gallinger, Präfekt des kurfürstlichen Salzamtes, und Herrn Matthias Reiter, Richter in Igling[119]. Doch die Heirat brachte wohl nicht die erhoffte Sanierung seiner Finanzen. Denn als im nächsten Jahre (1769) die Vormünder der Sebastian Hueberischen Kinder 500 Gulden, die auf Toscanos Haus liegen, für ihre Mündel ausgezahlt haben wollen, erklärt Toscano seine Geldschwierigkeiten damit, dass das väterliche Erbgut seiner Frau beim Augsburger Magistrat in einer Streitsache festliege. Er erhält daraufhin 2 Monate Zahlungsaufschub, lässt aber den Termin verstreichen und erklärt sich dann bereit, wenigstens die 75 fl verfallenen Zinsen auf das Kapital zu zahlen. Angesichts einer anderen Schuldklage verspricht seine Frau an seiner Statt, innerhalb von drei Monaten Mittel und Wege zu finden, um die Gläubiger zu befriedigen, oder widrigenfalls das Geschäft zu verkaufen[120]. Als sich 1770 weitere Gläubiger melden, werden ihm am 7.Mai 14 Tage Frist gesetzt, um sein Haus und die Handelsgerechtigkeit zu verkaufen[121]. Das Jahr vergeht aber, ohne dass Toscano einen Käufer findet. Als im September 1771 die Gläubiger weiter drängen und ihm vorwerfen, das Haus ruiniert zu haben, indem er die eisernen Öfen, die Fenster, sogar die bleiernen Deichel herausgerissen und verkauft habe, fordert ihn der Magistrat auf, das Haus binnen 14 Tagen zu räumen und sich eine andere Wohnung zu suchen[122]. Zwei Monate später sitzt er aber immer noch in seinem Haus, hat aber einen Käufer für dieses und seine Handelsgerechtigkeit gefunden, so dass er die drängendsten Gläubiger befriedigen kann. Von dem Hausverkauf überrascht, melden sich nun weitere Gläubiger mit kleineren Beträgen, die auch einen anderen Käufer benennen, der einen um 50fl höheren Betrag bietet. Als der erste Käufer, der Schuster Joseph Sauter, aber gleichzieht, kann Toscano diese Gläubiger zufriedenstellen. (Es handelte sich v.a.um Zechschulden bei Landsberger Bierbräuern und den Wirten zu Erpfting und Stegen.)[123]. Aber auch 1772 melden sich noch Gläubiger, so der kurfürstliche Hofadvokat Johann Joseph Pruckhmayr mit 28 fl und der obere Wirt auf dem Lechfeld mit 13fl. Der Stadrat kann sie nur damit vertrösten, sie zu befriedigen, falls sich bei Toscano noch einiges Vermögen finden sollte[124]. Wenn Toscano 1771 bereits als „gewester burgerlicher Handlsmann" bezeichnet wird, so kennzeichnen ihn die Tauf- und Sterbematrikel von 1772 bis 1776 durchwegs noch als „mercator". Wo Caspar Toscano und seine Familie eine Wohnung fanden, konnte nicht ermittelt werden. Er muss aber mindestens bis 1778 in Landsberg gelebt haben, da die Sterbematrikel im Mai 1778 den Tod seiner Tochter Maria Genoveva vermerkt, die im Alter von nur 3 Monaten starb[125].

Fazit

Zusammenfassend lassen sich folgende Erkenntnisse gewinnen:

Der Konkurrenzneid der einheimischen Kaufleute behindert zwar die Geschäfte der Wanderkrämer, aber die Kauflust der Bürgerinnen, v.a. nach Galanteriewaren, ist nur schwer zu bremsen.

Wenn welsche Handwerker dagegen besser arbeiten als die einheimischen, werden sie gerade zur Anstachelung des Fleißes der hiesigen hereingelassen, wie das Beispiel welscher Kaminfeger zeigt.

Die Einbürgerung und Einzünftung als Kaufmann stößt anfangs auf Schwierigkeiten seitens der Zunftgenossen, kann aber durch „Einschaffung" durch den kurfürstlichen Hofrat in München erzwungen und/oder durch Einheirat in einheimische Kaufmannsfamilien begünstigt werden (Bagnion, Gardet).

Die Eingebürgerten kommen meistens über Augsburg, wo ihre Verwandtschaft ansässig war oder wo sie vorher bei Landsleuten als Gehilfen tätig waren, nach Landsberg (Pioley, Fiorentini).

Indikator der Integration ist häufig die Aufnahme als Sodale in die Maria-Himmelfahrts-Bruderschaft (Gardet 1692,Grange 1739, Bioley 1746). Das Verzeichnis neu aufgenommener Sodalen bricht leider 1752 ab!

Als Trauzeugen und Taufpaten werden häufig angesehene Bürger, Landadlige oder kurfürstliche Beamte gewonnen.

Ihre Handelshäuser haben stets eine gute Geschäftslage (Hauptplatz: Bagnion, Gardet, Grange, Bioley, Toscano; Judengasse: Matiz, Cozzi; Eckhaus Vorderer Anger: Fiorentini).

113 RP 1765, fol.28', Bürgermatrikel fol.127, Kammerrechnung fol.65

114 PAMHLL Trauungsmatrikel II, S.99

115 RP 1769, fol.51 (25.4.)

116 RP vom 2.12.1765, fol.66 u. vom 16.12.1765, fol.68'

117 RP 1766, fol.48 (19.9.) 65'-66 (25.10.)

118 RP vom 27.3.1767, fol.20

119 wie Anm.113. Aus der Ehe gingen zwischen 1770 und 1778 sechs Kinder hervor, von denen vier früh starben. Es überlebten die Kindheit der Sohn Joseph Heinrich Michael (*28.9.1772) und die Tochter Maria Catharina Barbara (*27.11.1773)

120 RP 1769, fol.35' (13.3.), fol.62 (Juni), fol.114 (15.12.)

121 RP 1770, fol.54, 61' und 62

122 RP 1771, fol.117 (5.9.) 124' (27.9.)

123 RP 1771, fol.148 (15.11.), 154 u.156'(7.12.)

124 RP 1772, fol.31 (9.3.) U.39'(22.4.)

125 PAMHLL Sterbematrikel III, S.89

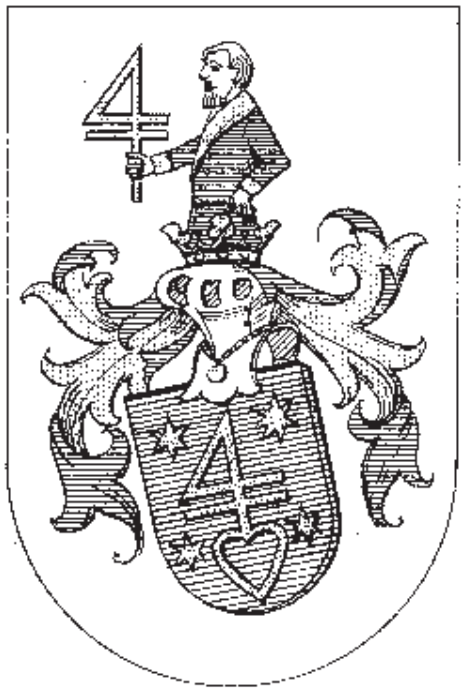
Zur Einheirat und/oder zur Geschäftseröffnung können die Immigranten häufig auf geliehenes Kapital von Landsleuten zurückgreifen (Bagnion, Gardet, Bioley).

Bei Klagen auswärtiger Gläubiger wird den Eingebürgerten vom Magistrat weitgehend Zahlungsaufschub gewährt, um Konkurse zu vermeiden. Benachteiligung gegenüber Alteingesessenen ist hier kaum fesztzustellen.

Konkurse und Wegzug nach langjähriger Handelschaft in Landsberg sind trotzdem häufig und meistens auf zu hohe Anfangsverschuldung zurückzuführen. (Konkurse sind aber auch bei Einheimischen nicht gerade selten.)

Anhang:

Familien savoyischer Abstammung im heutigen Landsberg
Clapier: Auswanderung der Vorfahren als Waldenser wegen des Vertrages von 1696 aus Mentoulles im Chisonetal, zunächst nach Walderbach in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, von dort wegen schlechter Bedingungen 1700 in das neu gegründete Dorf Nordhausen bei Heilbronn im Herzogtum Württemberg.
Valier: Auswanderung der Vorfahren als Hugenotten[126]



Wappen der Familie Vivell

Vivell (damalige Schreibweise Fivel): Auswanderung von Peter Fivel aus Passy, Dep. Haute Savoie, 1683/84 nach Wolfach im Schwarzwald, wo Nachkommen noch heute wohnen[127]. In Landsberg in der dritten Generation ansässig. Das Familienwappen der Vivell leitet sich, wie viele Wappen savoyischer Familien, aus der als Handelszunftzeichen geltenden Ziffer 4 mit parallelem Querbalken ab, das die Savoyarden im alemannischen Raum entdeckten und zunächst als Handelssiegel, dann als Familienwappen nach Savoyen mitbrachten, oft mit einem Herz und Initialen verbunden[128]

126 Raynaud, S.68: Claude Vallier aus Sallanches-Oches
127 Raynaud, S.166f
128 Raynaud, S.40f

Namensregister:

Bagnion (Pagnion, Pannion) Peter, Kaufmann aus Vio in Savoyen (*~1653, LL 1688-1719)
Bioley (Piolley) Franz, Handelsherr in Augsburg (1746)
Biolley (Pioley, Piolley) Peter Paul, Kaufmann aus Salanz/Savoyen (LL 1742-1747)
Bonin Philipp Jacob, Handelsmann in Altenmünster b.Zusmarshausen (1753)
Calligaz Johann Antoni, Handelsherr in Augsburg (1758)
Cozzi Joannes Baptista, Mercator, natus de Palluza, venetus (LL 1749-1768)
Cotzin Maria Elisabetha Magdalena, Tochter (*+1756)
Cozzi Maximilian Franciscus Xaverius, Sohn(*1752)
Cozzi Nicolaus, Sohn (*1750)
Coprion (Koprion) Balthasar von Mindelheim (Heimatland unbekannt) (oo 1590)
Coprion (Kopprion) Melchior, Barchentweber von Stetten (Heimatland unbekannt) (erw.1588-1599)
de Crignis Carl Antoni, Handelsherr in Augsburg (1755, 1758, 1761)
Dougrot Joseph, Ladendiener bei H:Peter Bagnion (1691)
Ducroe Michel, Händler in Memmingen (1773)
Ducrue Claudius, Wanderkrämer (1774)
Echerny Lorenz, Savoyarde (1692)
Faber Philipp, Savoyarde (1693)
Faire Peter, Handelsherr in Augsburg (1758)
Fiorentini Nicolaus, Handelsmann aus Udine (LL 1745-1760)
Fiorentini Ignaz Candidus, mercator, dominus, Sohn von Nicolaus Fiorentini (*1754 +1798)
Fiorentini Joseph, Bruder von Nicolaus (?); Philosophiae Candidatus, *~1731 Klagenfurt, +9.6.1753, 22J.
Fiorentini Joseph Anton Ignatius, Handelsmann, Sohn von Nicolaus Fiorentini (*1746 +1783)
Fournier Andreas, Kaufmann in Augsburg (1774)
Fumasi Joseph, kurfstl.Hofschutzverwandter in München (1764)
Gardet Antonio, Handelsmann von Bona, Savoien (LL 1688-1698)
Gardett Maria Regina (*1694)
Gartet infans (*+1695)
Gartett infans (*+1697)
Gardet infans (*+1698)
Gardetin D.Magdalena mercatrix, (+1698)
Garttet Erasmus, aus Buchloe (1727)
Grange (Grangée) Claude Louis, Handelsmann aus Augsburg, (*~1695, LL 1739-1741)
Grangée Maria Xaveria Elisabetha, filia legitima D:Claudii Ludovici Granshée Mercatoris (*1740)
Knobal Antoni, Handelsmann in Memmingen (1773)
Lanisot Maria Margaretha, aus Bamberg, heiratet Claude Louis Grange
Madiz Jacob aus Moosburg, Materialistensohn (+1749, 18 J.)
Madiz (Matiz) Nicolas, Handlsmann aus Moosburg (LL 1749-1753)
Menschat Ulricus, Hausierer aus Venediger Gebiet (1653)
Moritsch Johann von Sünss in Engedein (Engadin) (1658)
Mourethe, H.Peter Bagnions Ladendiener (1691)
Moretto Franz Brandtan (1693)
Pagnion: siehe Bagnion
Passi, Compagnon von Francois Piolley in Augsburg (1746)
Perinet Johann Claudi, Handelsmann in Augsburg (1755)
Petroin (Petroni?), Johann Baptista, Handelsmann in Augsburg (1754)
Philippi Petrus, mercator de Palluza (1755)
Piolley: siehe Bioley
Raque Claudi und Matheus, Schleifer von Lisabetha aus Savoyen (1693)
Rosathur Ludwig , von Rumöss (Engadin) (1658)

Samassa Blasius, Handelsherr in Augburg (1758, 1759)
de le Spine, Maria Antonia aus Augsburg (1768 oo Caspar Toscano)
Toscano Caspar Anton, geb.um 1737 in Mosoro (Mesocco, Tessin?) (LL 1749-1768)
Toscano Johann Baptist, Handelsmann in Augsburg (1764)
Anonyme:
1665: Hausierer und welsche Cramer
1666: fremde Spitz: und Bortencramer
1666: zwei welsche Crämer mit französischen Waren
1689: welsche Caminfeger

Ortsregister

Savoyen:
Bona: Gardet Antonio
Lisabetha: Raque Claudius u.Matthäus
Salanz (Sallanches?): Pioley Peter Paul
Vio (Viuz-en-Sallaz?): Bagnion Peter
Savoyen: Echerny Lorenz
Faber Philipp
Fournier Andreas (Augsburg 1774)
Ducrue Claudius (1774)
Dougrot Joseph (1691)
Mourethe (1691)
Moretto Franz Brandtan, Handelsherr zu Augsburg (?)
Perinet Johann Claudi, Handelsmann in Augsburg (1755)
Venezien:
Paluzza: Cozzi Giovanni Battista (1749-1768)
Philippi Petrus (1755)
Udine: Fiorentini Nikolaus (1745-1760)
Venediger Gebiet: Menschat Ulricus (1673)
Graubünden:
Rumöss (Ramosch?), Engadin (1658)
Sünss (Sent bei Ramosch?), Engadin (1658)
Tessin:
Mosoro (Mesocco im Tessin?): Toscano Caspar Anton (1765-1771)

Johann Georg Bergmüller invenit, Johann Baptist Bergmüller fecit

Drei Altarbilder der Bergmüllers für Landsberg

von Alois Epple

Für das Altarblatt „Heilige Sippe“ im Anna-Altar der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Landsberg gibt es einen Entwurf von Johann Georg Bergmüller im Besitz der Staatlichen Graphischen Sammlung[1]. Die grau lavierte Federzeichnung ist signiert und datiert mit: JGB(ligiert)ergmüller, Anno 1752. Zur Übertragung auf die Leinwand wurde ein Gitternetz eingezeichnet.

Auf der Zeichnung sieht man die heilige Sippe[2]. Über ihr schwebt Gott Vater, dargestellt als „Herrscher der Erde“. Deshalb hält er in seiner linken Hand ein Szepter und stützt sich auf die von einem Putto getragene Weltkugel. Mit seiner rechten Hand weist er auf die Büste von König David, welche auf einem Sockel steht. Auf ihn kann der unter ihm stehende hl.Joseph seine Abstammung zurück führen (Mat 1,16; Luk 1,27; Röm 1,3; Tim 2,8). Joseph, der Mann Mariens, unterhält sich mit seinem Schwiegervater, dem hl.Joachim. Joachims Darstellung als Hirte bezieht sich auf die Legende, wonach er zu den Hirten ging, wo ihm nach vierzigtägiger Bitte verheißen wurde, dass ihm seine Frau Anna ein Mädchen, Maria, gebären werde. Die hl.Anna sitzt vor ihrem Mann. Auf ihrem Knie steht ihr Enkel, der Jesusknabe. Dieser schaut zum Johannesknaben hinunter, der von seiner Mutter, der hl.Elisabeth, gehalten wird. Johannes hält

Ölgemälde im Anna-Altar der Landsberger Stadtpfarrkirche

1 Staatl.Graph.Slg. in München, Inv.Nr. 30368, H.M.IV.85; 217x129 mm; Boecker, A.: Die Ölbilder, Zeichnungen und Druckgraphik des Augsburger Akademiedirektors Johann Georg Bergmüller, Diss. masch., Innsbruck 1966, S.60

2 Die Personen der Heiligen Sippe lassen sich in folgenden Stammbaum einordnen:

Ysadar oo Susanna
/
/ \
Joachim oo Anna — Esmeria oo Ephraim
/ \
Joseph oo Maria — Elisabeth oo Zacharias
/ \
Jesus — Johannes

einen Kreuzstab, Hinweis auf seine Passionsprophetie, mit der Schriftrolle „Ecce Agnus Dei“ (Joh 1,29). Hinter seiner knienden Frau lehnt Zacharias im Priesterornat mit gehörnter Mitra (Luk 1,5ff), auf eine Brüstung gestützt. Unter der Heilig-Geist-Taube steht Maria, die „Braut des Heiligen Geistes“ (Luk 1,35). Ihre Handhaltung vermittelt den Eindruck, als spreche sie gerade das Magnifikat (Luk 1,49). Ihre rechte Hand ruht auf ihrer Brust, als sage sie: „Denn Großes hat an mir getan der Mächtige“. Mit ihrer Linken weist sie auf die heilige Sippe, als spräche sie: „Sein Erbarmen wächst von Geschlecht zu Geschlecht“.

Die Zeichnung ist, wie bei Bergmüller üblich, streng und bezugreich komponiert. Dies sei an drei Kompositionslinien verdeutlicht:

Auf der vertikalen Mittelachse sind Gott Vater, die Heilig-Geist-Taube, Maria und der Jesusknabe. Diese Anordnung sagt folgendes aus: Gott Vater fasste den göttlichen Ratschluss, durch die Beschattung der Jungfrau Maria durch den Heiligen Geist Christus als Mensch auf die Welt kommen zu lassen.

Bei Lukas 1,33 steht: „Gott der Herr wird ihm (=Jesus) den Thron seines Vaters David geben“. In der Zeichnung weist deshalb Gott Vater auf die Büste Davids. Von diesem führt eine Diagonale über Joseph, der zum Stamme Davids gehört, zu Jesus, dem Erben des Thrones Davids.

Auf der horizontalen Mittelachse befinden sich die Köpfe der hl.Anna und des Jesusknaben. Die hl.Anna wird nicht nur durch diese Position betont, auf ihrem Knie steht auch ihr Enkel, den sie umfasst. Dass bei der „Heiligen Sippe“ die hl.Anna so hervorgehoben wird, lässt sich damit erklären, dass dieser Entwurf für das Bild eines Annenaltars bestimmt war. Der Kopf des Jesusknaben liegt dabei im Schnittpunkt beider Mittelachsen, also in der Mitte der Zeichnung.

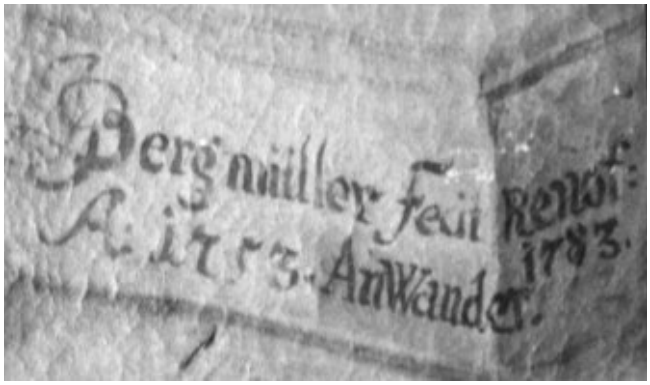
Die Zeichnung ist eine rasch hingeworfene Skizze. Ohne jede Korrektur oder Verzeichnung zeigt sie die ganze Souveränität und Sicherheit des 64jährigen Augsburger Akademiedirektors. Durch die Lavierung werden die Körper plastisch gestaltet, wird Tiefe erzeugt und die unterschiedliche Bedeutung der einzelnen Personen der hl.Sippe bewertet.

Diese Zeichnung diente als Entwurf für das mit 1753 datierte Altarbild des Annenaltars in der Landsberger Stadtpfarrkirche. In der Rahmenform stimmt der Entwurf genau mit dem Altarbild überein. Inhaltlich gibt es nur wenige Unterschiede zwischen der Zeichnung und dem Altarblatt: Auf dem Entwurf ist Maria als „Braut des Heiligen Geistes“, die das Magnifikat spricht, auf dem Altarbild aber als „Immaculata“ mit 12 Sternen um ihr Haupt dargestellt. Vor der Büste Davids steht noch zusätzlich ein von einem Engel gehaltenes, aufgeschlagenes Buch. Die gehörnte Mitra des Zacharias ersetzt auf dem Gemälde ein Turban. Der Johannesknabe küsst dem Jesusknaben die Füße. Der hl.Joachim findet auf dem Gemälde mehr Platz, was seine Bedeutung gegenüber dem Entwurf vergrößert. Auf dem Entwurf fällt das Licht von oben, verstärkt durch den Heiligen Geist, auf Maria, auf dem Gemälde fällt das Licht dagegen von vorn ein und beleuchtet hauptsächlich den Jesusknaben.

All dies sind Änderungen zum Schlechteren. Bei einem Bild der hl.Sippe ist es nicht sinnvoll, Maria als Immaculata darzustellen oder dem Joachim größere Bedeutung zuzumessen. Der Turban schließlich entkleidet den hl.Zacharias seines priesterlichen Amtes. Vergleicht man Entwurf und Ausführung, so fragt man sich, warum Bergmüller seinen genialen Entwurf nicht ins Gemälde umsetzte. Warum änderte er die Beleuchtung? Warum orientiert sich auf dem Altarblatt der Faltenwurf des Gewandes der hl.Anna nicht am Körper wie auf dem Entwurf?

Die Antwort lautet: das Altarbild stammt nicht von der Hand Johann Georg Bergmüllers, sondern wurde von seinem Sohne Johann Baptist gemalt. Der Entwurf ist signiert mit JGB(ligiert)ergmüller, das Altarbild aber trägt die Signatur JB(ligiert)ergmüller. Dies aber ist die Signatur von Johann Baptist Bergmüller[3].

Entwurf für den Anna-Altar in der Landsberger Stadtpfarrkirche



Signatur Johann Baptist Bergmüllers auf dem Ölbild des Anna-Altars

Auszugbild des Aloisius-Altars in der Hl. Kreuz-Kirche in Landsberg

Es gibt noch einen weiteren Bergmüller-Entwurf der „Heiligen Sippe“[4]. Er war aber nicht für Landsberg gedacht, wie schon die Rahmung zeigt. Er war auch für keinen Annenaltar bestimmt, da Mutter Anna keine herausgehobene Stellung einnimmt. Andererseits hat Johann Baptist Bergmüller diese Zeichnung seines Vaters offensichtlich gekannt, denn er hat aus ihr Motive für sein Landsberger Altarblatt entnommen. So das Motiv des von einem Engel gehaltenen, aufgeschlagenen Buches an der David-Büste. Auch die Körperdrehung des hl.Joseph übernimmt er aus dieser Zeichnung, nur stellt er so den hl.Joachim dar.

Entwurf für ein Gemälde der „Heiligen Sippe“

Das Landsberger Altarblatt wurde nicht nur um 1783 von Franz Anton Anwander renoviert, sondern von ihm bei dieser Gelegenheit auch für „Maria Brünnlein“ bei Wemding kopiert[5]. Die heilige Sippe wurde also von Johann Georg Bergmüller 1752 entworfen, 1753 von Johann Baptist Bergmüller für Landsberg gemalt und um 1783 von Franz Anton Anwander für Wemding kopiert.

Im Auszug des Aloisius-Altares in der Landsberger Jesuitenkirche zum Heiligen Kreuz befindet sich ein Bild, das den hl.Karl Borromäus darstellt. Auch zu diesem Bild gibt es einen Entwurf, der diskussionslos Johann Georg Bergmüller zugeschrieben werden kann[6]. Er stimmt in Rahmung und Inhalt mit dem Auszugbild überein. Unter der Skizze steht: breite d(es) gemähl 4 schu 2 Zol, also ungefähr 123 cm. Auch dieses Maß trifft für Landsberg zu.

3 Auch in Steingaden signiert Johann Baptist Bergmüller mit JB (vgl. Epple, A., Die Fresken von Johann Georg Bergmüller in Steingaden, in: Der Welf, Jb. des Hist.Vereins Schongau-Stadt und Land, 1996/97). Ebenso signiert Johann Baptist mit JB die Fresken in der Klosterkirche der Ursulinen zu Landsberg (siehe Dietrich, Dagmar, u.Weißhaar-Kiem, Heide, in: Die Kunstdenkmäler von Bayern, NF 3, Bd.2 Sakralbauten der Altstadt, München Berlin 1997, S.584, Abb.744) dagegen im selben Gotteshaus der Vater auf dem Altarblatt des Hochaltares mit JGB(ligiert)ergmüller..

4 Dietrich, Dagmar, wie Anm.3: S.239, Abb.276

5 Epple, A.: Franz Anton Anwander, in: Landsberger Geschichtsblätter, 97./98.Jg. 1998/99, S.62-66, Abb.S.65

6 Staatl. Graph. Slg. München, Inv. Nr. 30345/ H.M.IV.78, Feder in Braun, grau laviert, 170x117 mm

Entwurf für das Auszugbild des Aloisius-Altars

Der Entwurf zeigt den Mailänder Erzbischof und Kardinal von S.Prassede im Kardinalsgewand. Mit seiner Rechten schlägt er sich an die Brust, die Linke umfasst ein Kruzifix. Innig blickt er auf den Gekreuzigten. Er kniet vor einem Altar, auf dem ein Buch aufgeschlagen steht. Neben dem Altar liegt der Galero, der rote, flache Kardinalshut. Von oben fällt ein breites Lichtbündel auf Kruzifix und Heiligen. Die Zeichnung schließt rückwärts mit einer Säule und einem Vorhang ab.

Ölgemälde im Aloisius-Altar in der Hl. Kreuz-Kirche

Auch dieser Entwurf ist mit sicherer Hand ausgeführt. Johann Georg Bergmüller malte schon 1721 in der Kirche Notre Dame zu Eichstätt ein Fresko gleichen Themas[7]. Für dieses Fresko diente ihm als Vorlage sein 1715 gestochenes Thesenblatt[8]. Der Entwurf für Landsberg stimmt mit dem Fresko und dem Thesenblatt im Wesentlichen überein.

Auch hier kann man eine Qualitätsminderung bei der Ausführung des Entwurfs nicht übersehen. Das Gesicht des Heiligen verlor an Ausdruck. Das Lichtbündel, auf dem Entwurf deutlich eingezeichnet, ist auf dem Altarbild fast nicht erkennbar. Auch hier darf man vermuten, dass das Bild nicht von Johann Georg Bergmüller gemalt wurde. Um diese Vermutung zu erhärten, muss man sich das Hauptbild dieses Altares anschauen. Auch für dieses Aloisiusbild gibt es einen mit JGB(ligiert)ergmüller signierten Entwurf[9].

7 Lüdicke, L.: Die Fresken des J.G.Bergmüller - ein Herz-Jesu-Zyklus in der Klosterkirche Notre Dame, in: Sammelblatt Historischer Verein Eichstätt, 81./82.Jg., Eichstätt 1989 (hier auch abgebildet)

8 Friedlmaier, K.: Johann Georg Bergmüller - das druckgraphische Werk, Diss. München 1996, Marburg 1998, D 19

9 Der Aloysiusaltar mit Altarbild sowie der Entwurf sind abgebildet bei Dietrich, Dagmar (wie Anm.3), S.410, Abb.469 u.470

Entwurf für das Hauptgemälde des Aloisius-Altars in der Hl. Kreuz-Kirche

Das Altarbild ist dagegen mit JB(ligiert) signiert. Die gegenüber dem Entwurf geringe Qualität dieses Altarbildes verleitete schon A.Boecker [10] zu der Feststellung „weshalb wir in diesen Blättern, wenigstens in der Ausführung eher an Werkstattarbeiten denken möchten". Die richtige Interpretation der Signatur erlaubt nun die Feststellung, dass auch in der Jesuitenkirche die „Bergmüllerbilder" am Aloysius-Altar von Johann Baptist Bergmüller nach Entwürfen von Johann Georg Bergmüller gemalt sind.

Ergebnis:
Die „Bergmüller" in der Stadtpfarrkirche und Hl.-Kreuz-Kirche in Landsberg hat Johann Baptist Bergmüller nach Entwürfen von Johann Georg Bergmüller gemalt[11].

10 Boecker, A.: Die Ölbilder, Zeichnungen und Druckgraphik des Akademiedirektors Johann Georg Bergmüller, Diss. Innsbruck 1966

11 Jürgen Rapp konnte zeigen, dass einige bisher Joh.G.Bergmüller zugeschriebene Bilder von Joh.Ev.Holzer gemalt wurden (Vgl. Rapp, J.: J.Holzer fecit sub Directione Domini J.G.Bergmüller, in: Bruckmanns Pantheon, Jg. XLVIII 1990)

Die Große Krippe in der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt

Heide Weißhaar-Keim

Die anschauliche Wiedergabe des Heilsgeschehens, insbesondere der Ereignisse um die Geburt Christi, war den bildenden Künstlern zu allen Zeiten in allen Gattungen hochgeschätztes Bildthema. Die Szenen von Verkündigung, Geburt, Anbetung der Hirten, Ankunft der Magier und Flucht nach Ägypten boten den Kunstschaffenden reiche Möglichkeiten, ihre Erfindungsgabe und Kunstfertigkeit unter Beweis zu stellen.

Es gibt jedoch einen Bereich in der Kleinkunst, in dem Vertreter mehrerer künstlerischer Gattungen bei der Darstellung dieser Bildthemen zusammenwirken können, Bildhauer, Maler, textile Gestalter, Metallarbeiter, teilweise auch Graphiker bis hin zu denen, die Regie führen um ein Thema „in Szene zu setzen": auf dem weiten und umfassenden Feld des Krippenbaues.

Wie schon häufig dargelegt[1], entstand der Brauch, die Szenen um die Geburt Christi mit kleineren, beweglichen Figuren in realistischem Umfeld darzustellen, auf verschiedenen Wegen. An den Anfängen stehen im 13./14. Jh. Nativitas-Darstellungen in eigenen Andachtsräumen, am Ende des 14. Jh. die Weihnachtsvision der hl. Birgitta; weiter sind die geistlichen Spiele anzuführen, wie sie auch der hl. Franziskus von Assisi im Wald von Greccio bei Rieti ausgerichtet hat. Ein anderer Schritt auf dem Weg hin zur Weihnachtskrippe sind die weitverbreiteten Figuren des Jesuskindleins, gewickelt, stehend, sitzend, thronend, die zur privaten Frömmigkeit ebenso wie in der Liturgie gebräuchlich waren. Ein zusätzliches Glied in dieser Kette stellen spätgotische Krippenaltäre dar. Dies alles mündet schließlich in die Darstellung des Heilsgeschehens mit kleineren beweglichen Figuren vor realistischen Hintergründen im kirchlichen wie im privaten Bereich. In Italien sind diese Krippen seit dem Anfang des 16. Jh., in Süddeutschland gegen Jahrhundertende gebräuchlich, zunächst vorwiegend in Kirchen, beim Hochadel und in großbürgerlichen Häusern. Die frühesten Nachrichten zu Krippen in Bayern stammen vom frommen und der Kunst sehr zugeneigten Hof Herzog Wilhelms V.

Es darf nicht verwundern, daß die Gesellschaft Jesu, in der die anschauliche geistliche Unterweisung der Jugend wie der erwachsenen Gläubigen mittels des religiösen Schauspiels gepflegt wurde, sehr früh auch die Wirkung von Krippenszenen zu nutzen wußte und in ihren Niederlassungen seit der 2. Hälfte des 16. Jh., in Bayern seit 1601, Krippen aufstellen ließ.

Landsberg als Krippenstadt

In der Stadt Landsberg am Lech waren es mit größter Wahrscheinlichkeit die Jesuiten, die das Brauchtum der Krippe empfahlen und verbreiteten. Es sind bis jetzt jedoch keine Nachrichten über eine frühe Krippe im Jesuiten-Kolleg selbst bekannt. Die erste Information über eine Krippe in der Stadt ist jene in der Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt aus dem Kriegs- und Pestjahr 1627; diese Krippe ist während der kriegerischen Besetzungen zugrunde gegangen. 1633 hat man sie jedoch durch eine größere ersetzt, die 1674 nochmals erweitert wurde.[2]
Auch die in der Stadt wechselnd angesiedelte gehobene Beamtenschaft des Herzogs kannte mit Sicherheit höfische Gepflogenheiten, zu denen auch die Krippenmode gehörte. Verbürgt ist dies für den Kastner der Jahre 1673-1692, Johann Georg Gaßner.

Der Kastner Johann Georg Gaßner

Johann Georg Gaßner wurde am 31.1.1644 in Burghausen als Sohn des Johann und der Elisabeth Gaßner geboren. Im Schuljahr 1661/62 war er Schüler am Wilhelmsgymnasium in München. Vom 15.2.1673 bis zum 27.2.1692 war er mit dem Kastneramt von Landsberg betraut, weiter oblag ihm die Verwaltung der kurfürstlichen Schlösser Lichtenberg und Haltenberg. Kurz nach Amtsantritt erhielt er am 4.7.1673 die Lizenz zur Heirat der Witwe seines Amtsvorgängers Franz Frießhammer, Maria Katharina geb. Zöttl (Zöll). 1679 bzw. am 31.8.1681 wurde ihm der Ratstitel verliehen. 1690/91 muß er ernstlich erkrankt sein, da vom 1.3.1691 – bis zum 27.2.1692 der Pfleger von Rauhenlechsberg, Johann Franz Mändl, kommissarisch sein Amt vertrat. Gaßner kam als „Geisteskranker" in das Elisabethspital in München, wo er verstarb. Seine Witwe hatte fünf Kinder aus erster und zweiter Ehe zu versorgen; es wurden ihr jährlich 50 fl. zugestanden.[3] Es ist daher leicht verständlich, daß sie im Jahr 1693 die kostbare Hauskrippe der Familie an die Stadtpfarrkirche um 80 % ihrer jährlichen Unterstützung, 40 fl., verkaufte.[4]

1 Grundlegend und noch immer gültig: Berliner, Rudolf: Die Weihnachtskrippe. München: Prestel 1951. Teil 1, S. 13-41; in neuerer Zeit u.a.: Gockerell, Nina: Krippen im Bayerischen Nationalmuseum. 2. Aufl. München: Bayerisches Nationalmuseum, S. 9-18. Diese Informationen werden hier in gedrängter Form im Hinblick auf die Situation in der Stadt Landsberg wiedergegeben.

2 Weißhaar-Kiem, Heide: „Weihnachtskrippe", in: Dietrich, Dagmar und Heide Weißhaar-Kiem: Landsberg am Lech. München 1997, S. 234 [zit: Inventar II.] .

Jedoch, ideelle Förderung durch den Jesuitenorden und Nähe zum bayerischen Hof und dessen Beamtenschaft allein genügten nicht zu einer Blüte der Krippenkunst in der Stadt, in der gegen Ende des 17. Jh. das Elend des 30-jährigen Krieges überwunden war und die begann, einen bewundernswerten Aufschwung zu nehmen. Das dritte Glied in der glücklichen Konstellation war die Werkstatt der ortsansässigen Künstler und Handwerker Lorenz und Johann Luidl.

Lorenz und Johann Luidl[5]

Lorenz Luidl (*1645 in Mering [südöstlich von Augsburg] + 1719 in Landsberg am Lech) begab sich1662 - 1667 in die Lehre zu David Degler in Weilheim, dem führenden Ort für die Bildhauerkunst im westlichen bayerischen Voralpenland bis in das zweite Drittel des 17. Jh. hinein. Er siedelte sich jedoch 1668 in Landsberg an, erhielt im gleichen Jahr Bürgerrecht und seinen ersten Auftrag, den Hochaltar in Sandau (bei Landsberg). Es erfolgte die Ausstellung seines Lehrbriefes, er heiratete und konnte noch 1668 seinen ersten Lehrbuben aufdingen. Die Werkstatt blühte, in späteren Jahren hatte er bis zu fünf Buben auszubilden, die Aufträge für die Stadt und einen weiten, erheblich über die heutigen Landkreisgrenzen hinausgehenden Bereich waren zahlreich. Bereits 1669 war es ihm möglich, ein Haus zu kaufen und auch späterhin seinen Besitz zu vergrößern. Bald wuchsen ihm bürgerliche Ehrenämter zu; so wurde er 1699 in den Äußeren Rat berufen. Durch sein Werk verlagerte sich der Schwerpunkt der Schnitzkunst von Weilheim nach Landsberg.

Nachfolger war sein Sohn Johann Luidl (*1686 † 1765 in Landsberg), der die Lehre beim Vater abgeleistet und 1717 die Werkstatt übernommen und geheiratet hatte. Auch er wurde – im Jahr 1735 – Mitglied des Äußeren Rates. Kinderlos geblieben verkaufte im Jahr 1758 seine Bildhauergerechtigkeit an den aus Türkheim kommenden Chrisostomus Leuthner. Johann Luidl legte in den mehr als 40 Jahren seiner selbständigen Tätigkeit eine umfangreiche Produktion vor, deren qualitativer Schwerpunkt in den Anfangsjahren lag. Ein Recht auf eigene Arbeiten behielt er sich auch nach der Aufgabe der Werkstatt vor; seine letzte archivalisch belegbare Arbeit stammt aus dem Jahr 1761.

Landsberger Krippen aus der Luidl-Werkstatt

Es darf nicht verwundern, daß zum Werkstattprogramm der Luidls neben den großen figuralen Werken – allen voran der Ausstattung der Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Landsberg sowie der Ausstattung vieler Altäre im Einzugsbereich – auch die Herstellung von Krippenfiguren gehörte. Als ein Glücksfall erscheint es, daß die Pfarrei im Jahr 1693 aus der Hinterlassenschaft des herzoglichen Kastners Joseph Georg Gassner die umfangreiche Hauskrippe kaufen konnte.[6] Nach der Übernahme war der Maler Sebastian Khamb mit kleineren Ausbesserungsarbeiten an den Fassungen beauftragt worden, ebenso wie Lorenz Luidl Reparaturen an fünf Pferden und einem Kamel durchzuführen hatte. 1705 wurde wiederum Sebastian Khamb bemüht und und 1707 lieferte Lorenz Luidl weitere, jedoch nicht näher definierte Schnitzarbeiten.

Der Kernbestand der Figuren ist entsprechend den stilistischen Merkmalen der Werkstatt Lorenz Luidls zugeschrieben worden.[7] Die Bestandserweiterung sodann ist weitgehend der Werkstatt des jüngeren Luidl zuzurechnen.
Im gleichen Kirchengebäude befindet sich die zweite Luidl-Krippe der Stadt, die Passionskrippe, die aus stilistischen Gründen und bestätigt durch archivalische Nachweise Johann Luidl zugeschrieben wurde.[8]

Die Aufstellung der Krippe

Über die Aufstellung im 18. Jh. liegen keine Informationen vor. Auffallend ist, daß eine große Zahl der Figuren mit knielangen weißen Lederhosen bekleidet ist. Darüber wurden in späteren Jahren weitere Bekleidungsstücke gezogen. Verwunderlich ist die sehr reiche Ausstattung an Kriegsgerät wie Säbel, Spieße, Fahnen, Schwerter, Schilde und dergleichen, wie auch der umfangreiche Bestand an Tieren außer der Schafherde, insbesondere an Hirschen und Rehwild in Stellungen für Jagdszenen; es liegt die Vermutung nahe, daß bei der ursprünglichen Aufstellung entweder den profanen Nebenszenen viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde oder die Möglichkeit für den Auftraggeber bestand, Kriegs- und Jagdszenen zusätzlich ausführlich aufzustellen. Dazu würden auch die unlängst aufgefundenen Brettkulissen von Zelten und der brennenden Stadt aus der Entstehungszeit passen.[9]

Man kann davon ausgehen, daß es eine ungebrochene Tradition temporärer Aufstellung der Krippe im kirchlichen Jahreskreis der Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt bis zur Säkularisation gab.

Einen tiefen Einschnitt erfuhr das Brauchtum, als während der Säkularisation das Aufstellen von Krippen in Kirchen wie vieles andere fromme Brauchtum in Mißkredit geriet. Dies führte in Bayern in den Jahren 1803 und 1804 zu staatlichen Erlassen, die auch die Aufstellung von Krippen untersagten.[10] Nicht zuletzt deshalb setzte in jenen Jahren eine höchst fruchtbare Zunahme der Hauskrippen ein. –

Eine Weiterführung der Krippentradition ist erst wieder nach der Mitte des 19. Jh. nachweisbar, zunächst in reduzierter Form, denn Inventare der Stadtpfarrkirche aus dieser Zeit berichten von 30 größeren und mehreren kleinen Figuren.[11]

Weiter sind für die Gepflogenheiten bei der Vermittlung geistlichen Gedankengutes im 19. Jh. in der Stadt in diesem Zusammenhang Archivalien von Interesse, die bei Räumarbeiten in beiden Pfarreien gefunden wurden. Die 35 Büttenblätter beinhalten Texte zu szenischen Krippendarstellungen der Jahre 1804, 1815, 1816/17, 1819, 1832, die teilweise auch in späteren Jahren erneut vorgestellt wurden. Sie stammen aus der Feder des J.N. Pößinger, Pfarrer zu St. Ulrich und Katharina vom 20.3.1803 bis 8. März 1824.

Es wurden hier – möglicherweise in Kombination mit den Krippenfiguren – Texte des Alten und Neuen Testamentes über die üblichen Krippenthemen hinausgehend typisch

---

3 Leitschuh, Max: Die Matrikel der Oberklassen des Wilhelmsgymnasiums in München, 1 (1561/62-1678/80. München 1970, S. 144. – Ferchl, Georg: Bayerische Behörden und Beamte 1550-1804. 1 (=Oberbayerisches Archiv. 53,1), München 1908-1920, S. 480. Für diese beiden Hinweise danke ich dem Kreisarchivpfleger des Landkreises Landsberg am Lech, Guido Treffler, M.A. sehr herzlich. – Die Verf. behält es sich vor, über den Kastner J.G.Gaßner weiteres Material zu erarbeiten.

4 Hofmannn , Sigfrid: Beiträge zur Kunstgeschichte der Stadtpfarrkirche zu Unserer Lieben Frau in Landsberg am Lech. Auszüge aus den Kirchenrechnungen des 17. Und 18. Jh. In: Beiträge zur Kunstgeschichte Oberbayerns. H. 6 (1955), S. 43 – ersch auch in : Landsberger Geschichtsblätter. 45 (1955) - 54 (1964), getr. Pag.

5 Es werden hier kurz zur Erinnerung die Ergebnisse der Arbeiten von Wilhelm Neu referiert: „Die Bildhauerfamilie Luidl und ihre Werke in Stadt und Landkreis Landsberg“, in: Lech-Isar-Land. 1966, S. 3-29; „Der Landsberger Bildhauer Lorenz Luidl und seine Werke in Bayerisch-Schwaben“, in: Ars Bavarica. 7 (1977), S. 67-82; „Der Landsberger Bildhauer Johann Luidl“, in Landsberger Geschichtsblätter 85/86 (1986/87), S. 48-53.

6 s.o. und Hofmann : „Beiträge“ (Fußnote 4).

7 Neu: „Bildhauerfamilie“, 1966, S. 3-29.

8 Inventar II, S. 241-242.

9 Die von H. Weißhaar-Kiem aufgefundenen Kulissenbretter wurden zwischenzeitlich von Restaurator Manfred Sattler, Füssen, konserviert und retouchiert . Der Historische Verein Landsberg hat verdienstvollerweise die Häfte der Kosten übernommen.

10 Gockerell, S. 16.

11 Inventar II, S. 234.

und antetypisch durch agierende Personen sowie durch Personifikationen vorgetragen. Mit Texttafeln und Szenenüberschriften versuchte man die Inhalte zu verdeutlichen.
Der Autor arbeitet in hochkomplizierten theologischen Kombinationen mit einem aufklärerischen Ansatz. Nach den bisherigen Erkenntnissen lassen sich die Vorstellungen als Ersatzhandlungen für den seitens der staatlichen Obrigkeit verbotenen öffentlichen Aufbau von Krippen interpretieren.[12]

Wenn im Jahr 1856 das Bauamt der Stadt für die Kirchenkrippe Holz zur Verfügung stellt, ist anzunehmen, daß zu diesem Zeitpunkt die Aufstellung der Krippe in der Öffentlichkeit wieder auf- und angenommen wurde und neue Unterbauten hergestellt werden mußten.[13]

Für die neuere Vergangenheit haben sich durch mündliche Überlieferung[14] und teilweise auch durch Fotografien[15] folgende Informationen ergeben:
Die Orte der Aufstellung waren wechselnd: Bekannt ist die Westwand, nördlich des Vitus-Altares am Beginn des 20. Jh. bis in die Dreißiger Jahre; für kurze Zeit war die Fläche vor dem Eligius-Altar genutzt worden, bis man schließlich, wohl noch in den ausgehenden Dreißiger Jahren, mit dem Krippenaufbau in die Anna-Kapelle einzog.

Als Szenen der Aufstellung sind im 20. Jh. verbürgt: Aus den Kindheitsgeschichten nach Matthäus und Lukas: Verkündigung an Maria, Herbergsuche, Geburt Jesu, Zug der hl. drei Könige, Flucht nach Ägypten, Bethlehemitischer Kindermord, Haus Nazaret, 12-jähriger Jesus im Tempel.
Aus dem öffentlichen Wirken Jesu: Abschied von der Mutter, Hochzeit zu Kana, Seepredigt und Bergpredigt, Versuchung Jesu, Verklärung auf Tabor, Einzug in Jerusalem
Weiter konnten zwei Gleichnisse aufgestellt werden: „Der Sämann“ und der „Barmherzige Samariter“.

Mit der Aufstellung der Krippe waren die Mesner betraut, die für ihre mühevolle Tätigkeit durch das an der Krippe gespendete Opfergeld entlohnt wurden.[16]
Seit dem Ende des 19. Jh. waren dies: Jgnaz Sebastian Wankmüller, 1782 –1860 in Landsberg , Mesner von 1814 bis 1855 (?), Joseph Dominikus Wankmüller, 1821 – 1885 in Landsberg , Mesner von 1855 bis mindestens 1876, Matthias Wind sen., († 1916) Mesner von 1886 bis 1916, Matthias Wind jun., 1890 - 1973 in Landsberg, Mesner von 1916 - 1956; er hat auch in seinem Ruhestand die Krippe weiter aufgestellt, Mesner war 1955 - 1964 August Mayrock. Die Krippenarbeit ging unmittelbar über an Hans Hölzl, Mesner 1964 – 2000 .
Zur Zeit sind mit der Aufstellung betraut: Torsten Poth und Prof. Franz Bernhard Weißhaar. Die Mesner wurden teilweise von ihren Ehefrauen unterstützt. Im Herbst des Jahres 2001 wurden erstmals parallel fünf Szenen mit komplett konservierten Figuren und Kulissen in einer gut besuchten Ausstellung im Pfarrzentrum in Landsberg gezeigt.

Bekannte Renovierungen

Nach den ersten, oben erwähnten konservierenden Maßnahmen bei der Übernahme der Krippe und den Erweiterungen des figürlichen Bestandes wie der Tierskulpturen um 1700 sind weitere Arbeiten erst um die Mitte des 19. Jh. festzustellen; sie sind jedoch lediglich am Bestand, nicht archivalisch nachweisbar. Auslöser wird die Möglichkeit der Wiederaufstellung in größerem Rahmen gewesen sein. So sind Brautpaar und Hochzeitsgäste und das dazugehörige Personal sowie Teile der Priesterschaft, die vor allem bei der Darstellung ‚Der 12-jährige Jesus im Tempel‘ gezeigt werden, sowie die Staffage-Figuren von Soldaten und Wächtern um diese Zeit neu bekleidet worden.

Weitere pflegende Arbeiten wurden laufend von den betreuenden Mesnern ausgeführt. Auch scheint in der Ära Wind die Gruppe ‚Jesus und seine Jünger‘ neu bekleidet worden zu sein. Dazu verwendete man sehr leichte Baumwollstoffe, die bei Beginn der Renovierungen 1996 stark verschmutzt und zerschlissen waren.

Stadtpfarrer Gabriel Beißer und Stadtheimatpfleger Anton Lichtenstern haben 1983 die Renovierung der Krippe an Traudl Schulz-Dornburg übergeben. Krankheitsbedingt konnten die Arbeiten nicht weit gedeihen. Bedauerlicherweise war jedoch der Bestand zu mehr als einem Drittel entkleidet und zerlegt worden. Nach dem Tod von Frau Schulz-Dornburg wurden die Figuren aus deren Werkstatt zurückgeholt.

Die laufende Konservierung – Renovierung

1995/96 nahm Diözesankonservator Norbert Leudemann eine Inventarisation des Bestandes vor. Er wurde zeitweise von Heide Weißhaar-Kiem unterstützt, die im darauffolgenden Jahr von Stadtpfarrer und Diözesanbauamt beauftragt wurde, konservierende Maßnahmem für den Gesamtbestand und seine Aufstellung zu planen und deren Durchführung zu überwachen. In besonderem Maße wurde das Anliegen auch von Kirchenpfleger Anton Hafenmaier gefördert.

Das Schadensbild war eindrucksvoll: Bei jeder Figur waren Mängel festzustellen: grundsätzlich die starke Verschmutzung bei Fassungen und Textilien, bei der Statik schadhafte, zumeist durchgerostete und gebrochene Eisendrähte, unsachgemäß ergänzte Gliedmaßen, weiter waren zahlreiche Hände und Füße fragmentiert, bei den Fassungen waren Abplatzungen die Regel, bei den Textilien Verschleiß, Ablösung und Fehlstellen bei Nähten, Zerschleiß von Borten und Applikationen, und schließlich befanden sich bedauerlich viele Perücken im Zustand der Auflösung.

Bei den Tierskulpturen gab es häufig Schäden an der Standfestigkeit, zumeist waren die Füße abgebrochen, Ohren und Schwänze fehlten, wiederum waren die Fassungen stark verschmutzt und wiesen Abplatzungen auf, bedauerlich waren auch die großen Schäden an den kunstvoll geflochtenen Mähnen der Pferde aus Naturhaar.

Das 1996 erarbeitete Grundkonzept, das über die ganze Maßnahme hin volle Gültigkeit hatte, sah vor, den Istzustand zu erhalten und nur in nicht zu umgehenden Fällen die Bekleidung zu erneuern. Unpassendes Material (z.B. Synthetic-Ware) war zu entfernen und auf kleine Ergänzungen wie Krägen, Halsbänder und Spitzenmanschetten zu achten. Die Fassungen waren zu reinigen und zu retouchieren, Köpfe und Hände aufeinander einzustimmen. Bei der Ergänzung und teilweisen Erneuerung der Kleidung wurde – wenn auch immer möglich – auf Materialien aus dem kircheneigenen stattlichen Fundus an alten Stoffen zurückgegriffen.

Den Zustand vor Beginn der Arbeiten hielt man ebenso fest, wie die Erneuerungsarbeiten für jede Figur im einzelnen dokumentiert und fotografiert wurden. Es wurden jeweils die Figuren ganzer Szenen bearbeitet und bis ins Detail aufeinander abgestimmt. Dies ist besonders bei der Gruppe ‚Jesus und seine Jünger‘ und bei den vielfigurigen Tempel- und Hochzeitsszenen gelungen.

Wichtiges Anliegen war jedoch nicht nur die Konservierung/Renovierung der Figuren, sondern auch deren fachgerechte Deponierung. Die feste Montage der Figuren auf ihren Plinten und die Fixierung der Köpfe reduziert die

12 Die nicht ganz leicht lesbaren Texte wurden von Klaus Münzer transliteriert und sollen noch weiter bearbeitet werden.

13 Inventar II, S. 234.

14 Für schriftliche und mündliche Auskünfte zu Dank verpflichtet bin ich : Frau Franziska Daschner, Herrn Josef Frieß, Herrn Rudolf Rahm, Herrn Anton Hafenmaier, Herrn Stadtheimatpfleger Anton Lichtenstern, alle Landsberg.

15 Für die Überlassung der Diasammlung zur Herstellung von Papierabzügen für die Fotokartei danke ich Herrn Kurt Stockbauer, Landsberg und Frau Emilie Liebl, Landsberg.

16 Mittlerweile werden die Spenden zum Krippenunterhalt verwendet.

Schadensanfälligkeit erheblich. Durch das Schaffen geeigneter, gut belüfteter und schwach belichteter Stauräume im Bereich der Pfarrei konnten hier optimale Bedingungen geschaffen werden. Die stabilisierten und gereinigten Krippenhäuser werden ebenso schonend aufbewahrt wie auch für den wertvollen Hintergrund eine geeignete Roll- und Hängevorrichtung geschaffen wurde.

Eine weitere wichtige Maßnahme war der Entwurf eines Proszeniums-Aufbaus anstelle der Draperie aus Wollstickerei und Tannenzweigen, wo die technische Montage kaschiert werden muß. Die elektrischen Einrichtungen sowie die Alarmsicherung sind nunmehr in die Vorbauten einbezogen. Sufitten mußten geschaffen werden, die in geeigneter Weise zum Hintergrund vermitteln.

Für die beschriebenen Maßnahmen war ein geduldiges, hoch motiviertes und erfahrenes Team mit langem Atem nötig:

Frau Textilrestauratorin Karin Reichelt, Bamberg, war die Arbeit mit den Figuren anvertraut, einzelne Tiere sowie die Textilien der Tiere wurden ebenfalls von ihr bearbeitet. Restaurator Manfred Sattler, Füssen-Horn, war die Konservierung des Hintergrundes übertragen; ebenso war er für die Fassung der meisten Tiere verantwortlich. Zudem hatte er die komplizierte Zusammenführung der einzelnen Gewerke bei den Pferden meisterlich gelöst. Zuletzt hat er die Hintergrund-Bretter gefestigt und konserviert. Schwierigere bildhauerische Ergänzungen, vor allem bei den Tieren, oblagen Bildhauer Matthias Buchenberg, Vorderburg.

Mariae Verkündigung

„Die schöne Landsbergerin“

Dem Maler und Restaurator Franz Kugelmann ist für die hervorragende Malerei der Sufitten zu danken; er hat hier ein eigenständiges, der Hintergrundmalerei ebenbürtiges Kunstwerk geschaffen.

Prof. Franz Bernhard Weißhaar hat Modell und Entwurf für das Proszenium geliefert sowie die Konstruktion der Unter- und Aufbauten begleitet.

Festigung und Reinigung der Kulissenhäuser waren Restaurator Andreas Goetzke, Oberottmarshausen, und Fa. Walter Hagn, Burtenbach, (Isidor Hefele) anvertraut. Mit der Bemalung von Brettern und Tüchern für den Krippenuntergrund war Mathias Eckert, München/Regensburg, beauftragt. Die Firmen Arnold, Rampp & Hartberger und Braml, alle Landsberg, haben in vielfältiger Weise mit großer Geduld Arbeiten durchgeführt.

Die Leiterin der Restaurierungswerkstätten des Landesamtes für Denkmalpflege in Seehof / Bamberg, Frau M.- Th. Worch, sowie der Gebietsreferent des Landesamtes, Dr. Markus Weis, haben die Arbeiten in vielfältiger Weise gefördert und begleitet.

Die Aufstellung eines Finanzierungsplanes war keine leichte Aufgabe, die Kirchenpfleger Anton Hafenmaier jedoch mit der ihm eigenen Energie löste: Die Hauptlast trug die Stadtpfarrkirchenstiftung Mariae Himmelfahrt Landsberg, große Zuschüsse leisteten das Landesamt für Denkmalpflege, der Bezirk Oberbayern, die Landesstiftung sowie die Stadt Landsberg. Weitere Zuschüsse kamen vom Landkreis Landsberg sowie von der Bayerischen Volksstiftung.

Kopf des Moses

Der heutige Bestand: Figuren und Tierskulpturen

Köpfe, Hände und Füße der 35-45 cm großen Gliederfiguren sind aus Weichholz geschnitzt und in Mischtechnik farbig gefaßt. Es liegen verschiedene Fassungen übereinander, häufig wurde ein – mittlerweile vergilbter – Lack aufgetragen. Der Rumpf der Figur ist aus ungefaßtem Weichholz, an dem die Extremitäten und der Kopf mittels Eisendraht befestigt sind. Die Köpfe sind beweglich und auswechselbar. Die textile Bekleidung ist in den verflossenen 300 Jahren nicht selten verändert worden. Bei wenigen Figuren haben sich originale Bekleidungsteile erhalten, so z.B. beim „Buben“ mit der hirschledernen Hose, dem Wams aus Damast und dem Hemd aus Baumwolle. Bedauerlicherweise sind die alten verbrauchten Gewänder nur selten unter den neueren Schichten erhalten. Zu den frühen Ausstattungen gehört auch die Zweitverwendung von hadernhaltigem, teilweise beschriebenem Papier des 18. Jh. zur Aussteifung von Röcken.

Bei der Teilerneuerung um die Mitte des 19. Jh. bedachte man vor allem die Damen und Herren der Hochzeitsgesellschaft mit bürgerlich-feinen Gewändern oder von Tracht und Uniform abgeleiteter Bekleidung. Zur Verwendung kamen Reste von aufgelösten Paramenten, deren Futterstoffe sowie gechinzte Baumwollstoffe, unbehandelte Baumwollen, Wollstoffe und Filze zumeist in Zweitverwendung, teilweise in überfärbtem Zustand. Das feierliche rote Samtgewand der Braut ist möglicherweise die Wiederverwendung eines Jesuskind-Mantels, ihr Schleier sicher ein ausgeschiedener Monstranzschleier der Kartage.

Zwischen 1910 und 1930 wurden weitere Gewänder ersetzt. Dazu gehört die Gruppe ‚Jesus und seine Jünger‘. Die Ergebnisse dieser Maßnahmen aus mittelarmer Zeit konnten bei der laufenden Konservierung nicht alle gehalten werden.

Im Jahr 2002 umfaßt die Krippe 126 Figuren nach Konservierung/Renovierung; noch nicht bearbeitet sind 28 Figuren, ihre Konservierung ist jedoch vorbereitet. Im Zustand der Bearbeitung von Traudl Schulz-Dornburg werden 8 Figuren erhalten. Verfügbar sind schließlich noch 15 Torsi sowie 20 gefaßte Köpfe. Als vollrund ausgebildete, gefaßte Skulpturen sind weiter zu verzeichnen der ‚Verletzte‘ sowie zwei ‚Arme Seelen‘.

▲ *Hochzeit zu Kana*

▼ *Musikanten*

David und Goliath

Petruskopf

Auch steht ein großer Bestand an proportional den Figuren angepaßten Tier-Skulpturen zur Verfügung. Sie sind aus Weichholz vollrund ausgeformt: 17 Pferde, 4 Dromedare, 1 Kamel sowie 2 Elefanten bilden den Bestand an Großtieren. Weiter sind vorhanden: 25 Schafe, Böcke und Ziegen, ein Paar Hirtenhunde, ein Paar Windspiele, 6 Wildschweine, 6 Hirsche und Rehe, 4 Bären, 1 Löwe, 1 Fantasietier, 1 Steinbock, 1 Auerhahn, 1 Gepard, 9 Schlangen, 2 Tauben des Heiligen Geistes.

Gemeinsam sind allen Figuren und auch den Tier-Skulpturen die eindrucksvolle Drastik und Expressivität des Ausdrucks. Haben die zentralen Figuren zumeist einen reduziert-stilisierten Gesichtsausdruck, so überwiegen bei den Staffagefiguren wie der Soldadeska, den Hirten und dem Küchenpersonal ländlich derbe expressive Gesichter.[17] Die Figuren und Tier-Skulpturen des Kernbestandes aus Gaßnerschem Besitz unterscheiden sich nicht extrem von den Ergänzungen der späteren Luidl-Werkstatt.

Die mächtigen Pferde, die vor allem beim Königszug eingesetzt werden, sind von großer Pracht: geflochtene Mähnen und kräftige Schwänze aus Pferdehaar, Satteldecken aus Samt oder Damast, Ledersättel sowie –zügel und Zaumzeug aus Messing oder Eisen bilden die anspruchsvolle Ausstattung. Auch die weiteren Großtiere erfreuen sich einer kostbaren textilen Ausstattung, zumeist finden sich Seiden in Zweitverwendung. Die kleineren Tiere bis hin zu den Schafen sind mit großer Sorgfalt und Freude an der Variation geschnitzt.

17 Neu, Wilhelm: „Der Landsberger Bildhauer Johann Luidl“. In: Landsberger Geschichtsblätter. 85/86 (1986/87), S. 52.

Zwei Teufel

Der Hintergrund von Karl Vorhölzer

Als Hintergrund steht eine außergewöhnliche Malerei zur Verfügung, die Palästina-Landschaft von Karl Vorhölzer (1810-1885). Seine Lebensgeschichte klingt wie ein Roman. Der Maler, ein Multitalent, wurde 1810 in Memmingen geboren, besuchte das Gymnasium in Nürnberg, diente 1826 als Kadett im Infanterie-Leibregiment Ludwig I. und studierte „nebenher“ an der Akademie der Bildenden Künste in München, sein Schwerpunkt war bei der Landschafts- und Tiermalerei. Nach kurzzeitigem Gastspiel als Schreiber eines Advokaten in Landshut begab er sich 1831/32 in eine Malerlehre nach Weißenhorn. 1832/33 verbrachte er als Mitglied der französischen Fremdenlegion in Algerien. Nach Abenteuern und Verwundung erreichte er krankheitshalber eine frühe Entlassung und ließ sich schließlich in „Bayerdiessen“, am Ammersee als Dekorationsmaler nieder. Er heiratete 1838 die Baumeisterswitwe Amalie Gerum, geb. Eisenhofer aus Reichershofen bei Ingolstadt und übernahm das Anwesen seiner Ehefrau in Diessen in der Gänsgasse Nr. 8 (der heutigen Prinz-Ludwig-Straße).[18] Er arbeitete als Dekorations- Votivbild- und Landschaftsmaler, belebte 1852 das Dießener Bürgertheater neu und wirkte dort als Textbuchschreiber, Kulissenmaler und Regisseur. – Sein malerisches Oeuvre ist von außerordentlicher Spannweite, es reicht von Kulissen für Moritatendarstellungen über Historiengemälde, Votivtafeln bis zu den Deckenbildern im Langhaus der Pfarrkirche von Oberigling.[19]

18 Zum Haus s. Wörlein, Juliane: Dießener Häuserbuch. Diessen 2000, S. 51 - 53.

19 Thieme, Ulrich und Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. 33, 1939 - 40, S. 548.

Christuskopf

Serviererin

Leopard

Bär

Der zwölfjährige Jesus im Tempel

Höllenfahrt des Herodes, im Hintergrund das brennende Jerusalem (siehe auch Umschlagrückseite)

Der Landsberger Krippenhintergrund wurde nicht für die heutige Verwendung geschaffen, es ist auch unbekannt, zu welchem Zeitpunkt er in Besitz der Stadtpfarrkirchenstiftung gelangte. Er zeigt weite, karge vorderasiatische Landschaften in erdigen Braun- und warmen Grüntönen sowie Gebäudesilhouetten in einer großzügigen Ölmalerlei. Er ist in der Art des David Roberts gehalten, dessen illustrierter Bericht einer Reise ins Heilige Land von 1839 in ganz Europa verbreitet war[20]. Vorhölzer stand das graphische Werk mit Sicherheit zur Verfügung, denn einige Partien seiner Malerei erscheinen nachgerade von der Roberts'schen Vorlage kopiert.

Der Hintergrund besteht aus drei Teilen mit den Maßen 160x560 cm, 160x640 cm, 160x250 cm, der Malgrund ist Leinwand, die Ölmalerei ist direkt auf die mit schwachem Leim vorbehandelte Leinwand unter Verzicht auf Kreidegrundierung aufgetragen. Zur Verwendung bei der Krippenaufstellung kommen die beiden großen Teilstücke, für die eine spezielle, sehr schonende Hängekonstruktion eingerichtet wurde. Große Sorgfalt wurde auch auf eine fachgerechte Aufbewahrung im Depot gelegt.

Alle drei Teile wurden 1997 von Restaurator Manfred Sattler, Füssen-Horn, vorbildlich konserviert und retouchiert.

Krippenhäuser und weitere Kulissen

Es gibt jedoch auch einen umfangreichen Bestand an Krippenhäusern: Innenräume für die Verkündigung an Maria oder die Hochzeit zu Kana mit Anräumen, Stadtmauern und Tore. Weiter das Stallgebäude, die Werkstatt des Hl. Josef, sowie Treppenanlagen. Ein großes Tempelgebäude für Mariae Tempelgang sowie den 12-jährigen Jesus im Tempel gehört ebenso zur Sammlung wie eine dreiseitig schließende Burg und Brücken. Wie üblich stehen weiter zur Verfügung die Brunnen und das Hirtenfeuer. Zwei Salettl sind ebenso zu finden wie ein zentral angelegter französischer Garten mit Brunnen und Verkaufsstände. Es fehlen weder die „Wellen des Sees Genezareth" noch der Nachen für die Seepredigt.

Diese Objekte, die weitgehend ins ausgehende 19. und beginnende 20. Jh. zu datieren sind, wurden teilweise professionell hergestellt, teilweise von Liebhabern gefertigt. Sie bestehen i.d.R. aus Weichholz und sind mit Ölfarben oder in Mischtechnik in wechselnder Qualität gefaßt.

Ordnung, Säuberung und Konservierung des Bestandes sind abgeschlossen. Die Gebäude und Treppenanlagen finden wieder eine rege Nutzung bei der Aufstellung.

Ein erfreulicher Fund der letzten Jahre waren die Kulissenbretter für 8 Zelte und die 5 Bretter der „brennenden Stadt", mit den Maßen 80 x 110 cm, 75 x 100 cm, 55 x 80 cm; Zelte: 90 x 60 cm; 70 x 80 cm, vermutlich magere Ölfarbe auf Weichholz. Sie konnten im Sommer 2002 Dank einer erheblichen Spende des Historischen Vereins konserviert und renoviert werden. (siehe Umschlagrückseite!)

20 Roberts, David: In the Holy Land. London 1839. Zuletzt publiziert von Wolfgang Schuler, London 1995.

Das weitere Zubehör

Die Landsberger Krippe erfreut sich auch eines reichen Zubehörs: Zinn- und Keramikgeschirr, Kupfergefäße, Körbe, Kriegsgerät, Fahnen, Kristall-Lüster und Keramik-Kachelofen. Im Bereich der Möbel gibt es eine beachtliche Raumausstattung an Stühlen, Tischen, Bänken bis hin zur Tempelbibliothek. Eindrucksvoll ist auch die weitere Tempelausstattung mit Wasserbecken, Leuchter und Bundeslade.

Der Fundus

Ungemein positiv auf die nunmehr zu Ende gehende Konservierung der Krippe hat sich die Auflösung einer Ansammlung von Textilien im Mesnerhaus ausgewirkt. Dort fanden sich unter Plastik-Gardinen und Vorhangstoffen aus der Mitte des 20. Jh. Reste aufgelöster Paramente des 18. und 19. Jh., Silber- und Goldspitzen und –borten, Baumwollspitzen, Bezugstoffe, Samte, Seiden und alte Futterstoffe sowie Baumwollstoffe verschiedener Provenienzen. Dieser zunächst sehr wirre Bestand wurde leicht gereinigt, nach Qualitäten und Farben sortiert, die Borten auf Hölzchen gewickelt und in Archivkartons verwahrt. So stand im Falle von Ergänzungen und Teil-Erneuerungen bei der Bekleidung der Figuren ein gesäuberter, wohl sortierter Textilfundus zur Verfügung. Zum Teil waren die Stoffe schon bei früheren Ergänzungen herangezogen worden. Damit konnte bei den Arbeiten der Einsatz von modernen oder ortsfremden Stoffen weitestgehend vermieden und eine wohltuende farbliche und qualitative Stimmigkeit erzielt werden.

Schluß

Mit der hohen Aussagekraft der Figuren in Mimik, Drastik der Bewegung und Spannung der ganzen Figur bieten sich hervorragende Möglichkeiten zur Inszenierung theatralisch – ausdrucksvoller Szenen. Nicht zuletzt hier zeigt sich die große Qualität von Figuren und Tierskulpturen.

Wenn auch der Bestand an originaler Bekleidung bescheiden ist, so ist doch ein großer Teil der überkommenen Gewandung aus dem 19. Jh. von guter Qualität und historischem Interesse. Nicht zuletzt durch den Hintergrund von ungewöhnlich hervorragender Qualität sowie das neu gepflegte Zubehör wie die gut ausgestatteten Kulissenhäuser darf die Landsberger Kirchenkrippe als ein beachtliches Werk der Krippenbaukunst beurteilt werden. Durch die unangefochtene Autorschaft der beiden bedeutenden Bildhauer in der Stadt, Lorenz und Johann Luidl, und das ununterbrochene Verbleiben am Entstehungsort ist die Krippe kunst- und kulturhistorisches Dokument wie auch Zeugnis der Volksfrömmigkeit durch drei Jahrhunderte.

Dank dieser Aussagekraft wird die Krippe in den 10 Wochen, in denen sie alljährlich in der Anna-Kapelle der Stadtpfarrkirche aufgestellt ist, von einer großen Schar von Gemeindemitgliedern, Krippenfreunden und großen Teilen der Stadtbevölkerung besucht und geschätzt. Es ist zu wünschen, daß es gelungen ist, durch die sorgfältigen umfangreichen Maßnahmen der Konservierung und Restaurierung der Krippe die überkommene Wertschätzung zu erhalten.

Benedikt Kreitmayr (1787-1863),

ein berühmter Sohn Dettenschwangs

von Klaus Münzer

Otto Westermayer, Ortsgeschichtsforscher aus Dettenschwang, überließ dem Verfasser Kopien der Papiere eines verdienstvollen Mannes, des in Dettenschwang geborenen Benedikt Kreitmayr, die ihm einst vom verstorbenen Ortspfarrer Johann Schuster neben den Fotos zweier Porträts aus dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg übergeben worden waren. Otto Westermayer stellte auch die Pfarrmatrikelauszüge über die Familie Benedikt Kreitmayrs zusammen. Dessen Nachkomme, Dr.Franz Kreitmayr aus Bingen am Rhein, schickte weiteres Material[1]. Das an Pfarrer Schuster übergebene Material, das sich im Pfarrarchiv Dettenschwang befindet, ist eine kurze Autobiographie Benedikt Kreitmayrs, geschrieben in der 3.Person und abbrechend mit dem Jahre 1854, die Otto Westermayer 1976 transkribiert hat. Auf diese stütze ich mich im Folgenden als Hauptquelle.

1 Ablichtungen über seine tanta cum laude benotete Dissertation „Über Ehe und Ehehindernisse“ von 1811 sowie seine Promotion am 22. Februar 1812 nach Rigorosum mit dem Thema „Über die Strafbarkeit des Versuches in Criminalfällen“ der Universität Landshut;
Artikel „Staatsbank und Wirtschaft“ von Dr.Franz Steffan, Das Bayerland, 41.Jgg. Heft 19, 1.Oktoberheft 1930, S.600f;
Artikel „Dr.Benedikt Kreitmair. Biographische Skizze eines verdienstvollen Nürnberger Bürgers vor 100 Jahren“ von Dr.Karl Kreitmair-Waldberg in „Fränkischer Kurier“ 19.April 1931

Dorothea Pobesager (1801-1857)
Ölgemälde in Germanischen Nationalmuseum Nürnberg

Das Elternhaus

Benedikt Kreitmayr wurde am 27.Oktober 1787 als erstes Kind des Schusters Johann Georg Kreitmayr und dessen erster Ehefrau Afra, geb.Ruch, in Dettenschwang, alte Hausnummer 28, genannt „beim Hasenschuster“ (jetzt Schmiedstraße 13) geboren. Seine Mutter starb bei der Totgeburt eines Kindes zwei Jahre später. Benedikt hatte aus der zweiten Ehe seines Vaters mit Rosina Lieb vom Angerbauernhof in Forst 8, aus der dritten Ehe mit der Steinmetztochter Binosa Steiniger aus Peiting noch 5 Stiefgeschwister. Der Vater erwarb inzwischen als Schuster und Bauer das Pfätter-Anwesen in Buchau/Forst und schließlich den ganzen Bauernhof Nr.14 („Rucha“) in Dettenschwang, der zum Heilig-Geist-Spital in Landsberg zinsbar war. Der Vater wurde so zu einem begüterten Ökonom in Dettenschwang und konnte seinem begabten Erstgeborenen eine gute Schulbildung mit dem Ziel finanzieren, einen Geistlichen in der Familie zu haben.

Statt Theologe Jurist

So lernte der junge Kreitmayr erst in der Klosterschule zu Wessobrunn, dann bei den Benediktinern in Salzburg und besuchte schließlich das Lyzeum in München. Dem Wunsch der Eltern, Theologie zu studieren, kam er jedoch nicht nach, sondern vertauschte bald das Theologie- mit dem Jurastudium an der bayerischen Landesuniversität, die 1802 von Ingolstadt nach Landshut verlegt worden war. Dort wurde 1811 seine Dissertation „Über Ehe und Ehehindernisse“ mit „tanta cum laude“ bewertet, und am 22.Februar 1812 promovierte er nach dem Rigorosum über das Thema „Über die Strafbarkeit des Versuches in Criminalfällen“ zum Doktor der Rechts- und Staatswissenschaften. Als solcher praktizierte er zunächst bei den kgl.Landgerichten München und Starnberg, arbeitete ab Februar 1814 im Büro des kgl.Justizministeriums, bis er am 10.Oktober 1815 als Protokollist beim kgl.Handelsgericht in Nürnberg angestellt wurde. Bereits 1816 wurde er nach bestandener Prüfung zum Protokollisten, 1818 zum Assessor und 1822 zum Rat am kgl.Kreis- und Stadtgericht Nürnberg befördert. Nachdem Kreitmayr bereits 1820 die Stelle des Konsulenten (juristischen Beraters) bei der kgl.Bank übertragen worden war, und zwar ab 1827 mit entscheidendem Stimmrecht, wurde er 1828 auf sein Ansuchen vom König zum kgl.Advokaten in Nürnberg ernannt.

Der verdienstvolle Bürger Nürnbergs

Bereits 1817, bevor er 1818 das Bürgerrecht der Stadt Nürnberg erlangte, war er der „Gesellschaft zur Förderung vaterländischer Industrie“ beigetreten, als deren langjähriger Direktor er sich vor allem für die Errichtung einer Polytechnischen Hochschule erfolgreich einsetzte. 1827 wurde er in die Korporation der Gemeinde-Bevollmächtigten berufen, deren Vorstand er lange Zeit war. Als solcher entfaltete er bis 1854 eine rege Tätigkeit für die kulturellen und sozialen Einrichtungen der Stadt, wie die Erbauung des neuen Theaters, der Gemäldegalerien, der Gebäude des neuen Krankenhauses und der Handelsschule, die Einführung der Gasbeleuchtung, die Regelung des Finanzetats der Stadt u.a., so dass König Ludwig I. bei seinem Besuche Nürnbergs im Jahre 1835 seine Wirksamkeit als Vorstand der Gemeindebevollmächtigten besonders würdigte.

Konsulent der Königlichen Bank

Als Konsulent der Königlichen Bank in Nürnberg (später Bayerische Staatsbank) sorgte er für die Unterstützung der Industrie und des Handels durch Hergabe von Betriebskapital in einer Zeit, als sich Nürnberg und Augsburg zu den beiden Mittelpunkten gewerblicher und industrieller Betriebe in Bayern entwickelten. Schon 1822 hatte er sich für die Ausdehnung der Bank auf das ganze Königreich Bayern eingesetzt, obwohl dieser Plan erst später zur Ausführung kam. Immerhin gelang ihm zunächst die Errichtung von Filialen in Bamberg und Würzburg. So berichtete die kgl.Bankdirektion 1845 an den Monarchen, dass der Aufschwung der Bank bis zu ihrem derzeitigen Florieren von dem Amtsantritt und der Mitwirkung ihres Konsulenten Dr.Kreitmayr herrühre. Als die Königliche Bank schließlich als Bayerische Staatsbank auf das ganze Königreich ausgedehnt wurde, endete seine Tätigkeit als Konsulent der Bank nach über 30 Jahren.

Tätig für Ludwigskanal und Eisenbahn

Mit Kreitmayrs Bestrebungen zur Förderung der Stadt Nürnberg eng verbunden ist seine unermüdliche Tätigkeit für den Bau des Ludwigskanals und der neuen Eisenbahnstrecken. Als Bevollmächtigter des Ausschusses der Aktiengesellschaft für den Ludwigskanal und als Konsulent der kgl.Kanalbau-Inspektion sorgte er für die Eintracht zwischen den privaten und staatlichen Interessen, für die Kanalordnung und den Gütertarif. Seiner tatkräftigen Mitwirkung als 2.Direktor war auch die Verlegung des Sitzes und der Generalversammlungen der Kanalgesellschaft von Frankfurt nach Nürnberg zu verdanken. So durfte er dann auch nach Vollendung des Kanals bei der Enthüllung des Kanaldenkmals die Festrede halten.

Als Konsulent der kgl.Eisenbahn-Kommission seit 1841 übertrug Dr.Kreitmayr seine beim Kanalbau gewonnenen Erfahrungen auf den Bau der Schienenwege. So sorgte er für die juristischen und administrativen Grundsätze bei den schwierigen Grunderwerbsverhandlungen der Bahnstrecke Nürnberg-Bamberg. Da alle seine Zeit und Kraft für die Mitwirkung bei nationalen Industrieunternehmen und seit 1841vor allem für die Eisenbahn in Anspruch genommen wurde, litt darunter seine anwaltliche Praxis, so dass er die Übersiedlung der kgl.Eisenbahnkommission von Nürnberg nach München 1848 zum Anlass nahm, als Konsulent der Kommission zurückzutreten, nicht ohne Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste und Leistungen für die Eisenbahn zu erfahren. Als dann 1852 das königliche Ärar die Aktien der Kanalgesellschaft einlöste und die Wasserstraße in eigene Regie übernahm, endete auch Kreitmayrs Funktion beim Kanal und er konnte sich nun, inzwischen 65 Jahre alt, ganz seiner Anwaltpraxis widmen, die er so lange wegen seiner vielfältigen, zum großen Teil ehrenamtlichen Aufgaben vernachlässigen musste. Als im August 1854 zum vierten Male seine Wahl zu den Gemeindebevollmächtigten anstand, bat er nach nunmehr 27jähriger Aktivität auch dieser Funktion enthoben zu werden.

Der Familienvater

Im Januar 1817 hatte Benedikt Kreitmayr die am 17.Januar 1801 zu Nürnberg geborene, knapp 16jährige Maria Dorothea Pobensager, eine früh verwaiste Müllerstochter, geheiratet. Ihre Ahnen gehörten zu den sogenannten Salzburger Exulanten, die 1731-33 wegen ihres Beharrens auf dem lutherischen Glauben aus ihrer Heimat im Zillertal (Erzbistum Salzburg) auswandern mussten. Sie brachte 17 Kinder zur Welt, von denen bei ihrem Tode am 29.November 1854 noch 5 Söhne und 4 Töchter am Leben waren. Dr.Kreitmayr war in Nürnberg zum Glauben seiner Ehegattin konvertiert. Ihr Porträt hängt wie das ihres Gatten im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Benedikt Kreitmayrs Wirken im Familienkreis muss ebenfalls als vorbildlich bezeichnet werden. Verständig unterstützt von seiner tatkräftigen Gattin, steckte er sein Geld in die Erziehung seiner Kinder. Denn nicht Geld wollte er ihnen überlassen, sondern die beste damals erreichbare Geistesbildung. Vier seiner Söhne studierten an den besten in- und ausländischen Universitäten und bildeten sich auf Reisen: Sein Sohn Ferdinand ließ sich als Rechtsanwalt in Bamberg nieder, nachdem er über 3 Jahre als Betriebsbeamter am Ludwigskanal gewirkt hatte. Er gründete den Deutschen Anwaltsverein und gehörte dessen Vorstand an. Der zweite Sohn August wurde ein bekannter Nürnberger Augenarzt, dessen Büste im Germanischen Nationalmuseum steht. Der vierte Sohn, ebenfalls Mediziner, starb jung als Stabsarzt. Der jüngste Sohn, Georg, studierte in Berlin Theologie und war lange Jahre protestantischer Stadtpfarrer in Nürnberg, bekannt durch sein ausgedehntes soziales Wirken. Einen anderen Weg nahm der dritte Sohn: er wählte den Handel und brachte es zum angesehenen Großkaufmann in Liverpool. Vom Lebensweg der vier Töchter sprechen die Materialien wenig. Kreitmayr erwähnt nur, dass zwei seiner Töchter verheiratet seien und zwei jüngere 1846 noch im elterlichen Hause lebten. 1854 hatte er von seinen Kindern bereits 12 Enkel.

Dr.Benedikt Kreitmayr beschließt seine Lebensbeschreibung, die 1854 mit einem Nachtrag abbricht, mit den Worten: „Dies sind kurze Andeutungen einiger Momente aus dem Leben eines Mannes, der nur für den Beruf und seine Familie vom Lohn seiner Arbeit lebt und kein Vermögen und keine äußere Auszeichnung besitzt noch wünscht.“ Vier Jahre später, am 29.November 1857, starb er in seiner zweiten Heimat Nürnberg.

Benedikt Kreitmayr (1787-1860) Ölgemälde

Ein Brief von Lorenz Herkomer aus Amerika

an den Landsberger Eisenhändler Alois Haggenmüller

kommentiert von Klaus Münzer

Das Stadtarchiv Landsberg besitzt einen Brief von Hubert von Herkomers Vater, den dieser aus Cleveland, Ohio, an Alois Haggenmüller, Bürger und Eisenhändler in Landsberg, schrieb, als dessen „aufrichtiger Freund“ er sich bezeichnet[1].

Clevland[2] den 15ten Okt. 1854

Geehrter Herr Haggenmüller![3]

Ihren Brief haben wir erhalten, wir lesen in den Zeitungen von einer sehr guten Aernte in ganz Deutschland, aber auch das schrekliche Auftretten der Cholera in München, Augsburg und anderen baierischen Städten, von den Pfaffen von München, die [ ] dabey[?] als Strafe Gottes denken, da man wegen der Pracht des Kristall Pallast[4] den Fronleichnamstag vernachläsigte. Der Selbstmord scheint in Deutschland anstekend zu sein, in Hamburg zählte man nicht weniger als 23 Fälle in einem dieser Sommer Monate, über haupt sehr viele traurige Nachrichten aus der alten Welt. Vor zwei Wochen besuchte uns S. Deuringer[5] auf seiner Durchreise, er war unaussprechlich froh, wieder in Amerika zu sein, er hatte einen unverzeihlichen Fehler gemacht unter solchen Umständen zuruk zu gehen, sein Geschäft das er nie gelibt hat ist jezt sein Glük, er sah sehr gedemüthiget und veraltert aus. Hier im Lande hatt sich seit einem Jahr sehr viel geändert[.] die demokratische Partei welche die meisten Vertreter im Senat hatt haben mit unerhörter Frechheit die Nebraska Bill[6] durchgesezt, nämlich die ausbreitung der Sklaverei, dadurch haben sie die Bevölkerung im Norden so böse gemacht daß bei den kürzlich stattgehabten Wahlen die Nebraska -Schwindler (Demokraten) völlig geschlagen wurden; die Auswanderungen von den nördlichen Stadten in die neuen Territorien Nebraska und Kansas sind sehr stark werden beteudent mit Geld unterstüzt um stärker zu werden als die Sklavenhalter[.] das Land soll schöner und besser sein als hier und ungefähr 80 Millionen Aker enthalten.

[Rückseite:]

Eine andere Partei welche erstaunlich stark auftauchte sind die now nothing die hassen die Fremden wollen ihnen das Bürgerrecht erschweren[,] die Beamten nur aus Amerikaner besetzen, hauptsächlich aber geht ihr Hass gegen die Jesuiten[.] sie sehen endlich ein das diese die Rebublik untergraben wollen[.] sie hatten schon viele Raufereien mit den Irländer wo es deswegen etliche Totte gab. Die freien Deutschen welche als Ungläubige denunzirt sind, sind von ihnen eben so gehaßt wie die Katholiken. So sehr es hier durch einander geht so ist es doch viel besser alls gegenwärtig in Europa[:] es ist das Wort und jede Art Geschäftsbe-

1 Stadtarchiv Landsberg. Herkomer-Stiftung, Inv.Nr. 914/1c; 1-169, 1910/30 zu Nr.127; Vermerk: von Herrn Lucian Haggenmüller dem Rathausreferat als Geschenk überreicht

2 Lorenz Herkomer wanderte 1851 mit Frau und Sohn Hubert (geb.26.5.1849 in Waal) nach Cleveland/Ohio aus, wo er 6 Jahre verblieb, bis er mit Familie nach London übersiedelte.

3 Alois Haggenmüller aus Kempten, Eisenhändler, wird in der Landsberger Urwahlliste von 1836 erstmals als Besitzer von Haus Nr.151- neben dem Rathaus - genannt. In der „Liste der höchstbesteuerten Hälfte der Gemeindeglieder der Stadt Landsberg“ vom 14.Sept.1836 wird er an 71. Stelle (von 245) genannt. Im „Verzeichniß jener Personen des Regierungsbezirks Oberbayern, welche in den Jahren 1848 und 1849 gegen Thron und Regierung sich hervorgetan haben“ vom 11.1.1853 wird „Haggenmüller, Eisenhändler“ als Mitglied des Deutschen Vereins zu Landsberg, der sich 1849 für die Annahme der Frankfurter Reichsverfassung einsetzte, genannt, mit dem Zusatz: „Bruder des bekannten Professors gl. Nam., Mitglied des Rumpfparlaments u. unermüdlicher Mitarbeiter der Kemptener Zeitung.“

Alois Haggenmüller starb am 14.7.1861 im Alter von 62 Jahren

Am 30.Mai 1864 übernahm sein Sohn Luzian Haggenmüller die Eisenhandlung , dann ab 1912 Luzian II.Haggenmüller, der wohl den Herkomer-Brief dem Rathausreferat übergab.

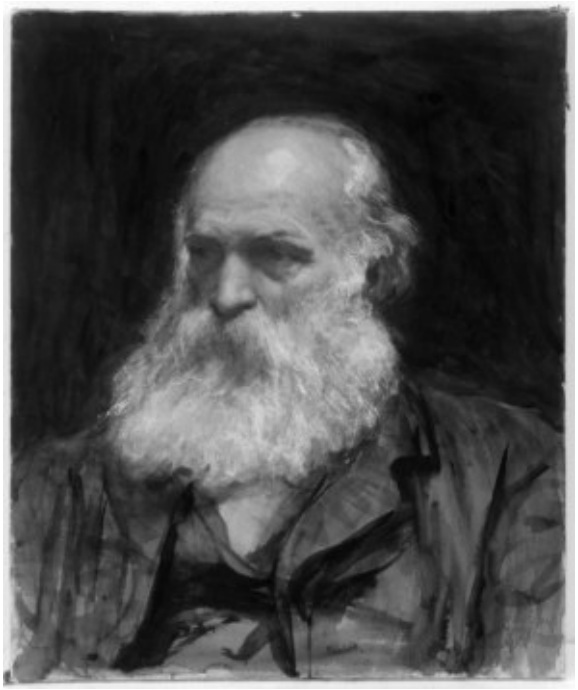
4 Kristallpalast: Der für die 1.Weltausstellung in London 1851 von Sir Joseph Paxton im Hyde Park aus Gußeisen mit Glaswänden errichtete Kristallpalast, der 1854 nach Sydenham versetzt wurde und 1936 abbrannte.

5 Ein Schuhmacher Johann Deuringer wird 1831 im Benefiziatenhaus St.Barbara Hinterer Anger 344 erwähnt, ebenso in der Urwahlliste von 1836. Er stammte von dem Kauferinger Bäcker Paul Deuringer ab und heiratete hier in Landsberg 1802 eine Geltendorferin. Sein Sohn aus 2.Ehe, Franz Xaver, geboren 1811, ebenfalls Schuhmacher, heiratete 1841. Dessen Bruder Johann Georg wurde 1802, ein weiterer, Johann, 1813 geboren. Ein weiterer Sohn mit Vornamen S. ist in den Matrikelbüchern nicht auffindbar, es könnte aber auch ein Neffe aus Kaufering sein.

6 Nebraska-Bill: Der 1854 beschlossene Kansas-Nebraska-Act sah vor, dass die Nebraska-Region, d.h.die nördliche Region aus dem Louisiana-Kauf von 1803, in zwei Territorien geteilt werden sollte: Kansas im Süden und Nebraska im Norden. Dann sollte die dortige Bevölkerung selbst entscheiden, ob ihr Gebiet sklavenfrei oder Sklavenstaat sein sollte. Nebraska entschied sich gegen, Kansas für die Beibehaltung der Sklaverei.

(Der Einwandererstrom aus Europa war fast ausschließlich dem Norden - dazu gehört auch Ohio - und Westen - seit 1849 Kalifornien - zugute gekommen. Dort wuchs auch die wirtschaftliche Produktivität ungleich stärker als im Süden. Viele Nordstaaten erfüllten die Auflagen des „Entlaufenen-Sklaven-Gesetzes“ von 1850 nur halbherzig oder gar nicht, und die Weiterleitung und Versorgung entsprungener Sklaven lief dort so reibungslos wie nie zuvor. In dieser Situation war der Kansas-Nebraska-Act mit knapper Mehrheit vom Repräsentantenhaus angenommen worden.)

Die Verabschiedung des Kansas-Nebraska-Acts hatte zur Folge, dass die Whig-Partei vollends auseinanderbrach und sich auch die Demokraten spalteten. Zu den Gegnern der Sklaverei aus beiden politischen Lagern stießen noch die „Free-Soiler“, die die neuen Staaten „negerfrei“ halten wollten. Diese Anti-Sklaverei-Front formierte sich im Laufe des Jahres 1854 zur Republikanischen Partei. (Nach: Sautter Udo, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Stuttgart 1991)



Lorenz Herkomer (Gouache)

trieb frei[.] in der alten Welt sind zu viele Menschen, sie müsen circuliren sich mit andern Völkern vermischen damit die alten Vorurtheile aufhöhren. Wen ich auch niemand anrathe, so will ich doch Niemand abrathen u. welcher grose Lust zum auswandern hat[,] wenn man sich auch nicht verbessert so gewint doch sehr viel an Kentnisen aller Art, und wenn man einmal hir gewesen ist, so geht man leicht wieder wo anders hin, ich meine es ist dem Menschen nicht angemessen sich an die Scholle zu binden, die nä[ch]sten 20 Jahr denke ich nicht an eine bleibende Stelle. Es geht uns gut[,] wir haben gar keine Sorgen, unser Geschäft (Holzschnitzarbeit) geht sehr gut wir könten es viel gröser betreiben, aber dies macht Sorgen. Es freut uns wen Sie uns öfter mit einem Brief beehren. Herr Beker[7] wird besser thun er bleibt in Landsberg ich kene sein Geschäft hier gut er kan 2 - 2 1/2 Dollar täglich verdinen[,] ein eigenes Geschäft aber erfordert großes Kapital, wen er reisen will so soll er mit seiner Frau nach London gehen u. den Sydenham Palast[8] u. andere Merkwürdigkeiten besehen dies wird ihm besser gefallen alls Amerika. Wir alle grüßen Sie und die Ihrigen vielmal

Ihr aufrichtiger Freund Lorenz Herkomer

Fazit:

Lorenz Herkomer zeigt sich in diesem Brief als politisch interessierter, mit den aktuellen Ereignissen Amerikas wohl vertrauter Zeitgenosse. Aus dem Brief lässt sich herauslesen, dass er gegen religiöse Intoleranz und nationale Vorurteile ist. Seine Verurteilung der Sklaverei überrascht zwar als Bewohner eines der Nordstaaten nicht, es spricht aber immerhin für die Achtung der Menschenrechte. Das alles passt sehr gut ins Bild des „aufrichtigen Freundes" eines Mannes, der sich in Landsberg 1849 als Mitglied des Deutschen Vereins für die Annahme der Reichsverfassung der Frankfurter Nationalversammlung eingesetzt hatte und deshalb zu den Personen gezählt wurde, die sich „gegen Thron und Regierung ...hervorgetan" hatten. Wenn auch die überwiegende Motivation der Auswanderung Lorenz Herkomers aus Bayern wirtschaftlicher Natur gewesen sein mag, so zeigt doch der Brief an den politisch „belasteten" Landsberger Freund, dass er mit den politischen Verhältnissen in seiner Heimat unzufrieden gewesen sein musste.

---

7 Mit dem genannten Herrn Beker könnte der Steinmetzmeister Georg Becker gemeint sein, der am 23.5.1848 in Landsberg eine Inninger Händlerstochter heiratete und aus Eisenbach (in der Pfalz?) stammte. Im Grundbuch von 1855 wird er als Besitzer des Hauses Hinterer Anger 345b (seit 1.Februar 1855) genannt. Seit 30.Mai 1864 besaß das Haus der Steinmetzmeister und Bildhauer Xaver Stadler.

8 Siehe Anmerkung 3!

125 Jahre Lechfeldbahn

Von der Sekundärbahn zur Regionalbahn

von Walter Meier

Das Militär als Triebfeder des Bahnbaus

Zwischen Landsberg und Augsburg erstreckt sich das Lechfeld, eine vom eiszeitlichen Lech geschaffene, spärlich bewaldete Schotterebene, die in früheren Zeiten gerne als Aufmarschgebiet und für kriegerische Auseinandersetzungen genutzt wurde. Wer denkt da nicht an die berühmte Schlacht auf dem Lechfeld im Jahre 955. Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckte das bayerische Militär das Lechfeld auch als Übungsgebiet und errichtete im Bereich des heutigen Fliegerhorsts Lagerlechfeld den damals größten Artillerieschießplatz Bayerns. Bereits in den 1860er Jahren erwog das Bayerische Kriegsministerium, das Militärlager an das rasch wachsende bayerische Eisenbahnnetz anzubinden. Die Garnisonsstadt Landsberg unterstützte diese Bestrebungen, nicht zuletzt auch mit dem Ziel, der örtlichen Landwirtschaft und den Landsberger Gärtnereien neue verkehrsgünstige Absatzmöglichkeiten zu erschließen. Der Bahnanschluss für das Lechfelder Militärlager erwies sich spätestens durch die Erfahrungen aus dem Deutsch-französischen Krieg 1870/71 mit seinen großen Truppenbewegungen und umfangreichen Materialtransporten als unaufschiebbar. Die nächstgelegene bestehende Bahnlinie war die Ludwig-Süd-Nordbahn im Abschnitt Augsburg – Buchloe –

Am 15. Mai wird die Linie Kaufring—Bobingen eröffnet und gehen folgende Züge:

Landsberg—Bobingen—Augsburg.

Landsberg	ab	7 10	3 20	9 35
Kaufring		7 27	3 45	9 50
Kloster Lechfeld		7 49	4 07	10 12
Lager Lechfeld		7 58	4 16	10 21
Ottmarshausen		8 12	4 30	10 35
Bobingen		8 25	5 07	10 50
Inningen		8 36	5 18	10 01
Augsburg	an	8 48	5 30	11 13

Augsburg—Bobingen—Landsberg.

Augsburg	ab	1 25	2 10	7 23
Inningen		1 38	2 23	7 44
Bobingen		1 52	2 40	8 05
Ottmarshausen		2 01	2 49	8 14
Lager Lechfeld		2 15	3 04	8 29
Kloster Lechfeld		2 25	3 13	8 38
Kaufring		2 48	3 55	9 02
Landsberg	an	3 00	4 07	9 14

☛ Die mit fetten Ziffern gedruckten Stundenzahlen bedeuten die Zeit von Abends 6 Uhr bis Morgens 6 Uhr. (Sogenannte Nachtzüge) ☚

Zwischen Landsberg und Kaufring gehen täglich je 3 Züge, wie folgt:

Landsberg ab: 6 10 Früh. 7 10 Früh. 7 52 Früh. 9 35 Vorm. 3 20 Nachm. 6 10 Abds. 7 45 Nachts. 9 35 Nachts.

Landsberg an: 6 00 Früh. 5 47 Früh. 7 42 Früh. 8 30 Vorm. 11 15 Mittags. 4 07 Nachm. 6 55 Abds. 9 14 Nachts.

Sofort nach Eintreffen der allgemeinen Fahrordnung werden Auszüge gefertigt, und zwar auf vielseitigen Wunsch in Westentaschenformat, welche geneigter Abnahme empfiehlt

Xav. Kraus'sche Buchdruckerei.

Abb. 1: Der erste Fahrplan der Lechfeldbahn im „Landsberger Amtsblatt", Nr.18 vom 5. Mai 1877: Zwischen Landsberg und Augsburg fahren täglich drei Züge in beide Richtungen.

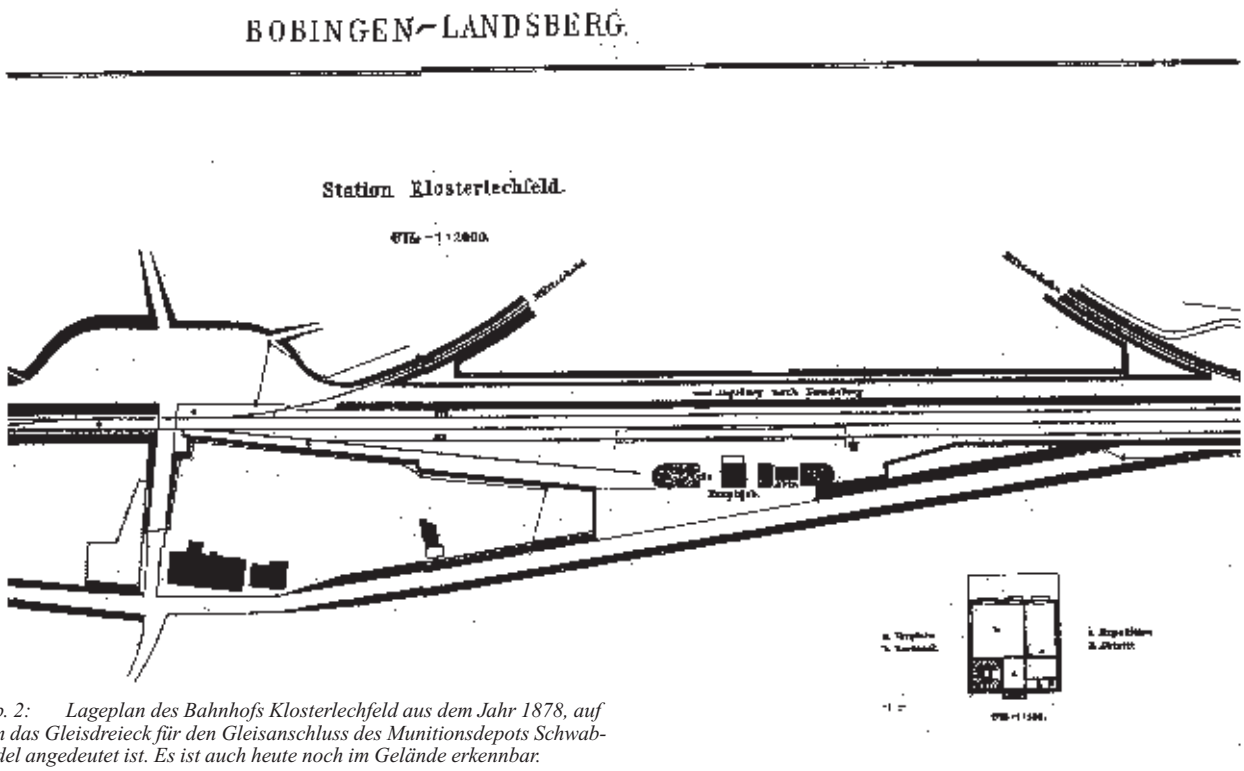


Abb. 2: Lageplan des Bahnhofs Klosterlechfeld aus dem Jahr 1878, auf dem das Gleisdreieck für den Gleisanschluss des Munitionsdepots Schwabstadel angedeutet ist. Es ist auch heute noch im Gelände erkennbar.

Kaufbeuren mit der Station Bobingen, eröffnet 1847. Südlich von Lagerlechfeld war ab 1870 bei Kaufering die Memminger Linie mit der Zweigbahn Kaufering – Landsberg im Bau. 1871 projektierte daher die Generaldirektion der Bayerischen Verkehrsanstalten in München eine 22,6 km lange Verbindungsbahn zwischen Bobingen und Kaufering über das Lechfeld als eingleisige „Secundärbahn". Aber erst im Juli 1874 setzte König Ludwig II. per Gesetz den Bedarf für die Herstellung dieser Bahnlinie auf den Betrag von 1.685.000 Gulden fest. Die Bauarbeiten der Königlich Bayerischen Staatseisenbahnen (K.B.St.E.) begannen noch im gleichen Jahr und waren um die Jahreswende 1876/1877 weitgehend abgeschlossen. Am 15. Mai 1877 wurde die Lechfeldbahn schließlich offiziell eröffnet.

Der erste Fahrplan

Im „Landsberger Amtsblatt", Ausgabe Nr. 18 vom 5. Mai 1877, kündigte die Landsberger Buchdruckerei Xaver Kraus die Eröffnung der Lechfeldbahn an und gab den ersten Fahrplan für die neue Bahnverbindung nach Augsburg bekannt (s. Abb. 1). Die Fahrzeit zwischen Kaufering und Bobingen betrug knapp eine Stunde und von Landsberg nach Augsburg dauerte die Fahrt je nach Zug zwischen eineinhalb und knapp zwei Stunden (Heute schafft man es in 50 Minuten). Offensichtlich handelt es sich um einen provisorischen Fahrplan, denn in der Ankündigung im Amtsblatt wird auch darauf aufmerksam gemacht, dass „sofort nach Eintreffen der allgemeinen Fahrordnung" Auszüge gefertigt werden. In einer der nächsten Ausgaben des Landsberger Amtsblatts warb die Kraus'sche Buchdruckerei für den Landsberger Fahrplan mit der „Sommer-Fahrordnung vom 15. Mai 1877", der im Plakatformat für 25 Pfennig und im „Westentaschenformat" für 15 Pfennig „zu haben" war.

Bahnhöfe und Haltestellen

1877 nahmen zwischen Bobingen und Kaufering zunächst nur die drei Betriebsstellen Oberottmarshausen als Haltestelle sowie Lagerlechfeld und Klosterlechfeld als „Expedition II. Klasse" ihren Dienst auf. Trotz der Einstufung der Lechfeldbahn als untergeordnete Sekundärbahn legten die K.B.St.E. bei den Empfangsgebäuden der drei Betriebsstellen, schon wegen der Hauptfunktion Militärbahn, großen Wert auf eine repräsentative Wirkung der Architektur. Die architektonische Übereinstimmung mit den Empfangsgebäuden der Memminger Linie, soweit sie aus den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts stammen (z.B. Station Kaufering), kommt nicht von ungefähr. Denn die Lechfeldbahn gehörte verwaltungsmäßig zur der 1869 bis 1877 bestehenden Eisenbahnbausektion Landsberg unter der Leitung des königl. Sektionsingenieurs Abraham Straus. (Kaufering hält das Andenken an Abraham Straus durch einen Straßennamen in der Nachbarschaft des Bahnhofs wach). Für die drei Empfangsgebäude der Lechfeldbahn übernahm Straus den von der Generaldirektion der Verkehrsanstalten entworfenen zweigeschossigen Grundtyp der Memminger Linie im „Palazzostil" (vgl. Abb. 4). Unverwechselbare Kennzeichen dieses Baustils sind die streng kubische Gebäudegrundform, das rote Sichtziegelmauerwerk mit hellen umlaufenden Gesimsbändern, die symmetrische Anordnung der Fenster- und Türöffnungen und ein flaches Walmdach mit Schiefereindeckung. Die Haltestelle Hurlach wurde erst 1889 eingerichtet. Sie erhielt ein schlichtes ländliches Dienstgebäude mit Satteldach, das vermutlich bei der Zurückstufung in eine unbesetzte Haltestelle Ende der 1960er Jahre wieder abgebrochen wurde.

Wechselvolle Geschichte der Bahnhofsgebäude

In Oberottmarshausen und Klosterlechfeld sind die im Palazzostil erbauten Bahnhofsgebäude bis heute erhalten, sie werden aber nur mehr für Wohnzwecke genutzt. Trotz der diversen äußeren Veränderungen ist die Urform von 1877 noch erkennbar. Die wechselvollste Geschichte hat wohl das Empfangsgebäude von Lagerlechfeld hinter sich. Eine Postkarte von Lagerlechfeld aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zeigt noch den ursprünglichen Sichtziegelbau (s. Abb. 5). Er fiel den alliierten Bombenangriffen auf die Lechfelder Militäranlagen im Zweiten Weltkriegs zum Opfer und wurde durch einen Behelfsbau ersetzt. An seine Stelle baute die Deutsche Bundesbahn Mitte der 60er Jahre einen nüchternen eingeschossigen Flachdachbau im „Bungalowstil". Eine grundlegende Veränderung an diesem

Abb. 3: Der Bahnhof Lagerlechfeld um 1900 mit dem Empfangsgebäude, das durch Bombardierung der Alliierten im 2. Weltkrieg zerstört wurde.

Dienstgebäude brachte 2000/2001 der autobahnähnliche Ausbau der B17 mit sich. Denn wegen der beengten Trassenverhältnisse mussten im Juli 2000 die östliche Hälfte des Gebäudes und die Schalterhalle abgerissen werden. Die restlichen Gebäudeteile mit dem mechanischen Stellwerk bekamen Satteldächer mit roter Ziegeleindeckung und einen hellen Außenputz. Auf der Südseite wurde ein neuer Schaltervorraum in verglaster Stahlkonstruktion angefügt. Alle sichtbaren Holzelemente erhielten einen dezenten hellgrünen Anstrich.

Bahnhofsinfrastruktur im Wandel

Zur Zeit der Betriebseröffnung oder kurz danach verfügte die Lechfeldbahn über die vollständige klassische Bahnhofsinfrastruktur: Abgesehen von den schon genannten Empfangsgebäuden waren an den vier Bahnhöfen von Oberottmarshausen bis Hurlach Gleise für Zugkreuzungen, Ladegleise und Güterhallen vorhanden. In Klosterlechfeld und Lagerlechfeld waren die Ladegleise auch mit einer Laderampe ausgestattet. Betriebsmittelpunkt der Lechfeld-

Abb. 4: Das Bahnhofspersonal von Klosterlechfeld hat sich 1902 zum Fototermin aufgestellt. Gut zu erkennen ist der Urzustand des Empfangsgebäudes mit der noch unverputzten Sichtziegelfassade.

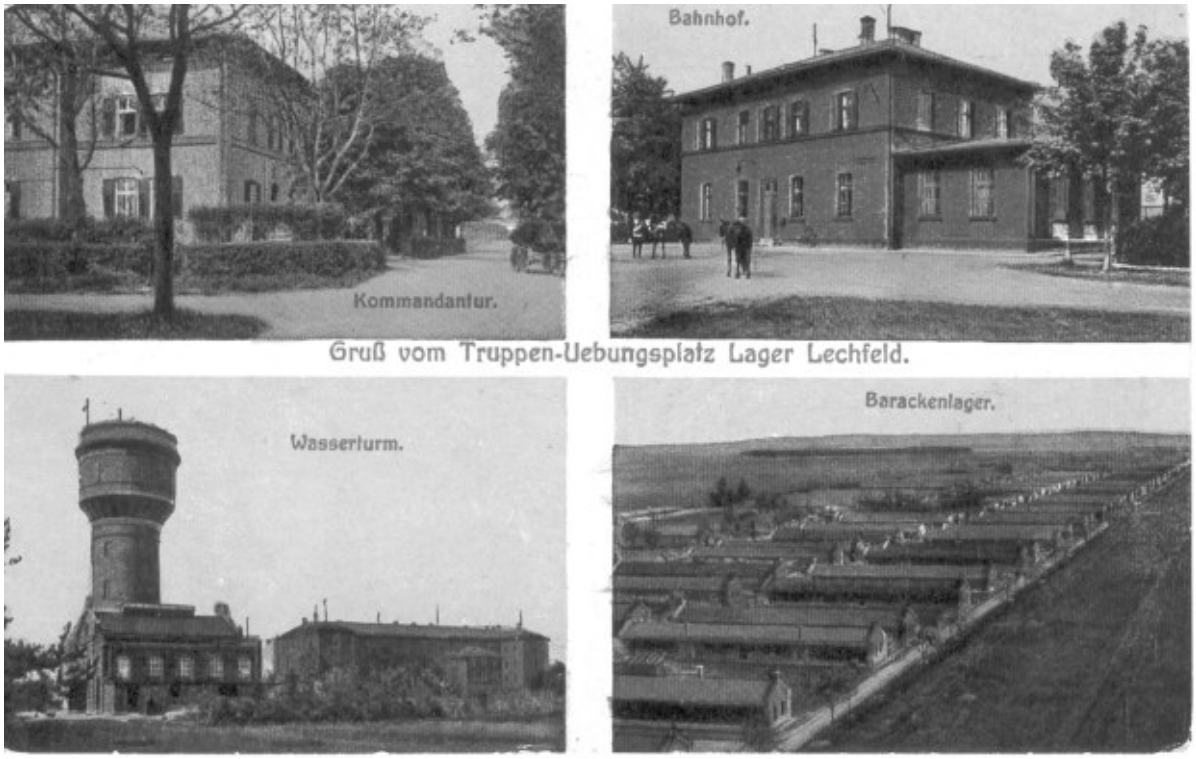


Abb. 5: Postkarte des Militärlagers Lechfeld aus den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Empfangsgebäude, vom Bahnhofsvorplatz aus gesehen (rechtes Foto oben).

bahn ist bis heute der Bahnhof Lagerlechfeld, dessen Gleisanlagen in den ersten Jahrzehnten nach der Bahneröffnung mehrfach umgebaut und erweitert wurden. Außerdem ließen die K.B.St.E. Gleisanlagen für die ausschließliche militärische Nutzung bauen: ein 7,4 km langes und parallel zum Streckengleis verlaufendes Militärgleis mit Laderampen in Lagerlechfeld sowie eine „Militärbahn“ für das damalige Munitionsdepot Schwabstadl, das in Klosterlechfeld über ein Gleisdreieck mit der Hauptstrecke verknüpft war (vgl. Abb. 2). Wegen der bei einer Sekundärbahn geringeren Anforderungen an die Betriebssicherheit waren an der Lechfeldbahn erst nach dem Zweiten Weltkrieg (mechanische) Stellwerke für die zentrale Bedienung von Weichen und Signalen zu finden, die in Anbauten an den Empfangsgebäuden untergebracht wurden. Die meisten Bestandteile der doch recht umfangreichen Betriebseinrichtungen sind längst aus dem Erscheinungsbild der Lechfeldbahn verschwunden. Im Rahmen der Rationalisierung des Bahnbetriebs durch die Deutsche Bundesbahn und der damit verbundenen Abstufung der Bahnhöfe zu Haltestellen wurde die typische Infrastruktur nach und nach zurückgebaut. Das letzte Ladegleis der Lechfeldbahn in Oberottmarshausen wird noch als Privatanschluss für das nahegelegene Umspannwerk der Lechwerke vorgehalten. Die aufgelassenen Gleistrassen und die „Bahngruben“, in denen vor 125 Jahren Schüttmaterial für den Bahndamm gewonnen wurde, haben sich zu wertvollen Biotopen aus zweiter Hand mit selten gewordenen Pflanzen der Lechheide entwickelt.

Bahnhofsumbau wegen der B 17 neu

Nur der Bahnhof Lagerlechfeld mit dem letzten mechanischen Stellwerk der Lechfeldbahn, wo für den Fliegerhorst ein Gleisanschluss besteht, verdient auch heute noch die Bezeichnung Bahnhof im klassischen Sinn. Beim Ausbau der B 17 wurden aber nicht nur das Betriebsgebäude, sondern auch die Gleisanlagen umgestaltet. Geblieben sind nur das Hauptgleis und ein Kreuzungsgleis. Beide Gleise haben 2002 moderne Bahnsteige erhalten und sind nun durch eine Bahnsteigunterführung verbunden. Außerdem wurde das Fliegerhorstgleis durch eine neue Weichenanlage wieder an das Hauptgleis angebunden. Von dem Umbau des Bahnhofs Lagerlechfeld unberührt geblieben ist das bereits als Rarität einzustufende mechanische Stellwerk (vgl. Abb. 6) mit den alten Formsignalen, auf das die Deutsche Bahn AG wegen der Zugkreuzungen in Lagerlechfeld noch nicht verzichten kann.

Personenverkehr lange unbedeutend

Der örtliche Güterverkehr (Stückgüter und Wagenladungen) ist auf der Lechfeldbahn schon seit Jahren eingestellt. Übrig geblieben ist der Durchgangsgüterverkehr der Firma Haindl zwischen Schongau und Augsburg, der im Mai 1998 von der Augsburger Localbahn (AL) übernommen wurde. Diese Güterzüge fallen durch ihre orangeroten Dieselloks auf, die aus dem Bestand der ehemaligen DDR-Reichsbahn (Baureihe V 100 ex DR) stammen. Lange Zeit hatte der Personenverkehr auf der Lechfeldbahn nur eine untergeordnete Bedeutung, die Funktion Militärbahn stand im Vordergrund. Sicher ist es der Bundeswehr mit dem Lechfelder Fliegerhorst zu verdanken, dass der Personenverkehr auf der Lechfeldbahn, nicht wie 1984 auf der „Fuchstalbahn“ Landsberg – Schongau, der Rationalisierung zum Opfer gefallen ist. Aber bis in die 90er Jahre kursierten Gerüchte um die Stilllegung der Lechfeldbahn. Daran konnte auch ihre Übernahme in das Tarifsystem des Augsburger Verkehrsverbunds AVV im Jahr 1984 im Abschnitt Bobingen - Klosterlechfeld nicht viel ändern. Nach wie vor verkehrten werktags nur sechs Zugpaare auf der Lechfeldbahn und von Samstag Mittag bis Sonntag Abend herrschte Betriebsruhe. 1993 wurde dann die Strecke in den Allgäu-Schwabentakt integriert. Von da an verkehrten die Züge zwischen Augsburg und Landsberg an allen Wochentagen im Stundentakt, und mit der Lechfeldbahn ging es aufwärts. In den letzten Jahren waren diese Triebwagen vor allem mit Fahrschülern, die weiterführende Schulen in Augsburg besuchen, gut ausgelastet. Während der morgendlichen Stoßzeiten konnten bis Dezember 2001 Überbelegungen bis zu 100 % beobachtet werden.

Mit dem Desiro durch das Lechfeld

Am 2. Januar 2002 wurden die bisherigen Triebwagen der Baureihe VT 628 durch die Baureihe VT 642 „Desiro“ abgelöst. Dieser futuristisch wirkende Triebwagentyp war probeweise vereinzelt schon seit Ostern 2001 im Einsatz. Kaum in Betrieb machten sich auch gleich „Graffitikünstler“ über den Desiro her. Durch ein eigenes Faltblatt wirbt die DB AG mit dem Slogan „Umsteigen auf mehr Komfort“ für den neuen Triebwagen der Lechfeldbahn. Da kein Mischverkehr mit schnelleren oder langsameren Zügen und wenig Begegnungsverkehr stattfindet, ist die Lechfeldbahn heute insgesamt eine zuverlässige, relativ pünktliche Regionalbahn. Die Reisegeschwindigkeit von ca. 52 km/h ist jedoch nicht sonderlich hoch. Der Desiro ist zwar für eine Höchstgeschwindigkeit von 120 km/h zugelassen, nach wie vor gilt aber für die Lechfeldbahn eine generelle Geschwindigkeitsbegrenzung von 100 km/h. Die unbeschrankten Bahnübergänge dürfen sogar nur mit 80 km/h befahren werden.

Unfälle, aber keine Eisenbahnkatastrophen

Spektakuläre Eisenbahnunglücke sind von der Lechfeldbahn nicht bekannt, nicht zuletzt wegen der vergleichsweise geringen Geschwindigkeit der Züge. An den unbeschrankten Übergängen ist es aber in der Vergangenheit hin und wieder zu folgenschweren Zusammenstößen mit Pkws und landwirtschaftlichen Fahrzeugen gekommen. Der letzte Unfall dieser Art ereignete sich am 25. August 2001 an einem Feldwegübergang nördlich von Kaufering. Eher anekdotisch ist die Betriebsunterbrechung auf der Lechfeldbahn am ersten Weihnachtsfeiertag 2001. Das Landsberger Tagblatt meldete in der Ausgabe vom 27.12.2001, dass bei Oberottmarshausen ein Regionalzug im Schnee stecken geblieben war. Da die Hilfslok, die den Triebwagen wieder flott machen sollte, entgleiste und erst wieder auf die Schienen gesetzt werden musste, war die Lechfeldbahn über 10 Stunden gesperrt.

Ausblick

Was als Militärbahn begann, ist heute im öffentlichen Personennahverkehr des Lechfelds, vor allem für die Berufspendler und Schüler, nicht mehr wegzudenken. Der Raum Landsberg ist über die Lechfeldbahn in Augsburg direkt an das ICE-Netz und damit an die große weite Welt angebunden. Wer hätte es sich bei der Eröffnungsfahrt träumen lassen, dass man 125 Jahre später nur mehr wenige Stunden nach Berlin oder Hamburg braucht. Es bleibt zu wünschen, dass die Lechfeldbahn eine erfolgreiche Zukunft vor sich hat, dass aber auch die ehemaligen Empfangsgebäude in Klosterlechfeld und Oberottmarshausen als letzte sichtbare historische Zeugnisse aus der Anfangszeit dieser Bahnlinie erhalten bleiben.

Verwendete Literatur

Breubeck, R. (1994): Netzbahnhof Buchloe, Eisenbahnknoten zwischen Lech und Wertach. Verlag H. Obermayer, Buchloe

Franzke, A. (2000): Bobingen – Kaufering in: Neben- und Schmalspurbahnen in Deutschland einst und jetzt. GeraNova-Verlag München.

Meier,W. (1997): Kaufering und die Eisenbahn, 125 Jahre Bahnstation Kaufering. Beilage des Mitteilungsblatts der Gemeinde Kaufering, November 1997.

Bildnachweis

Abb. 1: Archiv der Gemeinde Igling, Lkr. Landsberg a. Lech
Abb. 2: Bayer. Hauptstaatsarchiv/Kriegsarchiv
Abb. 3: Sammlung J. Schneider, Kaufering
Abb. 4: Sammlung R. Breubeck, Buchloe
Abb. 5/6: Sammlung W. Meier, Kaufering

Abb. 6: Am Bahnhof Lagerlechfeld wird das letzte mechanische Stellwerk der Lechfeldbahn weiterhin für Zugkreuzungen benötigt.

Otto von Kühlmann und die anatolische Eisenbahn

Aufstieg eines liberalen Bürgerlichen des 19. Jahrhunderts in den Adelsstand
Sein Leben, sein Werk, seine Zeit

Gustav Kramer

Das Eisenbahnprojekt Berlin-Bagdad

„Solider, sinnvoller nahm auf der Landkarte sich die deutsche Interessensphäre aus, die mit dem Schlagwort „Bagdadbahn“ bezeichnet wurde. Eine Bahn, mit deutschem Kapital gebaut und quer durch das Türkische Reich geführt, Mesopotamien und Kleinasien mit dem Balkan, mit Österreich, mit Deutschland – „Berlin-Bagdad“ - verbindend und neue Märkte erschließend, das war etwas Großartig-Kompaktes und ganz im Sinne der schönsten Träume von 1848; das schien auch [...] ungleich haltbarer als Reiche im Pazifik. Wenn Deutschlands Zukunft [...] in der Weltpolitik [...] lag, dann sollte sie auch und besonders im Nahen Osten liegen. [...] Der Bau der Bagdadbahn war eine jener Leistungen des Wirtschaftsimperialismus, die man nur positiv bewerten kann [...], wie denn auch fremdes Kapital an dem [deutschen] Unternehmen beteiligt war. [...] So sehen wir denn Männer [...] sich für die Bagdadbahn begeistern, die dereinst das deutsche Arbeitsvolk mit Getreide werde versorgen müssen.“ (Golo Mann: Deutsche Geschichte des 19. und 20.Jahrhunderts. Frankfurt am Main 1958, S.508 ff.)

Otto von Kühlmann, Porträt im Neuen Stadtmuseum Landsberg

Der Landsberger Otto von Kühlmann, Erbauer und Direktor der anatolischen Eisenbahn

Verantwortlich für den Bau der ersten umfangreichen Strecken zur Durchführung dieses Eisenbahnprojekts „Berlin-Bagdad“ war Otto Ritter von KühImann als „Erbauer und Direktor der anatolischen Eisenbahnen“. Doch war es zu seiner Zeit ein aus verschiedenen Gründen riskantes und folgenreiches Unternehmen: Die europäischen Großmächte verfolgten zunehmend in ihrem imperialistisch-kolonialistischen Wettlauf um die Aufteilung der Welt auch im Osmanischen Reich ihre politisch-strategischen Interessen. Deshalb sollen - eingehender als mit den knappen Angaben im Adressbuch der Stadt Landsberg am Lech oder auf den Schildern der nach ihm benannten Straße zwischen Katharinen- und Augsburger Straße - im Folgenden Leben, Werk und Zeit dieses mit der Nobilitierung und der Ehrenbürgerwürde ausgezeichneten Landsberger Bürgers dargestellt werden.

Herkunft Otto von Kühlmanns

Wahrscheinlich kommt das Geschlecht Kühlmann aus Westfalen, dessen jüngere Vorfahren aus Oettingshausen und Gellershausen (nordwestlich von Coburg) stammen und das vor allem seit den Anfängen des 18.Jahrhunderts mit Konstantin Kühlmann (urkundlich 1717) als Bürger im fränkischen Königsberg i. B. (nördlich von Haßfurt) beginnt. „Die Ahnentafel Kühlmann überrascht“ – so der Verfasser des „Sippen- und Ahnenbuches Kühlmann“, Joseph Schmitt – „durch ihre Vielgestaltigkeit. Sie weist neben besten Namen des deutschen und italienischen Adels, Vertreter[n] des Beamtentums, der Industrie und Wehrmacht auch solche des bürgerlichen Handwerks und Bauerntums auf.“ Auch könne man feststellen: „Dem Religionsbekenntnis nach gehörten die Ahnen überwiegend der evangelischen Kirche an.“

Otto Karl Friedrich Johann Kühlmann ist am 26.11.1834 abends um sieben Uhr in Landsberg am Lech auf die Welt gekommen als viertes Kind des am 23.09.1794 in Egloffstein geborenen protestantischen königlich bayerischen Rentbeamten Johann Leonhard Kühlmann und dessen am 24.(26.?)12.1796 in Neuburg a. d. D. geborenen katholischen Ehefrau Rosa Maria Josepha Leopoldine geb. Gräfin Verri della Bosia aus sardinischem Geschlecht, das in Mailand ansässig geworden war; einer ihrer Vorfahren war als Erbe von Gütern nach Bayern gekommen. Die Paten des am folgenden Tag im Elternhaus katholisch Getauften waren die Großväter Johann Leonhard Kühlmann, ehem. Egloffsteinischer Amtsaktuarius und kaiserlicher Notar, inzwischen pensionierter Gräflich von Egloffsteinischer Güterverwaltungskontrolleur in Kunreuth im damaligen Obermainkreis (östlich von Forchheim), und Karl Joseph Askan Graf Verri della Bosia, königlicher Kämmerer und Oberst im Kgl. Bayer. 2. Linieninfanterieregiment Kronprinz zu München, sowie Freifräulein Karolina von Bassus aus der in dem zwischen Ingolstadt und Riedenburg gelegenen Ort Sandersdorf ansässigen jüngeren Linie des im 15.Jahrhundert in Posciavo (Graubünden/Schweiz) aufgetretenen Geschlechtes.

Der Vater Ottos, Johann Leonhard Kühlmann, kam über Forchheim, Neuburg a. d. D., München und Zwiesel nach Landsberg am Lech; pensioniert lebte er bis zu seinem Tod (18.05.1879) in München. Ottos ältere Geschwister sind Maria Amalie Augusta (1827), Emil Anton Albrecht (1829-70) und Karl Josef Ernst (1832-80); die nach ihm geborenen Brüder Ernst Karl Friedrich Askan (1836-1912) und Maximilian Karl Ernst (1837-97). Die zwei älteren, in München geborenen Brüder Ottos - das erste Kind, ein Mädchen, katholisch getauft, starb nach einem halben Monat - sind evangelisch, die jüngeren, in Landsberg geborenen katholisch getauft. Der Grund für die unterschiedliche Konfessionszugehörigkeit ist wohl, dass die Bevölkerung Landsbergs katholisch war, die geringere Zahl Landsberger Protestanten (hauptsächlich Soldaten der Garnison und Beamte) erst ab Mitte des 19.Jahrhunderts (von Langerringen bei Schwabmünchen aus) geistlich betreut wurden, bis schließlich in Landsberg Ende 1899 eine evangelische Pfarrstelle gegründet wurde.

Schule und Studium

Nach den Grundschuljahren in Landsberg trat Otto Kühlmann 1844 zur Unterrichtung in den antiken Sprachen in das Holländische Institut in München ein, dem er bis 1851 angehörte. Als 13-Jähriger erlebte er dort 1848 die Märzrevolution, in der auch die Münchner Bevölkerung wegen des autokratischen Regierungsstils des Monarchen liberale Forderungen stellte, das Zeughaus stürmte und König Ludwig I. zur Abdankung veranlasste, Vorgänge, die nach eigenen Erzählungen seine ganze spätere politische Entwicklung nachhaltig beeinflusst haben. Nachdem er in Dillingen die Reifeprüfung abgelegt hatte, widmete er sich an der Universität in München philosophischen und juristischen Studien. In einer schlagenden Verbindung, dem Corps „Suevia“, dem jedoch Studenten aus allen deutschen Ländern angehörten, pflegte er „herzliche persönliche“ Freundschaft besonders mit einigen Rheinpfälzern und Schleswig-Holsteinem. Denn trotz des Scheiterns der Frankfurter Paulskirchenversammlung war ganz in seinem Sinn das Streben nach nationalstaatlicher Einigung Deutschlands nicht aufgegeben worden.

Beruf und Militärzeit

Die nach seinem „Staatskonkurs“ (d. i. Staatsexamen) im Jahre 1858 eingeschlagene juristische Laufbahn, die er als Rechtspraktikant in München beim Bezirksgericht l. d. lsar begann, unterbrach er am 01.05.1859 durch eine Militärzeit infolge der wegen des österreichisch-französischen Krieges (Italienischer Nationalkrieg) vom bayerischen König Max ll. befohlenen Mobilmachung. Nachdem er bald Leutnant geworden war, nutzte er jedoch nach raschem Ende der Kriegsgefahr 1860 die Muße des Offiziersberufes zu einer Reise nach England und Frankreich, um „seinen Gesichtskreis politisch und wirtschaftlich bedeutend zu erweitern“ (Richard von Kühlmann: In Memoriam Otto von Kühlmann). 1861 zur juristischen Tätigkeit zurückgekehrt war er in München in verschiedenen Stellungen tätig, u. a. 1864 als „Staatsanwaltssubstitut“ am Bezirksgericht l. d. lsar und 1865 als Stadtgerichtsassessor.

Interesse an Eisenbahn und Politik

Aufgrund seines schon früher bestehenden Interesses am aufstrebenden Eisenbahnwesen bewarb sich Otto Kühlmann (12.02.1866) infolge eines Angebotes des bayerischen Handelsministers und liberalen Führers Gustav von Schlör (1820-83) „im Falle der Wiederbesetzung“ um die Stelle als Rechtskonsulent (d. i. Rechtsberater) „bei den k. privilegierten bayerischen Ostbahnen“, die 1856 als Aktiengesellschaft gegründet worden waren.

Anlässlich der Einberufung zum Militärdienst war Otto Kühlmann aus der Kanzlei des „k. bayer. Advokaten und Notar[s]“ Rosmann zu dessen „Bedauern“ ausgeschieden, was dieser mit dem für jenen ausgestellten Zeugnis (16.09.1859) bescheinigte, indem er schrieb, dass Kühlmann (in dem Zeitraum vom 20.Januar - 1.Mai 1859) „bei vorzüglichen Anlagen, gediegenen Kenntnissen, tüchtiger Geschäfts-Gewandtheit, unermüdlichem Fleiße und einem höchst bescheidenen Benehmen [...] sowohl in administrativen, als in rein juristischen Arbeiten [...] vollste Zufriedenheit sich erworben“ hat.

So wurde Otto Kühlmann unter Voraussetzung der von ihm (am 22.02.1866) nachgesuchten Entlassung aus dem Staatsdienst entgegen anderen Bewerbern durch die „allerhöchste Entschließung des k. Staatsministeriums des Handels und der öffentlichen Arbeiten vom 21.ten l[aufenden]. Mts.“ zum Rechtskonsulenten der bayerischen Ostbahnen ernannt.

Nach dem für Bayern an der Seite Österreichs unglücklich verlaufenen Krieg von 1866 verhalf der mit dem siegreichen Preußen geschlossene Friedensvertrag (am 23.08.1866) dem Eisenbahnbau mit neuen Streckenführungen zu einer bedeutenderen Rolle, da auch das bisherige territorialstaatliche Denken eine großräumige Planung erschwert und somit lange Strecken verhindert oder verzögert, aber auch verteuert hatte. In dieser Zeit wurde Otto Kühlmann am 10.Januar 1868 durch königliche Ernennung - von König Ludwig ll. - zum „kgl. Advokaten (d. i. Rechtsanwalt) am kgl. Bezirksgerichte München links der Isar“ ernannt, was ihm die seit langem erstrebte Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit auch in politischer Hinsicht ermöglichte.

Doch sah er sich am 11.02.1868 gegen interessierte Nachfolger auf seine Stelle als Rechtskonsulent veranlasst, den „Hohen Verwaltungsrath“ zu bitten, ihn in der „Stellung als Consulent der Ostbahngesellschaft [zu] belassen“ unter Hinweis darauf, „daß diese Ernennung [zum Advokaten] mir nicht die Möglichkeit benimmt, der Ostbahngesellschaft in der bisherigen Weise fort zu dienen“. Als Gründe führt er an, dass eine neu zu schaffende Praxis (d. h. Kanzlei) „mich nur einigermaßen beschäftigt“, da er kein „sogenanntes großes Geschäft gründen“ wolle. Seine „Vorliebe“ gelte den Geschäften der gegenwärtigen Stellung. Dem „schädliche[n] öftere[n] Wechsel“ setzt er seine bei Prozessen für die Eisenbahngesellschaft „zugleich“ nützliche Stellung als Advokat und seine Kenntnis bei „spezielle[n] Eisenbahnangelegenheiten“, besonders wegen Reklamationen, entgegen. In der „ehrenvolle[n] Stellung“ habe er „Interesse für weitere prompte und reelle Dienstleistungen“.

Eisenbahnbau in Bayern

Angesichts der Skepsis König Ludwigs I. gegenüber der Eisenbahn ging ein Bau von privaten Investoren aus. Um nämlich den Handel zu fördern, wurde die durch eine Aktiengesellschaft ausgeführte erste bayerische Eisenbahnlinie zwischen Nürnberg und Fürth am 07.12.1835 eröffnet und durch eine Gesellschaft von Münchner und Augsburger Kaufleuten und Bankiers die Strecke München-Augsburg finanziert. Als diese am 04.10.1840 in Betrieb genommen werden konnte, übernahm jedoch im selben Jahr der König wegen Überforderung der privaten Finanzkraft den Bau weiterer Eisenbahnen in Staatsregie. Da er sich aber auch hier von seiner Sparsamkeit leiten ließ, gab es seit Beginn bis 1855 nur die knapp 600 Kilometer lange Ludwigs-Nord-Süd-Bahn von Hof nach Lindau (1853/54 vollendet), ergänzt durch die Ost-West-Verbindungen Aschaffenburg-Bamberg und Ulm-Augsburg. Dadurch waren im Wesentlichen nur die neubayerischen Landesteile erschlossen. Dass im Eisenbahnbau Ostbayern etwas später zum Zug kam als

das westliche Bayern, war auch darin begründet, dass eine Konkurrenz zum staatlich geförderten Ludwigs-Donau-Main-Kanal (erbaut 1836-46) befürchtet wurde.

Um nun in der Landeserschließung voranzukommen, den Staat aber von den finanziellen Risiken zu entlasten, befürwortete ab 1856 die Abgeordnetenkammer wieder das Privatbahnprinzip, wie es bisher und bis 1909 in der rechtsrheinischen Pfalz bestand. So wurde für Ostbayern 1856 die private kgl. privilegierte Aktiengesellschaft der bayerischen Ostbahnen gegründet, bis sie infolge Streckenführung und Tarifgestaltung wegen Minderung der Erträge der Staatseisenbahn durch Konkurrenz 1875 ebenfalls durch Kauf vom Staat übernommen wurde. Damit wurden auch die bisherigen Privatbahnen dem durch von Bismarck erstrebten Reichseisenbahnprojekt, das 1876 scheiterte, entzogen, obwohl Bayern bereits 1871 durch die Reichsverfassung - mit Ausnahme der Landesverteidigung - ein Eisenbahnreservatrecht eingeräumt worden war.

Es war nach dem Bau der Hauptlinien des Ostbahnnetzes und der Vollendung der Maximiliansbahn von München bis Freilassing in den Jahren 1865-85 der Ausbau vor allem der niederbayerischen Linien und der Querverbindungen zwischen den Ostbahnen und der Ludwigs-Nord-Süd-Bahn Hof-Lindau erfolgt. Streckenführungen zu anderen deutschen Staaten im „Deutschen Bund“ wurden möglich - nach Gründung des Deutschen Zollvereins (1834) unter Ausschluss des Habsburgerreiches - aufgrund von den besonders durch Bayem forcierten Bestrebungen um eine Bundesreform („Trias-Politik“) seit 1854. Die Verbindung zu Österreich wurde schließlich von dem durch König Max ll. (1848-64) berufenen leitenden Minister Ludwig Freiherr von der Pfordten (1849-59 und 1864-66) gefördert.

Durch das Eisenbahnnetz wurde mit dem Transport von Kohle und Erz die Industrialisierung gefördert; mit der Eisenbahn gelangten die landwirtschaftlichen Produkte auf die Märkte. Sie förderte aber auch die Mobilität der Bevölkerung und somit das Zusammenwachsen der bayerischen Landesteile und der Länder des Deutschen Reiches.

Landsbergs Anschluss an das Eisenbahnnetz

In diesem Zusammenhang sind auch Landsbergs Bemühungen um Anschluss an die neue Zeit zu sehen mit dem „schrill tönende[n] Pfiff des schnaubenden Dampfrosses, [statt] sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen und zuzuwarten“ (Arnold-Zwerger).Da die ab 1863 geplante Bahnlinie München-Buchloe trotz des Einsatzes eines Landsberger Eisenbahnkomitees und „mit großer Energie und nimmermüdem Eifer“ Kühlmanns wegen Landsbergs Terrainschwierigkeiten über Kaufering geführt werden musste, konnten nach dem am 11.02.1872 „aus Buchloe kommend[en]“ ersten Zug schließlich am 01.11.1872 auch die Bahnlinie Landsberg-Kaufering-Buchloe und am 01.05.1873 die Bahnlinie München-Buchloe eröffnet werden. Dadurch war Landsberg sowohl auf der Strecke von und nach Augsburg wie auch von Ostbayern über München nach Kempten bzw. Memmingen (1874) und bis in den Südwesten Bayerns (Lindau) über den Eisenbahnknotenpunkt Buchloe an das Eisenbahnnetz angeschlossen. Genugtuung zeigen konnte Kühlmann erst in einem Brief vom 08.10.1889 aus Konstantinopel an seinen Freund, den Landsberger Bürgermeister Johann Georg Arnold, dass „auch die Linie Memmingen-Leutkirch [am 02.10.1889] dem [Eisenbahn-]Verkehr übergeben worden“ ist, nachdem endlich infolge der Zurückstellung der Nachbarrivalitäten gegenüber Bayern „der Anschluß mit Württemberg paktiert“ worden war, wobei er bemerkte: „Gut Ding braucht Weil[e]!“ Denn bereits in der öffentlichen Sitzung im Bayerischen Landtag am 20.01.1872 hatte er die Verzögerung seitens der württembergischen Regierung energisch getadelt. Schließlich erhielt Landsberg am 15.05.1877 mit der Lechfeldbahn den direkten Anschluss nach Augsburg von Kaufering aus über Bobingen und 1886 über das südliche Lechtal nach Schongau.

Landtagsabgeordneter

Otto Kühlmann gehörte von 1869 bis Ende Januar 1872 auch dem Bayerischen Landtag an. Für die jeweilige Dauer von Sitzungen wurde ihm deshalb als Vertretung ein „Concipient“ (d. i. ein geprüfter Rechtspraktikant) „in schriftlichen und persönlichen Anwaltsgeschäften“ bewilligt. Die Mitglieder der Kammer der Abgeordneten wählten ihn außerdem am 25.09.1871 mit anderen Abgeordneten in den „ll. Ausschuß [für Finanzen]“, worin er - noch unter dem Vorsitz des Staatsministers des Handels und der öffentlichen Arbeiten von Schlör, da zwar seit 23.08.1871 der Finanzausschuss dem Ministerium des Äußeren unterstellt, das Handelsministerium aber erst am 01.12.1871 aufgelöst worden ist - am 29.09.1871 zum Referenten „über den Etat des k. Staatsministeriums des Handels und der öffentlichen Arbeiten incl. der Verkehrsanstalten“ ernannt wurde. In dieser Funktion zeigte anlässlich der öffentlichen Sitzung am 15.12.1871 „namens des ll. Ausschusses“ Kühlmann in seinem Vortrag „bezüglich der Rechtsnachweisungen über den Betrieb der Verkehrsanstalten pro 1869“, insbesonders über die „k. b. Staatseisenbahnen“, die Fähigkeit, umfassend, genau und kritisch Rechenschaft abzulegen: So schlug er anhand des Vergleichs mit den Privatbahnen für die Staatseisenbahnen Verbesserungen um der größeren Rentabilität willen vor, da „in Betreff der Eisenbahnerträgnisse kein so günstiges Resultat zu Tag gefördert [wurde], wie das erste Jahr der IX. Finanzperiode“. Eine „schreiende Ungleichheit“ sei nämlich, dass „nur ein Theil [des bayerischen Staates] mit dem Netz der Staatsbahnen durchzogen ist, während die östliche Hälfte des diesseitigen Bayerns und die Pfalz mit Privatbahnen versehen sind“. So müssten die Privatbahnen den Mangel an Rentabilität der Staatsbahnen ausgleichen. Auch stelle sich die Frage, „wie sich [...] die Rente der bayerischen Staatseisenbahnen zu den aufgewendeten Kapitalien verhalte“. Jedenfalls erscheine ihm als „sonderbar, wenn von der Bauverwaltung andere Summen als Bauaufwand bezeichnet werden, als von der Betriebsverwaltung“; zwischen den eigentlichen Betriebsausgaben und der Vermehrung des Anlagekapitals zwecks Anschaffungen u. a. sei rechnerisch nicht unterschieden worden. Überhaupt sei es nötig, da sich „kein erfreuliches Bild in Betreff der Vergangenheit [zeige]“, dass „man die wirthschaftliche und finanzielle Situation sich stets richtig vor Augen hält“. Dazu gehöre „größte Sparsamkeit [...] mit einer umsichtigen Verwaltung“. Mit Rücksicht darauf sei „der Wunsch gerechtfertigt, [...] beim Abschluß eines jeden Jahres [...] eine Bilanz herzustellen“ sowie „einen Überblick über die Bestände des Inventars, Materials und Fuhrmaterials zu erhalten“. Mangelhaft sei nämlich die Ausrüstung der bayerischen Staatsbahnen mit Fuhrmaterial.

Doch entgegen dem „Streben nach Ersparungen“ wegen Mehrausgaben für „nicht stabiles Personal“ zeigte sich hier dennoch Kühlmanns Fürsorge; denn es habe „gerade das Verkehrswesen [...] ein zufriedenes und berufsfreudiges Personal nothwendig“. Insofern ergänzte er am 04.01.1872: Es sei auch „unbestritten festgestellt, daß das Personal der Verkehrsanstalten während des letzten Krieges [1870/71] eine außerordentliche Anstrengung an den Tag gelegt hat“, so dass es „billig“ sei, dass diese „auch entsprechend vergolten werde“, indem „Remunerationen [d. i. Vergütungen] an das Personal der betreffenden Bahnen zur Auszahlung gelang[en]“.

Schließlich wird auch aus den tabellarischen Übersichten der Einnahmen und Ausgaben „zur materiellen Prüfung der

Rechnungsnachweisungen pro 1869“ durch ehrlichere Bilanzierung und zuverlässigere Erstellung von Statistiken Kühlmanns „klarer Blick in kaufmännischen und finanztechnischen Fragen“ deutlich. Dass er seine Aufgabe wesentlich genauer nahm, als es in den früheren Jahren geschah, belegt die Tatsache, dass er namens des ll. Ausschusses seinen Bericht nach Zurückweisung durch Beschluss der Abgeordnetenkammer (am 03.01.1872) am 25.01.1872 präzisieren musste, da „die Erörterung von wirthschaftlichen Principien“ von der Prüfung der Rechnungsnachweisungen „zu weit“ weggeführt habe. Es zeigte sich aber auch in der unmittelbar darauf folgenden Diskussion in der Abgeordnetenkammer, wie sehr er um Gründlichkeit in seinen Darlegungen bemüht war. Jedoch rief sie Verstimmung hervor.

Nachdem er schon am 09.01.1872 vorgeschlagen hatte, sein Referat über Rechnungsnachweisungen „einem anderen Ausschußmitgliede zu übertragen, da über seinen Vortrag der frühere Handelsminister [von Schlör] sich sehr entrüstet gezeigt habe und der polemische Standpunkt möglichst zu beseitigen sei“, und weil neben den sachlichen er einen persönlichen Grund habe, „da er vertragsmäßig am 15. Februar l. J. [1872] eine neue Funktion antreten [...] und am Ende Januar seinen Austritt aus der Kammer nehmen müsse“, wird demzufolge am 30.01.1872 durch die Kammer dem Austrittsgesuch Kühlmanns vom 27.01.1872 stattgegeben.

Auch hatte er schon am 17.12.1871 dem „Hohen Verwaltungsrath der k. privilegierten Actiengesellschaft der bayerischen Ostbahnen“ mitgeteilt, er habe „durch Vertrag mit der Compagnie Générale pour l’ Exploitation des Chemins de fer de la Turquie d’ Europe de dato Paris den 4.Dezember laufenden Jahres [...] die Stelle eines Betriebsdirektors übernommen und [er] habe die Verpflichtung bis 15.Februar 1872 [sich] in Constantinopel zur Übernahme [seiner] Funktion einzufinden“. Mit „tiefgefühlte[m] Dank“ für „das Vertrauen“ während seiner „fast sechsjährigen Wirksamkeit“ in der Stellung bei den bayerischen Ostbahnen, der er die „Berufung auf einen wichtigen Posten“ verdanke, bitte er darum, ihn vom 1.Februar 1872 an [...] zu entlassen.

Otto Kühlmann wechselte also in den Dienst der Gesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen über, wozu er seinen Wohnsitz in Konstantinopel nahm. Die ihm für 3 Jahre in Aussicht gestellte Wiederverleihung seiner Advokatenstelle in München hat er aber nicht mehr wahrgenommen.

Wirken für den deutschen Nationalstaat

Die Erfahrungen Kühlmanns im Eisenbahnwesen und seine politischen Interessen hatten sich zusammengefunden. „In die Jahre zwischen 1868 und 1871 fällt seine nachhaltigste politische Tätigkeit“ (Richard von Kühlmann: In Memoriam Otto von Kühlmann). Er wünschte sich nämlich infolge der Ereignisse 1848/49 und der Kriege der europäischen Großmächte (Krimkrieg 1853-56; Italienisch-französischer Krieg 1859 gegen Österreich mit dessen Niederlage) eine Stärkung der politischen Situation Deutschlands durch dessen Einigung als kleindeutsche Lösung durch Ausschluss Österreichs - unter Anerkennung der Führung Preußens seitens der süddeutschen Staaten. Diese Auffassung vertrat Kühlmann entgegen der damals in Bayern vorherrschenden Einstellung in dem 1859 gegründeten „Deutschen Nationalverein“, einer Verbindung von nord- und süddeutschen Liberalen und Demokraten, und mit einigen Gesinnungsgenossen, den „Kleindeutschen“, in der 1863 in Nürnberg gegründeten „Bayerischen Fortschrittspartei“. Bezeichnend für diese seine Auffassung ist die private Äußerung, als 1867 die Verlobung zwischen König Ludwig ll. von Bayern und Sophie, der Schwester der österreichischen Kaiserin Sissi, gelöst wurde: „Für das Land [Bayern] liegt das Gute darin, daß die Freundschaft zwischen Wittelsbach und Habsburg nicht zu dick wird“.

Nach der Annahme des Vertrages über den Beitritt Bayerns zum erneuerten Zollverein wurde Kühlmann am 10.02.1868 ins Zollparlament gewählt. Seine auf der gemeinsamen politischen Einstellung beruhende persönliche Beziehung zum liberalen bayerischen leitenden Minister Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (31.12.1866 - 07.03.1870) aus einem in Franken mediatisierten Adelsgeschlecht setzte sich in der Zeit fort, als dieser Reichskanzler war (1894-1900). Als größte Genugtuung seines Lebens habe er empfunden, dass er nach unermüdlichem Einsatz im Bayerischen Landtag und im Vorstand der Bayerischen Fortschrittspartei als Vertreter der Stadt München am 21.01.1871 für die Versailler Verträge und damit für die Einheit des Deutschen Kaiserreiches stimmen konnte.

Nach Aufzeichnungen (wahrscheinlich) vor September 1915 (Kühlmann, Otto von: „Meine Erlebnisse...“) habe man von Kühlmanns Einsatz für die Bayerische Fortschrittspartei „in Regierungskreisen übel vermerkt“. Als er sich dann 1867 um eine Advokatur in München bemühte, sei ihm deshalb diese zunächst vom Handelsminister Gustav von Schlör mit dem Hinweis verwehrt worden, man „nähme Anstoß an [s]einer politischen Gesinnung“, was auch vom Justizminister Johann von Lutz bekräftigt worden sei. Erst die Entscheidung des Königs habe die Zulassung Kühlmanns bewirkt. Wohl weil er mit seinem Engagement für liberale Politik wie auch für einen deutschen Nationalstaat unter preußischer Führung, worin er sich mangels Unterstützung der Liberalen in Süddeutschland durch von Bismarck enttäuscht sah, auch in Hinsicht auf seine berufliche Karriere Enttäuschungen hatte hinnehmen müssen, kehrte er der bayerischen und deutschen Politik den Rücken und stellte seine juristischen und organisatorischen Fähigkeiten dem seinen Interessen und Erfahrungen entgegenkommenden Eisenbahnbau im Ausland zur Verfügung. Dort sollte er allerdings die Politik der europäischen Großmächte in der kritischen Phase rivalisierenden Strebens nach Weltherrschaft erleben. Doch hatte er sich nicht von seinem Vaterland und vor allem seiner Vaterstadt Landsberg gelöst, mit der er in gegenseitiger treuer Verbundenheit sein Leben lang verblieb, wenn er auch durch den Umzug seiner Eltern und mit seiner beruflichen und politischen Tätigkeit in München seinen Wohnsitz genommen hatte und dieser dort weiterhin bleiben sollte, als seine von ihm gegründete Familie später dorthin zurückkehrte.

Heirat

Inzwischen schloss Otto Kühlmann auch die Ehe. Er heiratete die „gefeierte, jugendschöne“, in Wien geborene Anna Maria Freiin von Redwitz (1852-1924), die er im Frühjahr 1870 kennen gelernt hatte. Sie war die Tochter des in Franken (Lichtenau bei Ansbach) geborenen katholischen Juristen, Literaturwissenschaftlers und ursprünglich ultramontan eingestellten Dichters Freiherr von Redwitz-Schmölz (1823-91); er war bekannt geworden durch das romantische Versepos „Amaranth“ (1849) und das „Lied vom neuen Deutschen Reich“ (1871), eine Art Epos in Sonetten voll patriotischer Begeisterung, wobei in Gestalt eines Lützower Jägers die Befreiungs- mit den Einigungskriegen verbunden werden. Die Hochzeit fand am 11.08.1870 „in aller Stille“ statt, da zwei Brüder Kühlmanns am Preußisch/deutsch-französischen Krieg 1870/71 teilnahmen. Bald danach, am 01.09.1870, fiel Emil als Hauptmann im königlich-bayrischen Quartiermeisterstab bei Sedan; Maximilian, der am 27.12.1891 persönlich geadelt wurde, diente bis kurz vor seinem Tod (1897) als königlich-bayerischer Generalmajor und Kommandeur der 2. Infanteriebrigade in Nürnberg.

Otto Kühlmann als Eisenbahnorganisator auf dem Balkan

Als Generaldirektor übernahm Otto Kühlmann die leitende Stelle bei der damals französischen Betriebsgesellschaft der Eisenbahnen im europäischen Teil des Osmanischen Reiches mit Sitz in Konstantinopel, wohin er übersiedelte.

Auf ihn war Moritz von Hirsch (1831-96) aufmerksam geworden, der das Geschäft seines Vaters, des von König Ludwig ll. 1869 in den Freiherrnstand erhobenen Hofbankiers Joseph Hirsch, weiterführte. Er selbst hatte 1869 die osmanische Konzession für den Bau der transbalkanischen Eisenbahn in der Länge von 1180 Kilometer erhalten; sie sollte Konstantinopel, von wo bisher nur wenige Kilometer in den weit umfangreicheren europäischen Teil des damaligen Osmanischen Reiches hinein in Betrieb waren, in einer durchgehenden Streckenführung mit Wien verbinden. Zur Durchführung gründete er in Paris eine Bau- sowie Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen.

Es war dies ein Projekt, das für zwei Jahrzehnte (1869-88) im Mittelpunkt der europäischen Politik stand und von Hirsch zu einer der bekanntesten Persönlichkeiten seiner Zeit machte. Die Familie Hirsch stammt aus dem fränkischen Königshofen bei Ochsenfurt und kam über Ansbach nach Würzburg und später nach München. Mit dem Eisenbahnbau als einer so gesehenen Großtat der Zivilisation erwarb sich von Hirsch u. a. durch die Ausgabe einer verzinsten Anleihe seines Bankhauses F. Bischoffsheim-de Hirsch in Brüssel und mit einer zusätzlichen Attraktion einer regelmäßigen Lotterie („Türkenlose“ des „Türkenhirsch“), mit industriellen Unternehmungen, glücklichen Finanzspekulationen und Ankäufen von Grundstücken in verschiedenen Ländern ein riesiges Vermögen, das er als Philanthrop z. T. für Feldspitäler (1877/78) und Kriegsflüchtlingshilfe in den Balkanwirren, zur Ansiedlung aus Russland ausgewanderter Juden (u. a. in Argentinien) und zu weiteren wohltätigen Zwecken wieder verwendete.

Die Bauzeit der transbalkanischen Eisenbahn zog sich jedoch hin. Denn infolge der Einflussnahme Russlands auf die Loslösung der Balkanvölker vom Osmanischen Reich war es zum Russisch-türkischen Krieg 1877/78 gekommen (Frieden von San Stefano/Yesilköy). Da die Neubaustrecke der Eisenbahn mitten durch das Kriegsgebiet (heute Südbulgarien und europäischer Teil der Türkei) führte, hätten die Monate des Krieges für Kühlmann, wie sein Sohn Richard berichtet, „eine schreckliche Prüfungszeit dargestellt [...]. Der Abtransport all der Tausende von Flüchtlingen, die um jeden Preis den Russen entkommen wollten, war wegen Wagenmangels nicht möglich, und auch die besetzten Züge konnten oft nicht abgehen, weil diejenigen, die nicht mehr mitkamen, sich in ihrer Verzweiflung auf die Schienen warfen, um von den Maschinen zermalmt zu werden. Auch von den beiden kriegführenden Armeen hatte die Bahn begreiflicher Weise schlimm zu leiden“.

Dadurch und infolge vor allem innertürkischer Schwierigkeiten war erst am 12.08.1888 eine ca. 2000 km lange Bahnstrecke von Wien über Sofia nach Konstantinopel geschaffen, so dass ab Juni 1889 Reisende mit dem legendären „Orientexpress“ von Paris aus durchgehend fahren konnten statt wie ab 1883 teilweise mit dem Schiff auf dem Schwarzen Meer. Die große Belastung für die Gesundheit durch seine Bereitschaft durchzuhalten zeigt Kühlmanns Ratschlag 1889 an den ebenfalls seine Gesundheit nicht schonenden Landsberger Bürgermeister Arnold: „Wäre ich 1884 [zur Kur] nach Karlsbad gegangen, hätte ich 1885 die schwere Krankheit nicht durchzumachen gehabt.“

Voraussetzungen des Eisenbahnbaus in Kleinasien

Erste Pläne einer Bahnverbindung von Konstantinopel nach Bagdad und zum Persischen Golf, der „Bagdadbahn“, ziehen sich seit der Mitte des 19.Jahrhunderts wie ein roter Faden durch die osmanischen Eisenbahnplanungen. Als schließlich der osmanische Sultan Abd ül-Hamid ll. (1876-1909) die wirtschaftliche Entwicklung und strategische Durchdringung der relativ wenig erschlossenen asiatischen Provinzen des Osmanischen Reiches ins Auge fasste, betraute er den deutschen Ingenieur Wilhelm Pressel, der schon im Auftrag des Baron von Hirsch die Bahnlinien in der europäischen Türkei konzipiert hatte und 1872 vom vorherigen Sultan zum „Generaldirektor der türkischen Eisenbahnen in Asien“ ernannt worden war, mit dem Plan eines umfassenden Bahnnetzes im asiatischen Teil.

Das Osmanische Reich, zu dem damals große Teile des Balkans, Palästina und Mesopotamien gehörten und dessen östliche und südliche Grenzen bis an den Persischen Golf und an das Rote Meer sowie über Nordafrika hin reichten, benötigte jedoch für den Ausbau seines Bahnprojekts ausländische Technik und vor allem fremdes Kapital. So hatten zusätzlich zu der 92 km langen 1871 in türkischer Regie fertig gestellten Strecke Haidarpascha-lsmit im asiatischen Landesteil, Konstantinopel gegenüber, die in der Hauptsache mit englischem Kapital gebaut und von englischen Gruppen betrieben wurde, wegen des türkischen Staatsbankrotts 1875 weitere Aktivitäten im Eisenbahnbau nicht verwirklicht werden können. Seit aber 1881 eine Expertengruppe aus Vertretern der wichtigsten europäischen Gläubigerländer (außer Russland) die Schuldentilgung („Dette publique“) organisierte, verbesserten sich die Voraussetzungen für die türkischen Eisenbahnpläne. Da allerdings die vom französischen Kapital beherrschte „Ottomanbank“ („Banque Impériale Ottomane“) starken Druck auf die Regierung in Konstantinopel ausübte, wandte sich der Sultan Abd ül-Hamid ll., wegen der weiteren Bahnkonzessionen von politischen und wirtschaftlichen Auflagen und Einschränkungen englischer und französischer Bewerber bedrängt, an deutsche Finanzkreise, insofern als Deutschland bisher politisch am wenigsten an der Türkei interessiert war. Die europäischen Großmächte Frankreich, Großbritannien und Russland jedoch verfolgten im imperialistisch-kolonialistischen Wettlauf um Aufteilung der Welt in ihren jeweiligen Machtbereich auch im Osmanischen Reich, beim „kranken Mann am Bosporus“, bereits bedeutende Interessen finanzieller, wirtschaftlicher und politisch-strategischer Art.

Im Auftrag des Sultans wandte sich Pressel an deutsche Banken. Erst aufgrund von Verhandlungen des interessierten Alfred Kaulla, des Vorstandsmitgliedes der Württembergischen Vereinsbank von 1882 bis 1900, der sich wegen Waffengeschäften der Mauser-Werke 1888 in Konstantinopel aufhielt, sowie von der Ernsthaftigkeit des türkischen Angebots überzeugt und vom Reichskanzler von Bismarck am 02.09.1888 ermuntert, es würden keine politischen Bedenken bestehen, wenn auch die „im Orient“ für das deutsche Kapital vorhandenen Risiken von den Unternehmern zu tragen seien, zeigte sich Georg von Siemens, ein Vorstandsmitglied der Deutschen Bank von 1870 bis 1900 und ihr erster Sprecher, in Zusammenarbeit mit englischen und italienischen Finanzgruppen unter Führung der Deutschen Bank bereit, eine Bahnlinie von Konstantinopel nach Ankara zu bauen. Somit begann die Planung der „Anatolischen Eisenbahn“, während von einer „Bagdadbahn“ vorerst nicht mehr die Rede war.

Doch diese Entscheidung fand schon zu Beginn des „orientalischen Abenteuers“ internationale Beachtung. England sah in Deutschlands Engagement in der Türkei einen Ausgleich gegenüber Frankreichs Einfluss und eine Eindämmung der russischen Expansionsbestrebungen. Auch war es im Sinne des „Kissinger Diktats“ von Bismarcks (1877), dass Englands antifranzösische Interessen Deutschland nützlich seien. Doch bereits 1890 wies Georg von Siemens im Reichstag in der Debatte über das Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsabkommen zwischen dem Deutschen und Osmanischen Reich auf den volkswirtschaftlichen Nutzen hin, indem er u.a. sagte: „Das Deutsche Reich und unsere deutsche Nation hat im Orient nichts zu erobern und nichts zu wünschen, wir haben nur ein Interesse an der Stabilisierung der dortigen Verhältnisse.“ Denn mit der Gründung der einen programmatischen Namen tragenden „Deutschen Bank“ durch Georg von Siemens war 1870 ein neuer Banktyp entstanden, indem er sich dem deutschen Auslandsgeschäft zuwandte. Zum Anstieg des deutschen Exports und Prestiges sollte der politisch und wirtschaftlich bedeutsame Komplex des Eisenbahnbaus in der Türkei beitragen. Dem diente auch das anlagebereite deutsche Kapital, das sich nämlich von kolonialen Geschäften in Afrika zurückhielt.

Am 04.10.1888 erteilte die türkische Regierung einem unter Federführung der Deutschen Bank stehenden Konsortium die Konzessionen für Bau, Verwaltung und Betrieb einer Eisenbahnlinie von Konstantinopel nach Ankara (damals noch Angora genannt). Damit erwarb die Deutsche Bank für 6 Millionen Francs die bereits bestehende Bahn von Haidarpascha nach Ismit, von wo die 486 km lange Strecke nach Ankara weiterführen sollte. Zur Sicherung der aufzubringenden Kapitalien übernahm die türkische Regierung Garantiezahlungen, indem sie sich bereit erklärte, bestimmte Steuereinnahmen zu verpfänden. Von der Distanzierung englischer Banken enttäuscht, jedoch schließlich unter Beteiligung deutscher Geldinstitute konnte die Deutsche Bank im November 1888 zur Emission der 5%igen Ottomanischen Staatsanleihe in Höhe von 30 Mio. Mark schreiten. Die Bau- und Betriebskonzession wurde einer neuen Aktiengesellschaft türkischen Rechts übertragen, die am 04.03.1889 unter der in der zweiten Amtssprache französischen Firmenbezeichnung „Société du Chemin de fer Ottoman d’ Anatolie“ mit Sitz in Konstantinopel gegründet wurde. Die Leitung dieser „Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft“ (AEBG) übernahm am 21.03.1889 Otto von KühImann (der in offiziellen türkische Schreiben trotz der im Dezember 1888 erfolgten Nobilitierung mit „Mösyö Kölman“ angeredet wurde), da er bereits als Generaldirektor der europäischen Orientbahnen des Baron von Hirsch mit dem türkischen Eisenbahnwesen sowie mit den „eigenartigen persönlichen, politischen und kulturellen Verhältnissen der Türkei vertraut geworden“ war. Das Amt des Aufsichtsratsvorsitzenden dieser Gesellschaft hatte Georg von Siemens bis zu seinem Tod 1901 inne.

Die französische Baugesellschaft „Régie Générale des Chemins de Fer“, deren Chefingenieur der Deutsche Otto Kapp war, und die deutsche Baufirma „Philipp Holzmann & Cie“ gründeten eine eigene „Gesellschaft für den Bau der kleinasiatischen Eisenbahnen“ mit Sitz in Frankfurt am Main und eine Filiale in Konstantinopel. Die deutsche Firma sollte nach dem Willen von Georg von Siemens im Ausland Erfahrungen sammeln, was dazu führte, dass sie später beim Weiterbau nach Konia und Bagdad Verwendung fand und 1900-1909 sowohl den Hafen von Haidarpascha, dem Konstantinopel gegenüber liegenden asiatischen Stadtteil, für die Verschiffung besonders des anatolischen Getreides und von Baumwolle wie auch dessen neuen Bahnhof als „Eingangstor nach Kleinasien“ baute. Die Aktien der „Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen“ aus dem Besitz des Baron von Hirsch übernahm zusammen mit dem Wiener Bankverein im Jahr 1890 auch die Deutsche Bank und somit die Verbesserung des Zustandes und die Kontrolle der Eisenbahnen im europäischen Teil des Osmanischen Reiches. Eine Erweiterung des Eisenbahnnetzes in diesem Bereich um 219 km gelang ihr zudem am 28.10.1890 mit dem Erwerb der Bau- und Betriebskonzession für die makedonische Eisenbahn Saloniki-Monastir (Bitolia/Bitolj), die ebenfalls Otto von Kühlmann 1891-97 unterstellt wurde, deren Aufsichtsrat er sogar bis 1912 blieb.

Bestehendes und im Ausbau Befindliches waren somit zusammengefasst. Die organisatorische, finanzielle und technische Ausführung bedurfte einer fachkundigen und gewissenhaften Bewältigung rechtlicher, administrativer, wirtschaftlicher und politischer Probleme. Deshalb wurde zur Vereinigung deutscher Kapitalinteressen am 01.10.1890 als Dachorganisation die Finanzholding für eine Finanzierungsgesellschaft und für Eisenbahnwerte unter der Bezeichnung „Bank für Orientalische Eisenbahnen“ mit Sitz in Zürich gegründet.

Eisenbahnbau nach Ankara und Konia

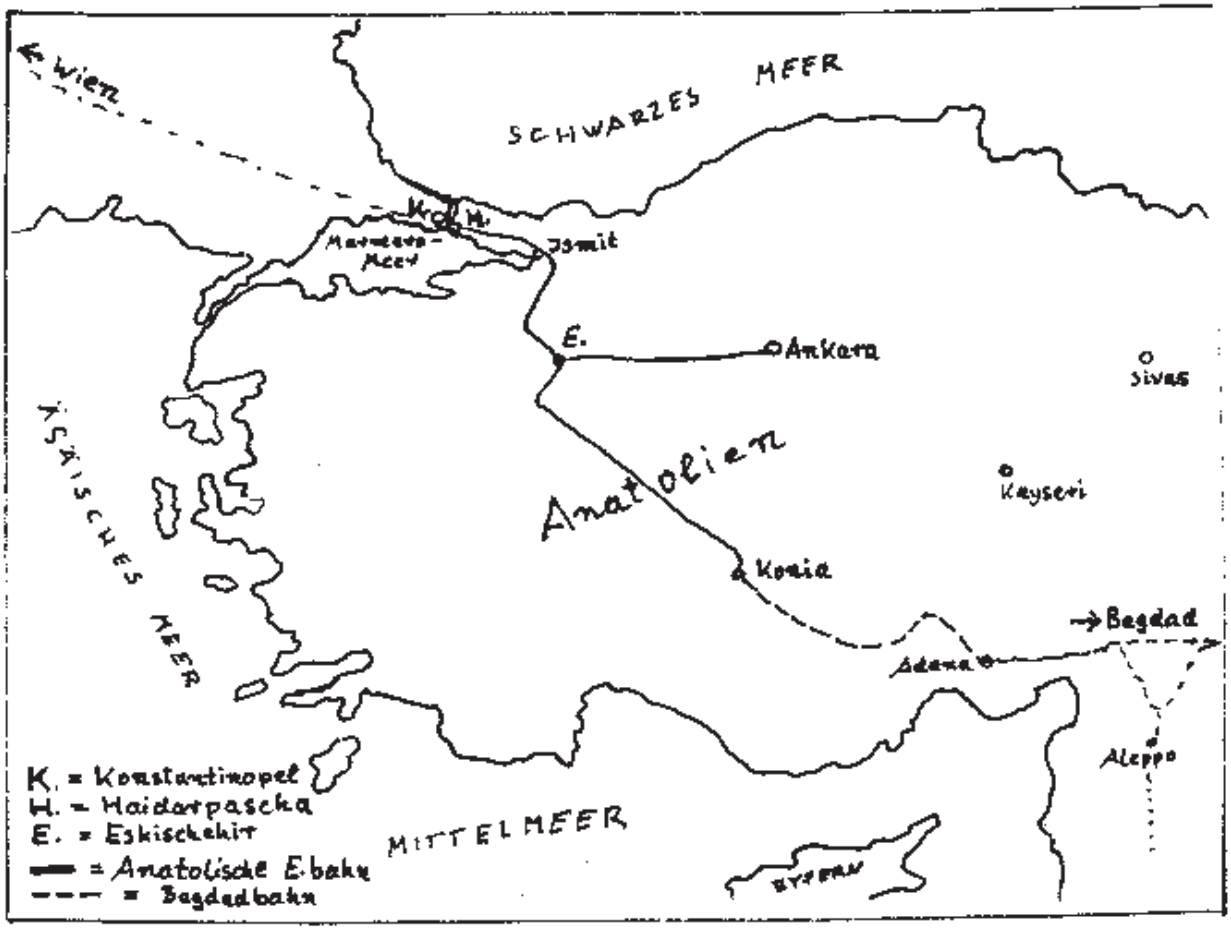
Otto Kapp führte als Ingenieur den Bau der Bahnstrecke Ismit-Ankara durch trotz erheblicher Schwierigkeiten, die das Gelände, die Beschaffung von Arbeitskräften, Krankheiten und Sicherheitsprobleme mit sich brachten. „Die Bahn steigt aus der Ebene [...] bis zu einer Höhe von 876 Metern [auf] das anatolische Hochplateau [Anatolien: d. i. Land der aufgehenden Sonne, Morgenland, Orient]. 16 Tunnel sowie eine Anzahl großer Brücken und Viadukte mußten gebaut werden. Dazu kamen umfangreiche Flußkorrekturen und Uferschutzbauten.“ Krankheiten ergriffen Beamte und Arbeiter. Viehseuche und räuberische Überfälle behinderten den Verkehr im Innern des Landes. „Das Räuberwesen stand in hellem Flor.“ Den größten Teil an Schienen, Lokomotiven, Waggons usw. lieferten deutsche Unternehmen und erzielten Profit. Die Fertigstellung der Eisenbahnlinie erfolgte - bei voller Anerkennung durch die Türken - am 31.12.1892. Auf 578 Kilometer Bahnlinie - Haidarpascha-Ankara - waren 44 Stationen in Betrieb.

Als der Sultan schon vor der Vollendung der Eisenbahnstrecke nach Ankara trotz der von einer Studienexpedition festgestellten schwierigen Streckenführung im August 1891 erstmals - aus strategischen Gründen - ernsthaft den Wunsch nach Fortsetzung der Eisenbahnlinie von Ankara über Sivas nach Bagdad aussprach, wurde dem Auswärtigen Amt in Berlin im Einverständnis mit von Siemens ein durch von Kühlmann erstelltes Aktionsprogramm zugeleitet: Wegen Vermeidung finanzieller Überforderung beim Weiterbau und zur Anbindung bestehender und wirtschaftlich vorteilhafter Stichbahnen von den Häfen an der Ägäis sei eine Zweiglinie von Eskischehir nach Konia (445 km) in Erwägung zu ziehen. Es solle die deutsche Regierung zudem eine besondere Unterstützung gewähren, da die Gefahr bestehe, dass französische und englische Konzessionsgesuche die weitere Entwicklung der Anatolischen Bahn verhindern.

Dem Sultan war nämlich eingeredet worden, Baron von Hirsch wolle über die Deutsche Bank nach dem missglückten Projekt der jüdischen Besiedelung von Palästina Anatolien in eine deutsch-jüdische Kolonie verwandeln. Auch eine von den Franzosen erwünschte Mitverwaltung in der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft wurde von deren Direktion schärfstens abgelehnt, da man in dieser Hinsicht mit den Engländern bereits schlechte Erfahrungen gemacht habe. Auch zwischen von Siemens und von Kühlmann kam es zu Meinungsverschiedenheiten, weil bei der Ausführung der Angora-Linie zwischen der Direktion der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft und der französischen Baugesell-

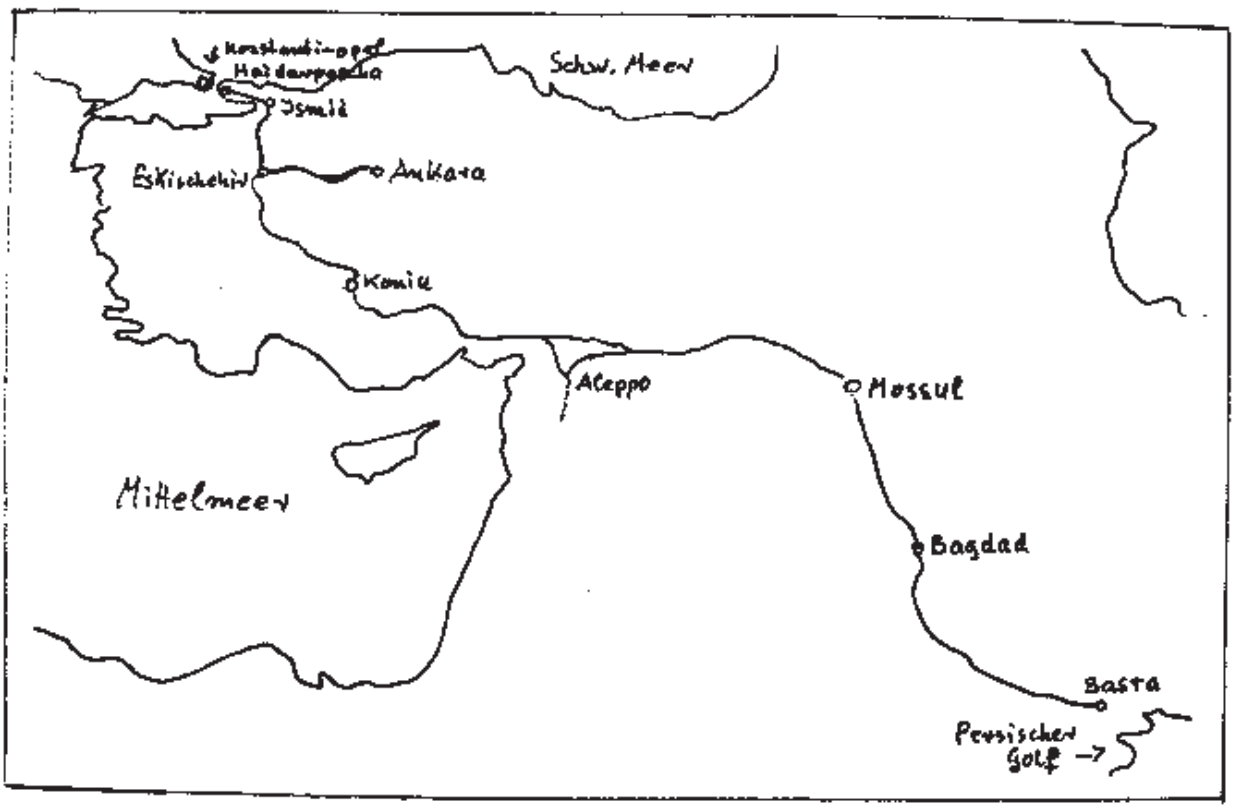
Kopfbahnhof: der Transbalkanischen Bahn in Konstatinopel (Endstation des „Orient-Express)

Kopfbahnhof der Anatolischen Bahn in Haidar Pascha („Eingangstor nach Kleinasien“)



Eisenbahnbau im Osmanischen Reich:
- Anatolische Eisenbahn

- Bagdadbahn



schaft unter Otto Kapp das Vertrauen abhanden gekommen war. Von Kühlmann erklärte deshalb: „Ich will mit keiner Baugesellschaft zu tun haben, die mich gezwungen hat, Advokaten zu konsultieren."

Schließlich fand sich von Siemens bereit, die Bildung eines deutschen Finanzkonsortiums für den Bau der Eisenbahn Eskischehir-Konia in die Hand zu nehmen, nachdem er noch am 03.01.1893 an von Kühlmann geschrieben hatte, dass bis zur Erlangung der Baukonzession (15.02.1893) seitens der türkischen Regierung angesichts der englischen und französischen Widerstände „unser beiderseitiger Gleichmut auf gleichem Niveau bleiben möge". Doch wurde von England zugunsten seiner weiteren Einflussnahme in Ägypten eine einvernehmliche Lösung mit Deutschland erzielt, wenn auch die englische Presse die Vorgänge mit der Frage „Germany in Asia Minor?" unfreundlich begleitete. Die Konzession für die Bahn von Ankara nach Kayseri erhielt die Deutsche Bank zu der für den Bau nach Konia dazu, wovon die Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft aber keinen Gebrauch machte.

Infolge des Ausscheidens der französischen Baugesellschaft wegen des chauvinistischen Gegensatzes zwischen Frankreich und Deutschland wurde 1894 die „Gesellschaft für den Bau der Eisenbahn Eskischehir-Konia GmbH" gegründet, deren technische Leitung vor Ort in den Händen des bisher schon tätigen Baurats Ernst Mackensen lag, der vom preußischen Ministerium der Öffentlichen Arbeiten für die Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft zur Verfügung gestellt worden war. Aber von Siemens hätte Projekte in dieser Größenordnung und von dieser Bedeutung lieber auf einer internationalen Basis durchgeführt wissen wollen.

Mit der Fertigstellung der Strecke bis Konia am 20.07.1896 - u. a. mit einer von der Firma Holzmann eigens konstruierten „Gleislegemaschine" einige Wochen vor Ablauf des vertragsmäßigen Termins - verfügte nun die Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft über ein eingleisiges Netz von ca. 1020 Kilometern, sodass der zentrale Teil Kleinasiens von Ankara bzw. Konia aus mit Haidarpascha und jenseits des Bosporus von Konstantinopel weiter mit dem europäischen Eisenbahnnetz (z.B. nach Berlin oder Paris) verbunden war.

Zudem schloss die türkische Regierung 1907 mit der AEBG einen Vertrag, wodurch in umfassender Weise Anlagen zur Bewässerung der Ebene in der Umgebung von Konia erstellt werden konnten. Eine Verbesserung der Landwirtschaft sowie des Lebensstandards der Bevölkerung in Anatolien war die Folge. Und als nach Auflösung des Osmanischen Reiches in der Folge des 1.Weltkrieges Mustafa Kemal Atatürk eine neue, der Bedrohung durch die englische Flotte und die griechische Armee entzogene Hauptstadt der Türkei suchte, wählte er 1923 den damaligen Marktflecken Ankara (Angora) im Innern des Landes, weil hier auch die Eisenbahn aus Istanbul/Konstantinopel - die „Anatolische Eisenbahn" - endete.

Die Familie 0tto von Kühlmanns

Aus der Ehe Otto von Kühlmanns gingen fünf Kinder hervor: Der 1. (1871) und der 4. (1883) Sohn wurden in München, der 2. Sohn (1873) und ein Zwillingspaar (1878) in Konstantinopel geboren. Der älteste Sohn, Oskar, verlor als Kind infolge einer „besonders schwer[en]" Krankheit das Gehör. Der zweite Sohn, Richard (1873-1948), machte eine herausragende Karriere im diplomatischen Dienst mit Stationen seines Wirkens in St. Petersburg, Teheran, London, Tanger, Washington, Den Haag, erneut London, Stockholm und Konstantinopel. Schließlich suchte er in seiner Funktion als Staatssekretär im Auswärtigen Amt 1917/18 (d. i. Außenminister des Deutschen Reiches) in Brest-Litowsk – jedoch ohne Erfolg - mit Russland einen Frieden ohne Diktat zu erreichen, womit der 1.Weltkrieg im Osten hätte beendet werden können. Und weil er sich im Juli 1918 in einer Reichstagsrede gegen den Durchhaltebefehl der Obersten Heeresleitung (OHL) für eine Beendigung des Krieges mit den Westmächten aussprach, musste er - insbesonders unter dem Druck Ludendorffs - zurücktreten. Danach betätigte er sich aufgrund der Heirat mit seiner ersten (1917 verstorbenen) Frau Marguerite, geb. Freifrau von Stumm auf Ramholz, in den Unternehmen der Familie von Stumm u. a. als Aufsichtsratsvorsitzender der Neunkirchner Eisenwerke AG, wozu eine Zeitlang auch die „Bayerische Pflugfabrik" in Landsberg gehörte.

In Konstantinopel wohnte die Familie Otto von Kühlmanns in dem „stattlich[en] Haus, Nummer 9, Rue d'Aléon, [...] in einer Nebenstraße der großen Perastraße gelegen. [...] Sein Bureau war weit drüben in Stambul, in der Nähe des Bahnhofes". Trat anfangs die Familie von Zeit zu Zeit mit dem Schiff um Griechenland herum und ab Triest mit der Bahn oder „mit dem Schiff nach dem Schwarzmeerhafen Varna und von da [...] mit dem Donaudampfer bis Orsova [östlich Belgrad], oder später mit der Bahn" die große Reise nach Deutschland an, so übersiedelte wegen des Schulbesuchs der Kinder die Mutter nach München, wo sie in einer Mietwohnung Ecke Odeonsplatz/Briennerstraße und später Theatinerstraße 18/1 wohnte, im Sommer jedoch „ein möbliertes Haus am Starnberger See zu mieten [pflegte], und zwar meistens in Tutzing". Während dann der Vater zu seiner Arbeit in Konstantinopel in einer Junggesellenwohnung zu „hausen" pflegte, verbrachte er in den Sommermonaten einen längeren Urlaub in Deutschland, „mehrfach in Bad Kreuth". Und in seiner Vaterstadt Landsberg „wurde er nicht müde, [mit seinem Sohn Richard] Straßen und Winkel aufzusuchen, in denen er als Kind gespielt [hatte]. Das stattliche Haus [Herkomerstraße 114], in welchem sein Vater viele Jahre lang als Amtmann geherrscht - eine steinerne Gedenktafel erinnert [...] an diese Zeit -, zeigte er oft mit Freude und Stolz".

Die sehr musikalisch veranlagte Frau von Kühlmann-Redwitz (so später ihr Name) komponierte seit ihrer Rückkehr nach München mit Hingabe, wobei sie besonders Lieder von Karl Stieler vertonte, die in Konzerten gesungen wurden. Von ihr stammt auch ein Kochbuch mit dem Titel „Tafel-Freuden" (2., vermehrte Auflage, München 1911), worin sie „800 ausgewählte Rezepte der nationalen und internationalen feinen Küche [für den erhofften] zahlreichen Leserinnenkreis" zusammenfasste.

Otto von Kühlmanns Stiftungen in Landsberg

Da der katholische Landsberger Stadtpfarrer und Dekan Joseph Martin (gest. 1894) begonnen hatte, die Seitenkapellen der Stadtpfarrkirche „Mariä Himmelfahrt" mit gemalten Fenstern schmücken zu lassen, und der Stadtmagistrat seinem Beispiel gefolgt war, legte Bürgermeister Arnold auch seinem Freund Kühlmann nahe, zur Ausschmückung der Kirche beizutragen. Den „auf fruchtbaren Boden" gefallenen Gedanken aufgreifend stiftete dieser 1889 mit dem Kostenaufwand von 4000 Mark ein 1888 von Konstantinopel aus in Auftrag gegebenes, von der „Mayer'sche[n] Königl. Hofkunstanstalt" in München geschaffenes buntes Glasfenster, „welches im südlichen Trakte [d. i. Seitenschiff] der Kirche in der Nische des zweiten Altars vom Hochaltar gerechnet" angebracht werden sollte. Der Grund liege darin, schreibt er als „Generaldirektor der kleinasiatischen Bahnen" am 07.12.1888 aus Konstantinopel an Bürgermeister Arnold, „daß meine Eltern, die Rentbeamtensgatten Leonhard Kühlmann u. Rosa Kühlmann geb. Gräfin Verri della Bosia 30 Jahre vom Jahre 1834 bis 1864 in Landsberg waren, daß ich u. meine beiden nachfolgenden Brüder Ernst und Max dort geboren sind, daß mein Vater Ehrenbürger

Von Otto von Kühlmann gestiftetes Fenster in der Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt

[sic!] der Stadt Landsberg war, und daß meine Familie von Seite[n] der Bürger Landsberg's nur Angenehmes und Liebes erfahren hat". Das seien auch die Gründe der Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, „die nur mit meinem Tode erlöschen wird".

Auf dem Fenster wünschte er die Szene „Christus am Ölberg" abgebildet, vor deren Vorbild in einer Nische an der Choraußenwand der Friedhofskirche „oft meine unvergeßliche Mutter mit uns Kindern" Trost gefunden habe; deshalb wolle er auch folgende Worte beigefügt haben: „Möge der Anblick dieses Bildes bekümmerten Herzen Trost gewähren!" Auf dem Kirchenfenster bilden die vorherrschenden, leuchtenden Farben in verschiedenem Rot, in Blau und Gelb der Gewänder der biblischen Gestalten und des sie umgebenden gotisch gestalteten Rankenwerks einen Gegensatz zu dem im Hintergrund blaugrauen, bedrohlich wirkenden Himmel, vor dem seitlich rechts schon innerhalb der Gartenmauer eine den Lanzen tragenden Soldaten voranleuchtende Fackel die nahende Verhaftung des in der Bildmitte knienden, im Gebet die Hände ringend in die Höhe hebenden Christus ahnen lässt, wobei ein vor ihm schwebender Engel den Kelch reicht, die Jünger im Vordergrund darunter aber schlafen. Dachte Otto Kühlmann an die beim Eisenbahnbau auf dem Balkan während der kriegerischen Ereignisse selbst erlebten Gefahren, dass er den ursprünglichen Wortlaut zu „[...] Trost spenden in schweren Stunden" abänderte?

Eine weitere Stiftung Kühlmanns galt der neuen, am 18.10.1914 eingeweihten evangelischen „Christuskirche" in Landsberg: eine Turmuhr für 1000 Mark. Sie wurde als „ein schönes und gut gehendes Werk [...] von Neher, München geliefert [...] und schon während des [1.Welt-] Krieges aufmontiert". Diese Kirche steht an der nach Otto von Kühlmann benannten Straße.

Ehrungen

Otto von Kühlmann war bis Juni 1897 als Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahngesellschaft in der Türkei tätig. Doch blieb er nach seiner Rückkehr nach München noch bis zu seinem Tod Mitglied in deren Aufsichtsrat, zuerst als Generaldirektor a. D., dann ab 1905 als Mitglied des Aufsichtsrates der Bayerischen Vereinsbank, in deren Vorstand Emil von Hirsch (1837-1917), ein Bruder von Moritz von Hirsch, Mitglied war. Während Georg von Siemens im November 1899 von Kaiser Wilhelm ll. in den erblichen Adelsstand erhoben wurde, hatte Otto Kühlmann am 23.12.1888 von Prinzregent Luitpold von Bayern das persönliche Adelsprädikat als „Ritter" in Verbindung mit dem Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone in Würdigung seiner Verdienste um die Vollendung der Bahnlinie Wien-Konstantinopel unter Moritz von Hirsch erhalten (Immatrikulation im Königreich Bayern bei der Ritterklasse am 08.02.1889). Außerdem waren ihm türkische, preußische, österreichische, russische, sächsische und bulgarische Orden verliehen worden.

Mit dem Ehrenbürgerrecht der Stadt Landsberg am Lech wurde er „übereinstimmend und einstimmig" durch die bei-

den städtischen Kollegien am 08.07. bzw. 20.08.1889 mit Wirkung vom 02.09. ausgezeichnet „in Würdigung der vielen und großen Verdienste [...] um das Gemeinwohl seiner Vaterstadt". Der Geehrte empfand, wie er im Dankesschreiben vom 06.12.1889 aus Constantinopel an den „Hochgeehrte[n] Magistrat der Stadt Landsberg" bekennt, diese ihm erwiesene Auszeichnung als „ein neues Band, welches mich an Landsberg fesselt".

Bedingungen für persönliche und erbliche Nobilitierung

Im 19.Jahrhundert vollzog sich durch die Industrialisierung auch in Deutschland ein Modernisierungsschub. Eine bedeutende Rolle spielte dabei das Bürgertum; ein sozialer Wandel war die Folge. War bisher das Bestreben um Aufstieg in der gesellschaftlichen Rangordnung ausgeprägt in den Kreisen, die als Beamte oder im Heer dienten, so suchten nun auch diejenigen Anerkennung, die im Bereich von Technik und Wirtschaft erfolgreich waren. Annahme adeliger Denk- und Lebensformen war die Folge. Darüber hinaus ermöglichte Heirat Zugang in die unteren Schichten des Geburtsadels. Dankbar erzeigte sich der, den der Monarch infolge besonderer Leistung der Nobilitierung für würdig erklärte. Dabei gab es die Verleihung des persönlichen oder erblichen Adels mit verschiedenen Abstufungen.

Mit dem Adelsprädikat für ihn und in der Folge für seine Familie wurde aufgrund seiner herausragenden Verdienste auch Otto Kühlmann ausgezeichnet. Doch waren damit jeweils Verpflichtungen und ein aufwendiger Verwaltungsakt verbunden. Otto Kühlmann wurde am 23.12.1888 auf seine Person bezogen als „Ritter" (eine Stufe zwischen dem unbetitelten Adel und dem „Freiherrn") in den Adelsstand erhoben. Dieser Vorgang bedurfte der Eintragung in die Adelsmatrikel bei der Ritterklasse, was sich von Kühlmann durch einen Brief vom 16.01.1889 aus Constantinopel an seinen bayerischen Landesherrn in folgenden devoten Worten erbat: Nachdem Luitpold als „Allerdurchlauchtigster Prinz und Regent, Allergnädigster Regent und Herr [...] unter dem 23.Dezember [...] Sich bewogen befunden haben, den allerunterthänigst treugehorsamst Unterzeichneten mit dem Ritterkreuze des Koeniglichen Verdienst-Ordens der Bayerischen Krone zu begnadigen, so wagt derselbe [...] die allerehrfurchtsvollste Bitte zu stellen: ‚Euere Koenigliche Hoheit wollen Allergnädigst dessen gebührenfreie Eintragung bei der Ritter-Klasse der Adels-Matrikel zu genehmigen geruhen.' In allertiefster Ehrfurcht verharrt Euerer Koeniglichen Hoheit [...] Otto Kühlmann."

Vorgelegt werden musste hierzu auch der am 12.Januar 1889 ausgestellte Geburts- und Taufschein, worin aus einem späteren Anlass durch eine humorvolle Rückfrage von Kühlmanns am 21.März 1893 („so war ich sehr erfreut, plötzlich um zwei Tage jünger geworden zu sein") nachträglich über das Ministerium des Äußeren beim katholischen Pfarramt in Landsberg das Geburtsdatum vom 28. auf den 26. November zurückdatiert werden musste („...und sehe nun mit Schrecken, dass ich wieder zwei Tage älter geworden bin [...] Ich überlasse es nun Ihnen festzustellen, wann ich geboren bin!") Ebenso war der (auch am „12.Jänner 1889" ausgestellte) Trauschein verlangt, aufgrund dessen der „k. Advokat von hier" und „Frl. Anna von Redwitz, k. Kämmererstochter von hier" am 11.August 1870 in der „Stifts- und Stadtpfarrkirche zum heil. Bonifazius in München nach katholischem Ritus getraut" ausgewiesen sind.

Am 01.05.1892 richtete Otto von Kühlmann aus Konstantinopel an den Prinzregenten Luitpold die weitere Bitte, „auch seinerseits in den erblichen Adelsstand erhoben zu werden und den ihm von Euerer königlichen Hoheit Allergnädigst verliehenen persönlichen Adel auch auf seine Kinder übertragen zu können", wozu er als „die gesetzlichen Voraussetzungen eines solchen Gnadenaktes für seine Person" aufzählt: „In den zwanzig Jahren [...] als Leiter bedeutender Eisenbahnunternehmungen in der Türkei"

- sei „es sein stetes Streben gewesen, seinem Vaterland Ehre zu machen und sich seinen Landsleuten [...] nützlich zu erzeigen"
- habe der Prinzregent (1888) mit der Verleihung des Ritterkreuzes des Verdienstordens der Bayerischen Krone Kenntnis genommen von „seiner Wirksamkeit und von seiner treuen Anhänglichkeit an Bayern, dem fortgesetzten Wohnsitz seiner Familie"
- Es sei ihm „zu gemeinnützigen Zwecken beizutragen" vergönnt gewesen, und „seine diesbezüglichen Stiftungen" hätten die wohlgefällige Anerkennung gefunden
- Auch würden seine „Vermögensverhältnisse [...] der Familie ein dem adeligen Stande entsprechendes Auskommen auf längere Zeit gewährleisten",
- wie denn auch die „gesellschaftliche Stellung, welche er im Ausland und welche seine Gattin in München genießt", auch vom Prinzregenten „anerkannt werden dürfte"
- Außerdem erwähnt er, dass seine Mutter und seine Frau von adeliger Abstammung seien und „mit mehreren bayerischen adeligen Familien [...] in nahen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen" stünden.

  Aufgrund dessen musste ein solcher Bittsteller zusätzlich beurteilt werden, wozu am 08.05.1892 in Konstantinopel eine Art Visitation stattfand. Folgende Erkenntnisse werden hierbei zusammengetragen:
- Otto von Kühlmann sei „von seiner Vaterstadt Landsberg in die Kammer der Abgeordneten gewählt" worden.
- Seine „Umsicht und Thatkraft, ebenso wie seine strenge Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit haben ihm in europäischen wie in türkischen Kreisen allgemeine Achtung und unbedingtes Vertrauen erworben".
- Er „trägt nunmehr wesentlich dazu bei, dem deutschen Einflusse ein erweitertes Feld im Orient zu erschließen".
- Er habe Hilfsbereitschaft gegenüber „seinen [bayerischen] Landsleuten in der Türkei" wie auch deutschen „Reichsangehörigen in Konstantinopel" gezeigt, wobei er „zahlreichen Bayern ein Unterkommen bei den türkischen Bahnen verschafft" und „manchen vor gänzlichem finanziellen und moralischen Untergange bewahrt" habe.
- Er habe „der an ihn herangetragenen Versuchung" widerstanden, die österreichische Staatsangehörigheit anzunehmen.
- Er habe „einen Theil der reichlichen Mittel [...] zu Stiftungen angewandt": ein kunstvolles Glasfenster in der Stadtpfarrkirche in Landsberg, „dessen Kosten sich auf 8000 M. [sic!] beliefen"

  1891 den Betrag von 20.000 M. für das k. Damenstift zur Hl. Anna in München

  25.000 M. (am 6.April 1892 [!] von Konstantinopel aus) zur „Förderung der Kunst" (In der Folge erging vom k. Staatsministerium des Innern für Kirchen und Schulangelegenheiten betreffs des Ankaufs eines Aquarells von Hubert Herkomer [!l für die Pinakothek eine Mitteilung an die Fondsverwaltung, es sollen 6000 M. der von Kühlmannschen Spende in Rechnung gestellt werden, so dass beim k. k. österreichischen Hofkunsthändler H. L. Neumann in München das betreffende Bild - wie auch weitere Bilder - erworben werden konnten. Auch wurde ein Teil der Spende für das Prinz-regent-Luitpold-Denkmal in Berchtesgaden verwendet.)
- Über seine Vermögensverhältnisse wird berichtet: „Nach glaubhaften Angaben beläuft sich dessen Vermögen gegenwärtig auf mehr als eine Million Mark, ein Betrag, der ausreichend erscheinen dürfte, die Zukunft einer

Familie von drei [sic!] Söhnen und einer Tochter in der Weise sicher zu stellen, daß sie dauernd in der Lage bleibt, sich in einer höheren Lebensstellung zu erhalten, umsomehr, da der Gesuchsteller bei seinem derzeitigen sehr bedeutenden Einkommen wohl in der Lage ist, noch weitere Ersparnisse zu erzielen." (Bei der Herstellung des Kirchenfensters hatte von Kühlmann am 23.01.1889 allerdings die Annahme von sich gewiesen, da man „im Wahn befangen [sei], ich sei Millionär, womöglich mehrfacher. . .".)

Schließlich wurde Otto von Kühlmann am 01.06.1892 (immatrikuliert am 15.06.) mit seiner Familie „gegen Entrichtung der gesetzlichen Gebühren in den erblichen Adelstand des Königreiches mit dem Prädikat „von" erhoben unter Vorbehalt des von ihm bereits erworbenen persönlichen Rechtes auf den höheren Adelsrang [Ritter]". An „Gebühren pro ll. Quartal 1892" wurden „im Gesamtbetrage von 1730 M." vereinnahmt (jeweils) für das Adelsdiplom 1500 M., die Eintragung in die Adelsmatrikel 30 M. und für Diplomfertigungskosten 200 M.

Daraufhin ließ von Kühlmann in einem Schreiben vom 26.Mai 1892 aus Constantinopel an den Prinzregenten Luitpold „seinen tiefgefühlten, allerunterthänigsten Dank für diese hohe Auszeichnung Allerhöchst derselben zu Füßen [...] legen" und schloss mit der Formulierung: „In allertiefster Ehrfurcht erstirbt Euerer Königlichen Hoheit allerunterthänigster, treugehorsamster Otto Ritter von Kühlmann".

Gestaltung der Wappen

Während anlässlich der Gestaltung des Kirchenfensters von Kühlmann noch sagen konnte, dass ein Wappen darauf „unnötig und auch unmöglich [sei], da ich kein[es] besitze", infolgedessen sich dort das Landsberger Stadtwappen und das damalige bayerische Staatswappen befinden, ließ er aufgrund seiner Nobilitierung (1888) ein Wappen anfertigen, das er später (1892) zu einem Familien- bzw. Herkunftswappen abänderte. Folgender Art sind deren Gestaltung:

- das *persönliche Wappen*: Das Wappenschild ist dreigeteilt:
- Iinks: auf rotem Grund ein (für den Betrachter) aufrecht nach rechts schreitender silberner Löwe
- rechts: über hellgrauem Grund auf einem flachen grünen Hügel ein Baum, über den von links oben nach rechts unten ein gewelltes rotes Band verläuft
- darunter befindet sich auf blauem Grund ein liegender gelber Halbmond und darüber ein achtzackiger Stern

  Eine rote Nelke auf zweiblättrigem Stengel hält sowohl der im linken Feld befindliche Löwe in einer Pranke als auch in der rot-blau-goldenen Helmzier ein über den Ranken und über der Krone aufragender silberfarbiger geharnischter Ritter in der rechten Hand.
- das *erbliche Familienwappen*: Das längs zweigeteilte und nach links geneigte Wappenschild ist gespalten in einen Bestandteil des Wappens der Mutter Rosa geb. Verri della Bosia und das Landsberger Stadtwappen:
- Iinks: auf blauem Grund ein zu seiner rechten Seite blickender silberner Löwe, über dessen Kopf eine ebenfalls silberne Krone schwebt
- rechts: das Landsberger Stadtwappen: vor silbergrauem Grund steht ein rotes Kreuz auf einem dreigeteilten grünen Hügel
- Über die blau, rot und silber gefärbte Helmzier und goldene Krone erhebt sich ein ebenfalls zu seiner rechten Seite blickender silbener Löwe mit roter Zunge; in seiner rechten Pranke hält er eine rote Nelke auf zweiblättrigem Stengel.

  Bringt also das persönliche Wappen die Tätigkeit Otto von Kühlmanns im Osmanischen Reich (Halbmond!) zum Ausdruck, so weist das erbliche Wappen mit den beiden Hälften auf die Eltern von Kühlmanns und damit auf seine eigene Herkunft und die seiner Kinder hin.

Das persönliche Wappen

Das erbliche Familienwappen

Hat nun Otto von Kühlmann mit seiner und seiner Familie Erhebung in den Adelsstand die Krönung seines Lebens erfahren? Auf ihn dürfte es zutreffen, wobei er das in seiner Zeit Mögliche erreichen konnte. Doch sein Sohn Richard, der im Alter von 19 Jahren nobilitiert wurde und somit erst aus der Bürgerschicht wie ein „homo novus“ in die adelige Elite aufstieg und dort ein in hochrangiger Stellung befindliches Mitglied der Regierung wurde, musste bereits nach zweieinhalb Jahrzehnten mit dem Ende des 1.Weltkrieges auch das Ende des monarchischen Prinzips im bis dahin bestehenden Herrschaftssystem erleben. Durch den Prozess der Demokratisierung ging die Vorrangstellung des Adels und damit der durch eine Nobilitierung ermöglichte Aufstieg sogar in höchste soziale Position (Rang) und gesellschaftliche Funktion (Beruf) verloren. Seitdem ist das erhalten gebliebene „von“ nur noch als Bestandteil des Namens zu verstehen.

Otto von Kühlmanns Wesen

Überblickt man sein Leben, so lässt sich feststellen, dass Befreiung von Zwängen wie ein Gegensatzpaar sein Handeln für sich und zugunsten anderer Menschen bestimmte. Es scheint, dass dieses Bedürfnis in ihm schon geweckt wurde, als seine „unvergeßliche Mutter mit uns Kindern“ beim „Christus am Ölberg“ Trost suchte „in schweren Stunden“. Und für „seine ganze spätere politische Entwicklung“ sei dieses Prinzip bestimmend geworden, als er als Schüler in München die Märzrevolution erlebte. So pflegte er im Corps „Suevia“ (d. i. „Schwaben“) mit Studenten auch aus anderen deutschen Regionen „herzliche persönliche Freundschaft“. Außerdem nutzte er die „Muße“ seiner Militärzeit zu Auslandsreisen, um sich „politisch und wirtschaftlich“ zu bilden. Er setzte sich folglich um einer „Besserung der deutschen Zustände“ willen politisch ein für die Loslösung des Deutschen Bundes von der Präsidialmacht Österreich zugunsten eines deutschen Nationalstaates unter „Anerkennung der preußischen Führerstellung durch die süddeutschen Staaten“. Während der Zeit der Intensivierung der Landeserschließung durch die bayerischen Ostbahnen wirkte er als Landtagsabgeordneter energisch für wirtschaftliche Rentabilität der bayerischen Staatsbahnen, so dass er der Vermeidung weiterer „Verstimmung“ wegen im Eisenbahnwesen auf ein erweitertes Betätigungsfeld - im Ausland - wechselte. Beim Bau der Eisenbahnlinie Wien-Konstantinopel erlebte er - zu seinem Bedauern erneut mit kriegerischen Mitteln - die Befreiung der Balkanvölker aus der Bindung an das Osmanische Reich unter Einflussnahme Russlands. In seiner Eigenschaft als Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft war er tätig für die wirtschaftliche Erschließung des Landes, musste sich aber dabei der organisatorischen Widerstände erwehren, wurde jedoch durch „persönlich[e] Fühlung“ mit Persönlichkeiten zum „gründlichen und ruhig abwägenden Orientkenner“. Doch als Deutschland im Machtstreben in Konkurrenz trat zu den europäischen Großmächten, konnte er mit dem erreichten Ziel des Eisenbahnbaus vor der Fortsetzung als strategischer „Bagdadbahn“ ausscheiden. Betriebspersonal und Arbeiter beim Bau hatte er mitfühlend materiell und moralisch unterstützt. Die ihm für seine Leistung persönlich erwiesene Nobilitierung ließ er auch seiner Familie und seinen Nachkommen als erblich zuteil werden. Sein stetes Bedürfnis nach Befreiung von Zwängen für sich und andere schloss jedoch nicht die Liebe zu seinen Eltern und die emotionale Bindung an seine Vaterstadt aus. Die fördernde Zuwendung gegenüber seinem Sohn Richard, der darüber berichtet, hat sich daraus ergeben. Aufgrund des anhand der Belege seines Denkens, Fühlens und Handelns begründeten Charakters treffen die übertrieben nationalen Töne in den in den Zeitungen veröffentlichten Nachrufen, die den Neid anderer Nationen auf Deutschlands Größe und Leistung hervorheben, woran Otto von Kühlmann mitgewirkt habe, nicht zu. Sie zeigen vielmehr entsprechend der damaligen Geisteshaltung eine völlige Verkennung von Wesen und Wirken von Kühlmanns, so dass es berechtigt erscheint, ihn - von seiner menschlichen Entwicklung ausgehend - neu zu deuten.

Ruhestand

Die letzten Lebensjahre verbrachte von Kühlmann in München in einem von Professor Gabriel von Seidl in der Gabelsbergerstraße (Hausnummer 10 b) zwischen Barer- und Arcisstraße gegenüber der Alten Pinakothek erbauten Haus, das in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft „neuen großen Gebäuden der Partei“ weichen musste. Von Kühlmanns „ruhiges, abgeklärtes Wesen trug viel dazu bei, die Atmosphäre des Hauses harmonisch und ausgeglichen zu gestalten“, schreibt sein Sohn Richard. Als ihm der Magistrat der Stadt Landsberg „am 27. [!] November“ 1914 zum „in den nächsten [!] Tagen“ stattfindenden 80. Geburtstag gratulierte und ihm „noch viele Jahre in gesunder Frische“ wünschte, hielt er einen weiteren Besuch in Landsberg für „wohl nicht mehr möglich“, da er „infolge eines Beinbruchs nun schon 8 Monate Zimmerarrest habe“.

„Nach schwerem Leiden“ ist schließlich am 18.September 1915 der „Generaldirector der anatolischen Bahn a. D. Otto Ritter von Kühlmann [...] sanft entschlafen“. Sein Leichnam wurde auf dem Münchner Ostfriedhof „in aller Stille“ eingeäschert. Im Nachruf werden seine Leutseligkeit und „Opferwilligkeit [...], auch für öffentliche Zwecke, insbesondere für die Krankenpflege“, sowie bei Ratschlägen sein sicheres Urteil, seine reiche Erfahrung und sein scharfer Verstand hervorgehoben. Von Goethes „Faust“, seinem „Lebensbuch“, habe er sich nicht einen Augenblick getrennt gehabt.

Als vermutliche Kopie befindet sich im Landsberger Neuen Stadtmuseum „sein Bildnis in Öl nach dem im Kühlmann'schen Familienbesitz befindlichen sehr ähnlichen Portrait von [dem damals in England lebenden ungarischen Maler Philipp] László“, das den 76-Jährigen zeigt.

Der Eisenbahnbau von der Expansion der nationalen Wirtschaft zum konkurrierenden Imperialismus

Auch der Nationalismus wurde zu einer Wurzel des Imperialismus, dadurch dass die jeweilige nationale Industriewirtschaft aus Expansionsdrang sich unterentwickelten Gebieten im Ausland zuwandte. Die nationale Politik unterstützte sie dabei zunehmend und machte sie sich schließlich für ihre imperialistischen Zwecke zunutze. Inwieweit trifft diese Entwicklung auf Deutschland unter Kaiser Wilhelm ll. zu?

Aufgrund der hohen Meinung vom machtvollen Aufstieg des neuen deutschen Kaiserreiches und des Glaubens an den deutschen Sieg im 1.Weltkrieg würdigte man 1915 im Nachruf auf Otto von Kühlmann dessen Leistungen im orientalischen Eisenbahnbau als nationale Tat. Er selbst sei aber - wie Richard von Kühlmann seinen Vater beurteilt – „keineswegs ein enthusiastischer Freund des Bagdadplanes“ gewesen. Er habe im Auftrag „erst die Bahn Konstantinopel-Angora geplant und organisiert, dann später die Erbauung der südlichen Strecke Eskischehir-Konia überwacht. [...] Dem deutschen Sparer [...] sollte eine solide Bahnanlage geboten werden. [Doch] im deutschen Publikum gewann die Bagdadbahnidee viele Sympathien“. Deshalb wandte sich auch Georg von Siemens gegen die Auffassung, die „Kleinasien als deutsches Kolonisationsland“ begriff, mit dem Hinweis, dass die Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft „ein Ver-

kehrsunternehmen [sei], das durch die Aufschließung der asiatischen Türkei unserer Industrie und unseren Technikern Arbeit und Verdienst zu schaffen und auf diese Weise unserem Vaterland zu nützen suche".

Treffen dem gegenüber die ebenfalls im Nachruf auf Otto von Kühlmann erwähnten „Äußerungen, die er zu einem unserer Mitarbeiter machte", zu, dass sich „der deutsche Einfluß in Kleinasien, der durch den Bau der Bagdadbahn schon gestärkt wurde, [mit einem] lebhaften Aufschwung für unser Wirtschaftsleben [...] nach einem guten Ausgang dieses Feldzuges [d.h. des 1.Weltkrieges] zu Ungunsten des englischen und französischen noch wesentlich heben" werde? In Konstantinopel, das wegen der „orientalischen Frage" damals ein Mittelpunkt der europäischen Diplomatie war, hatte von Kühlmann mit vielen hochrangigen Persönlichkeiten gute Beziehungen. „Mit fast allen der hervorragenden Männer, welche im Laufe der Zeit in Konstantinopel zur Mehrung und Förderung von Deutschlands Macht und Ansehen tätig waren, hat Herrn von Kühlmann persönliche Freundschaft verbunden, vielleicht mit am engsten mit dem hervorragendsten aller dieser Pioniere, dem [seit 1911 preußischen] Generalfeldmarschall [Colmar] Freiherrn von der Goltz, der eben jetzt wieder [1915 wie 1895] seinen bewährten Rat in den Dienst unserer türkischen Bundesgenossen gestellt hat" (Nachruf). Für die Vollendung der Bagdadbahn aber hatte Colmar von der Goltz die Vision eines deutschen Vormarsches nach Ägypten und Indien - gegen die Engländer. Er selbst starb am 19.04.1916 in Bagdad, nachdem sich ihm als Kommandeur der 6. türkischen Armee 1916 in Mesopotamien ein anglo-indisches Expeditionskorps hatte ergeben müssen. Am Ende des 1.Weltkrieges aber musste das Deutsche Reich (wie auch die Türkei) kapitulieren.

Genozid an den Armeniern

Durch eine Verfassungsreform am 23.12.1876, die das Millet-System (d. i. arabisch: Religion, osmanisch: Nation) als eine soziale Organisationsform, die den Angehörigen einer Offenbarungsreligion wie Juden und Christen einen den Muslimen untergeordneten Status zuerkannte, bestehen ließ, aber mit dem Begriff „Osmanen" für alle - Muslime wie Nicht-Muslime - eine rechtlich-politische Gleichstellung garantieren sollte („Osmanismus"), war ein duales Rechtssystem entstanden. Die osmanische Regierung widersetzte sich allerdings der Intervention durch ausländische Staaten, wenn diesen als kollektiven Garantiemächten für die Sicherheit der orientalischen Christen die Durchsetzung der Reform nicht ausreichend erschien; sie hätte eher den konservativ-islamischen Kreisen eine „Einschränkung der Würde und Unabhängigkeit des Sultans" bedeutet. Auch erkannte die osmanische Verfassung von 1876 den Islam nach wie vor als Staatsreligion an. Die Tanzimet-(Reform-) Epoche der Jahre 1839 bis 1876 blieb dadurch weiter konfliktträchtig.

Bedauerlicherweise hat deshalb der Sultan Abd ül-Hamid ll. als Folge der Niederlage im Russisch-türkischen Krieg 1877/78 auf dem Balkan zur Vermeidung der Einflüsse der europäischen Großmächte auf osmanische Landesteile die vom Vorgänger erlassene Verfassung am 14.02.1878 für über 30 Jahre wieder außer Kraft gesetzt. Um das Auseinanderfallen des Osmanischen Reiches zu verhindern, sollte es nun durch die Ideologie des „Panislamismus" als ein einigendes Band zusammengehalten werden. Zum Erhalt der kleinasiatischen „Kernlande", wozu die Türken auch Westarmenien zählten, spielte der Sultan muslimische gegen christliche Bevölkerungsgruppen aus. So kam es unter ihm als „blutigem Sultan" - offiziell zum Schutz der Grenzgebiete vor Russland - besonders durch den Einsatz von 1891 ihm zu Ehren gegründeten, vorwiegend aus Angehörigen regierungstreuer kurdischer Stämme zusammengesetzten „Hamidiye-(Kavallerie-) Regimentern" zu Pogromen und Massakern an den Armeniern als angeblichen Feinden des Reiches, da sie sich dem christlichen Russland als Schutzmacht zugewandt hatten. Diese Gewalttaten waren Vorläufer des von den nationalistischen Jungtürken verübten Genozids an den Armeniern 1915/16, woran deutsche Reformer des türkischen Militärs beteiligt waren. Das Deutsche Kaiserreich unterdrückte Berichte und Engagements gegen den millionenfachen Völkermord, um zu verhindern, dass das Militärbündnis mit den Türken und Deutschlands orientpolitische Interessen gefährdet werden. Soll Colmar Freiherr von der Goltz, der in dem Zeitraum von 1883 bis 1896 die türkische Armee reorganisierte und zum Stellvertretenden Stabschef der osmanischen Armee aufgestiegen als „fraglos der bekannteste der Berater" des jungtürkischen Kriegsministers Enver (1913-19), „dem er seit Februar 1915 zur Seite stand, doch vermutlich der mit dem geringsten Einfluß" (Wolfgang Gust), aber als „der sehr gute Türkenkenner [...] das Täuschungsmanöver nicht erkannt" und zu denen gehört haben, die „nichts sehen und nichts hören [wollten]"?

Über die 1915/16 verschärfte Verfolgung der Armenier finden sich grauenvolle Berichte der unmittelbar am Bau der Bagdadbahn Beteiligten in den Akten der damaligen Hauptverwaltung der Bahngesellschaft in Konstantinopel (Pohl, Manfred ...: Von Stambul nach Bagdad). Von „Ausrottung der Armenier" unter „bestialischer Grausamkeit" berichtete Franz Günther, 1911-24 Vizepräsident der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft, an Arthur von Gwinner, 1894-1919 Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, und „daß die östlichen Provinzen schon jetzt armenierrein [sic!] geworden sind". Als Arbeitskräfte seien nur noch „Heeresuntaugliche" zur Verfügung gestanden. Eine Fotografie, „die Anatolische Bahn als Kulturträgerin in der Türkei darstellend", kommentierte derselbe: „Es sind das unsere sogenannten Hammelwagen, in denen beispielsweise 880 Menschen in 10 Wagen befördert werden. Sie zeigt [jedoch] eine große Zahl von Armeniern, die in einen Zug hineingepfercht worden waren." Denn „waren die Konzentrationslager [...] entlang der eben erst verlegten Trasse der Bagdadbahn überfüllt", so wurden „die Armenier in die eigentliche Wüste" gebracht (Tessa Hofmann), wo sie - wenn nicht schon auf dem Weg dorthin - brutal umgebracht wurden. Nach dem Krieg würdigten Armenier und Engländer die mildernden Hilfsmaßnahmen Franz Günthers und seiner Mitarbeiter.

Die Bagdadbahn - ein Projekt des deutschen Imperialismus

Möglicherweise ist Otto von Kühlmann 1897 nicht allein aus Altersgründen im 63. Lebensjahr nach 25 Jahren Tätigkeit im Eisenbahnbau in der Türkei als Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft nach Deutschland zurückgekehrt. Denn wie zwiespältig Deutschlands Ansehen im Ausland wurde, zeigt auch ihr weiteres Schicksal als „Bagdadbahn" im Konkurrenzdenken der imperialistischen Großmächte Europas. Das Bahnprojekt hatte nämlich einen ausgesprochen politischen Charakter angenommen. Russland missfiel zusehends das deutsche Engagement in der Türkei und es intervenierte gegen die Fortsetzung der Eisenbahn ostwärts über Ankara hinaus in sein Einflussgebiet am Kaukasus. Und mit einem Weiterbau von Konia nach Adana waren englische und französische Interessen betroffen.

Während somit Georg von Siemens zur Stabilisierung des Erreichten jede Erweiterung der Eisenbahnlinie vorläufig für unerwünscht hielt, begann - wahrscheinlich schon durch die erste Orientreise Kaiser Wilhelms ll. im Jahre

1889 - im Kampf um einen „Platz an der Sonne“ (so der Staatssekretär im Auswärtigen Amt Bernhard von Bülow im Deutschen Reichstag am 06.12.1897) mit dem Jahr 1898 eine neue Phase deutscher Orientpolitik. Schon Ende des Jahres 1897 hatten die Zusage des neuen deutschen Botschafters in Konstantinopel, Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein, zugunsten der „lntegrität des Ottomanischen Reiches“ als auch die Kaiser Wilhelms ll. während seiner zweiten Orientreise im Jahre 1898 Anlass gegeben den Weiterbau voranzutreiben. Dabei sei das Bagdadbahn-Projekt ausschließlich unter deutscher Flagge zu realisieren als ein „deutschnationales Unternehmen“. Ansatz und Zielrichtung des Bahnbaus haben sich also durch die außenpolitischen Pläne der Reichsregierung verschoben.

Zwar rief infolge des französischen Nachgebens gegenüber den kolonialen Absichten Englands bei Faschoda 1898 (Schnittpunkt zwischen britischen und französischen Expansionsbestrebungen am oberen Nil) die als möglich erscheinende Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich den Widerstand Englands hervor. Noch aber konnte unter Berücksichtigung von Kaiser Wilhelms ll. Streben nach Deutschlands wirtschaftlichem und politischem Vorteil am 24.12.1899 der kurz zuvor vom Kaiser geadelte, aber nach wie vor skeptische Georg von Siemens seitens der Deutschen Bank mit dem türkischen Minister für öffentliche Arbeiten, Zihni Pascha, zugunsten der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft eine „Bagdadbahn-Vorkonzession“ unterzeichnen, die am 05.03.1903 und mit der am 13.04.1903 gegründeten „Bagdadbahn-Gesellschaft“ für „endgültig“ galt, nachdem der Sultan sich schließlich doch mit dem Weiterbau der Bagdadbahn von Konia aus einverstanden erklärt hatte. Dadurch aber wuchsen das Misstrauen Englands sowie der Widerstand Russlands. Doch trotz der französischen Einflussnahme hielt die Ottomanbank die Zusammenarbeit mit der Deutschen Bank aufrecht.

Deutschlands Ausscheiden aus dem Bagdadbahn-Projekt mit dem Ausbruch des 1.Weltkrieges

Von Konia aus wurde bis zum Jahr 1904 nach Burgulu (nördlich des Taurusgebirges) und ab 1909 - wegen der Schwierigkeit des jeweiligen Geländes und der Materiallieferungen - an verschiedenen Stellen zugleich weitergebaut. Nach einer Pause, in der vom anderen Ende, von Bagdad her, entgegengebaut wurde, und trotz eines deutsch-britischen Vertrages zugunsten der britischen Erschließung des Mossul-Ölfeldes im Juni 1914 sowie einer im Sommer 1914 erfolgten Verständigung mit Frankreich und Russland kam der Bau während des 1.Weltkrieges endgültig zum Stillstand, sodass eine Lücke von 300 Kilometer blieb. Nachdem in der Folgezeit England (während des Krieges) vom Persischen Golf (Schatt el-Arab) aus über Basra (mit einer Abzweigung zur persischen Grenze) und weiter nördlich von Bagdad, außerdem Frankreich nach dem Krieg in seinem syrischen Mandatsgebiet östlich von Nisibin die restlichen Teilstrecken ergänzt sowie der 1932 formell selbständig gewordene neue Staat Irak ab 1936 das letzte Zwischenstück fertiggestellt hatten, war am 15. Juli 1940 das Bagdadbahn-Projekt fertiggestellt, sodass der erste Reisezug von Konstantinopel-Haidarpascha nach Bagdad fahren konnte. Ein halbes Jahrhundert war nach dem Baubeginn der Anatolischen Eisenbahn und 36 Jahre nach dem ersten Spatenstich für die Bagdadbahn vergangen.

Wäre der 1.Weltkrieg nicht ausgebrochen, hätte das Ergebnis der Verhandlungen des 1908-14 als Botschaftsrat in London akkreditierten Richard von Kühlmann mit England gelautet: Um die falsche Politik des Deutschen Reiches im Vorderen Orient zu beenden, solle Basra der Endpunkt der Bagdadbahn sein; dafür wolle die deutsche Regierung die speziellen Interessen Großbritanniens auf dem Schatt el-Arab anerkennen.

Bahnhof von Ceyhan (östlich von Adana) an der Bagdadbahn-Strecke

Aber der 1.Weltkrieg hat nicht nur die politische Landschaft Europas, sondern auch die politische und geographische Situation des Osmanischen Reiches vollständig verändert. „Mit dem Ersten Weltkrieg ging auch im Vorderen Orient eine Epoche zu Ende“, indem sich dort neue Staaten bildeten. So musste 1928 die Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft, die zugleich die Verwalterin der Bagdadbahn-Gesellschaft war, die Strecken, rollendes Material, Inventar, Grundbesitz, Wertpapiere, Forderungen und Rechte an die unter Mustafa Kemal Atatürk neu entstandene Republik gegen Zahlung eines Kaufpreises in Annuitäten bis zum Jahr 2002 abtreten; jedoch nach Abzahlung eines Teilbetrages wurde das Abkommen mit dem 2.Weltkrieg nichtig. Auch die Abzahlungen für die Verkäufe seitens der Deutschen Bank an die türkische Regierung waren 1933 mit der Liquidation der „Bank für Orientalische Eisenbahnen“ in Zürich geendet. Die Strecken auf irakischem Gebiet gingen bei der Gründung des Staates entschädigungslos in dessen Besitz über.

Abschied von der Bagdadbahn?

Das spektakuläre Unternehmen „Bagdadbahn“ ist Geschichte. „Wenn es auch heute nicht mehr möglich ist, den Ertrag einzelner Projekte genau zu berechnen, so geht doch aus Aufstellungen der Deutschen Bank von 1924 hervor, daß sich für die Bank die Eisenbahnunternehmungen im Orient - vor allem die Linien [der unter der Leitung von Otto von Kühlmann gebauten Anatolischen Eisenbahn] von Konstantinopel nach Ankara und von Eskischehir nach Konya - finanziell gelohnt hatten.“ (Manfred Pohl) Doch die erwartete wirtschaftliche Bedeutung als Ganzes sei geringer zu beurteilen als die einiger Teilstrecken. Heutzutage aber finde sie als kaum rentable Staatsbahn noch Verwendung, wenn auch die Bahnstrecke selbst dem Touristen viele Abenteuer bieten könne. Oder existiert sie nur noch als Phantasievorstellung im Sinne von Karl Mays Erzählung „Von Bagdad nach Stambul“ oder im Film „Mord im Orient-Express“ nach Agatha Christie’s Kriminalroman? Die Bagdadbahn als Ganzes - eine Eisenbahnverbindung zwischen Europa und Vorderasien - ist durch die Entwicklung moderner Verkehrsmittel überholt. Aber einer Pressemeldung zufolge fuhr im August 2000 auf einer Teilstrecke von ihr „zur Verbesserung der arabischen Bruderschaft“ nach einem erneuten Krieg wieder „ein Zug aus der irakischen Stadt Mossul (die 683 km lange Strecke) in die nordsyrische Stadt Aleppo“ und in Gegenrichtung; weitere würden „wöchentlich“ verkehren.

Zwar war im Rückblick - wie auch schon nach damaligem Urteil - die Fortführung der Strecke mit dem Endziel Bagdad bzw. Basra (im britischen Interessengebiet am Persischen Golf) „ein politischer Fehler und ein wirtschaftlicher Unsinn“, den nach der Zeit von Kühlmanns vorrangig nach Weltmacht strebende Politiker zu verantworten haben. Doch lässt sich ebenfalls, aber in anderer Hinsicht unter politischem Gesichtspunkt auch mit dieser legendären Bahn der Blick auf den Vorderen Orient in unserer Gegenwart richten. Von neuem aktuell ist nämlich die Intensivierung der Verbindung zwischen Europa und dem Orient: Einerseits ist das NATO-Land Türkei bestrebt, Mitglied in der EU zu werden. Dazu muss sie sich jedoch wieder zuerst politisch und wirtschaftlich stabilisieren. Es lenken aber andererseits auch militärische Aktionen und Kriegsgefahren die Aufmerksamkeit auf die Länder des Vorderen Orients. So könnte der damalige Eisenbahnplan, u. a. zum Zwecke der „wirtschaftlichen Entwicklung“, dazu verhelfen, dass vorrangig Völker verbindende und Frieden stiftende Projekte sich in dieser Region durchsetzen.

Otto von Kühlmanns Lebenswerk als Mahnung

Otto von Kühlmann hat, sicher auch aufgrund der euphorisch stimmenden Vorstellungen seiner Zeit, mit seinem Lebenswerk, der Vollendung der Eisenbahnlinie im europäischen Teil des Osmanischen Reiches und vor allem dem Neubau der Eisenbahnverbindung von Haidarpascha bzw. Ismit nach Ankara und Konia, der „Anatolischen Eisenbahn“, mit Hilfe deutschen Kapitals buchstäblich der deutschen Wirtschaft neue Wege und damit neue Absatzmärkte geschaffen und durch seinen Beitrag zur Verkehrserschließung der anatolischen Bevölkerung Entwicklungshilfe zu besseren Lebensbedingungen geleistet. Doch zunehmend bemächtigte sich die auf wirtschaftliche und strategische Expansion im Vorderen Orient bedachte deutsche Außenpolitik mit weiterer Unterstützung durch die Banken - und nicht mehr nur die Politik des Sultans des Osmanischen Reiches - des Eisenbahnprojekts und vertiefte dadurch die Rivalität mit anderen europäischen Staaten im Streben nach Weltherrschaft. An dem in der ersten Hälfte des 20.Jahrhunderts dadurch mit verursachten Missbrauch der Eisenbahn in menschenverachtender Weise in der Türkei (Genozid an den Armeniern) und besonders aus rassenideologischen Gründen von Deutschland ausgehend in Europa („Endlösung der europäischen Judenfrage“) hat Otto von Kühlmann keinen Anteil. Die Hybris der Zeit nach seiner Tätigkeit hat durch den Fortschrittsglauben technischer Machbarkeit auch kriegerischer Mittel zugunsten des Machterwerbs die Menschheit in größte Ängste versetzt und vielfach ins Verderben gestürzt. Dass wir deshalb die ethisch-moralischen Grenzen der wissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten bedenken, dazu könnte auch angesichts der nach Otto von Kühlmann benannten Straße in Landsberg am Lech die Erinnerung an seine Person und sein Werk in unserer Zeit und in Zukunft als Lehrbeispiel aus der Geschichte dienen.

„Wahr ist, daß wir für diese Gegenwart aus dem Studium der Vergangenheit keine praktischen Ratschläge zu gewinnen vermögen. Eine jede Zeit muß für sich selber sorgen, ihre eigenen Abenteuer bestehen. Sie haben unter anderen Bedingungen gelebt, die Menschen [...]; wenn sie auch noch gar nicht so lange tot sind, wie fremd würde das, was wir heute haben, ihnen sein. [...] Glaubt aber trotzdem nicht, daß die Vergangenheit tot ist. Sie wacht auf, sie lebt, sobald man sich in sie vertieft. Ihr Studium ist immer interessant. [...] Aber so, daß wir [darin] den Menschen kennenlernen und dadurch auch uns selber; [...] die Herkunft der Gegenwart. Wie die Geschichte arbeitet und wie die einzelnen sich in ihr bewährt haben oder nicht; wie sie das Gute wollten und irren mußten, eingefangen wurden in Konflikten, die sie nicht lösen konnten. Und was sie recht machten. [...]” (Golo Mann a.a.O., S. 971)

Quellen:

Geburts- und Taufregister des Pfarrarchivs
"Mariä Himmelfahrt" in Landsberg am Lech

Chronik der evangelischen Kirchengemeinde
(Christuskirche) in Landsberg am Lech

Sippen- und Ahnenbuch Kühlmann.
Bearbeitet von Joseph Schmitt, Amberg/ Oberpfalz 1944
(Maschinenschrift)

Materialien
des Stadtarchivs in Landsberg am Lech
des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München
des Historischen Instituts der Deutschen Bank
in Frankfurt am Main
in Osmanischen Archiven in der Türkei

Sitzungsprotokolle des Bayerischen Landtags
im Landtagsarchiv in München

Literatur (in Auswahl):

Neue Deutsche Biographie. Hrsg.
von der Historischen Kommission bei der Bayerischen
Akademie der Wissenschaften. Berlin
1972: 9.Bd.: Moritz von Hirsch; 1982: 13.Bd.:
Otto von Kühlmann

Genealogisches Handbuch des in Bayern
immatrikulierten Adels. Hsg.:
Vereinigung des Adels in Bayern. Bd.VI, München 1957

Genealogisches Handbuch desAdels. Adelslexikon
Bd.VII, 1989

Kühlmann, Richard von: In Memoriam Otto von Kühlmann,
Haarlem 1916. Exemplar Nr. XXII (Eine aus Nachrufen in
Tageszeitungen zusammengestellte Biographie)

Kühlmann, Otto von: Meine Erlebnisse auf politischem
Gebiete, undatierte maschinenschriftliche Aufzeichnung,
vor September 1915, auf Anregung seines Sohnes Richard
entstanden, Familienbesitz; s. Hinweis in: Markus Bußmann: Ein liberaler Konservativer, ein konservativer Liberaler - Richard von Kühlmann, die Diplomatie und die Liberalen. Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 12. Jahrgang
2000, Baden-Baden, S. 123, Anm. 4

Kühlmann, Richard von: Erinnerungen. Heidelberg 1948

Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg am Lech von
Johann Georg Arnold mit einer Geschichte Landsbergs von
F. Zwerger, München 1889

Löwenstein, Theodor: Die bayerische Eisenbahnpolitik bis
zum Eintritt Deutschlands in die Weltwirtschaft (1825-
1890). Frankfurt am Main 1927

Landsberger Geschichtsblätter, 23.Jg., 1926, Nr.2

„leben und arbeiten im industriezeitalter“:
Ausstellungskatalog des Germanischen
Nationalmuseums. Hsg. Gerhard Bott. Nürnberg 1985

Weichenstellungen. Eisenbahnen in Bayern 1835-1920.
Ausstellungskatalog der staatlichen Archive Bayerns,
Nr. 43. München 2001

Helfferich, Karl: Georg von Siemens.
Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Zeit. 3.Band,
Berlin 1923

Die Deutsche Bank: 1870-1995. Hsg.:
Lothar Gall, München 1995

Jürgen Lodemann/Manfred Pohl: Die Bagdadbahn:
Geschichte und Gegenwart einer berühmten Eisenbahnlinie.
Mainz 1988

Pohl, Manfred unter Mitarbeit
von Angelika Raab-Rebentisch: Von Stambul nach Bagdad.
Die Geschichte einer berühmten Eisenbahn.
Sonderausgabe für die Historische Gesellschaft
der Deutschen Bank. München 1999

Gust, Wolfgang: Der Völkermord an den Armeniern.
München/Wien 1993

Akcam, Taner: Armenien und der Völkermord:
Die Istanbuler Prozesse und die türkische Nationalbewegung. Hamburg 1996

Hofmann, Tessa: Annäherung an Armenien: Geschichte und
Gegenwart. München 1997

Bayerischer Geschichtsatlas. Hrsg. von Max Spindler.
Bayerischer Schulbuch-Verlag, München 1969

Großer Historischer Weltatlas. Dritter Teil:
Neuzeit. Bayerischer Schulbuch-Verlag, München 1991

Resistenz in Landsberg

Der Redakteur und Verleger Karl Neumeyer und der Nationalsozialismus*

von Manfred Dilger

Am 10.März 1933 sammeln sich am frühen Vormittag in Landsberg etwa hundert SA-Männer, mit Karabinern, Revolvern und einem - defekten! - Maschinengewehr bewaffnet. Hinter einer Musikkapelle ziehen sie durch die Straßen der Stadt und hissen am Bezirksamt in der Herkomerstraße, am städtischen Kanzleigebäude, am Rathaus, am Finanzamt und auf dem Bayertor schwarzweißrote Flaggen und Hakenkreuzfahnen. Nach einem Vorbeimarsch am Rathaus bewegt sich der Zug, gefolgt von einer großen Menschenmenge, zur Museumstraße. Vor dem Verlagsgebäude des „Oberbayerischen Generalanzeigers“, der Landsberger Zeitung, stellt sich die SA auf. Zwei SA-Führer mit Reitpeitschen und Revolvern zwingen den Chefredakteur und Verlagsleiter Karl Neumeyer auf die Straße. Dort soll er vor den versammelten SA-Leuten Abbitte leisten für alles , was er gegen Hitler und die Nationalsozialisten gesagt und geschrieben hat. Die Frau des Redakteurs eilt zu ihm auf die Straße, stellt sich neben ihn und wird dafür von einem der SA-Führer mit der Reitpeitsche bedroht. Karl Neumeyer gelingt es , so zu tun, als ob er seine Artikel zurücknehme und bereue, indem er verspricht, er werde es in Zukunft unterlassen, solche Artikel zu schreiben - ohne wirklich eine Abbitte zu leisten. Die SA lässt sich täuschen und zieht wieder ab.[1]

Neumeyer und der „Oberbayerische Generalanzeiger“

Karl Neumeyer war damals „Hauptschriftleiter“ (Chefredakteur) des in seiner Verlagsanstalt erscheinenden „Oberbayerischen Generalanzeigers“. Am 17.Februar l890 in Stuttgart geboren, war er 1907 mit seiner Familie nach Landsberg gekommen. Sein Vater, Martin Neumeyer, hatte am 15.April 1907 den dort erscheinenden „Oberbayerischen Generalanzeiger“ mit der Buchdruckerei erworben. Der Vorgänger Anton Sichler hatte den „Generalanzeiger“ zu einem Parteiblatt der katholischen Zentrumspartei gemacht, während das von Franz Xaver Kraus herausgegebene „Landsberger Anzeigeblatt“ den Liberalen nahestand. 1912 gründete Martin Neumeyer die Landsberger Verlagsanstalt, in der neben dem „Oberbayerischen Generalanzeiger“ auch das „Landsberger Tagblatt“ - seit 1911 Nachfolger des „Landsberger Anzeigenblatts“ - erschien.[2] Redakteur des „Landsberger Tagblatts“ wurde am 1.April 1913 Karl Neumeyer, der seit Juli 1907 in der Druckerei und Zeitung seines Vaters mitgearbeitet hatte. Nachdem er beim kgl.bayerischen 9.Feldartillerieregiment in Landsberg seinen Einjährigenwehrdienst absolviert hatte, übernahm er im Jahre 1912 die Redaktion der „Unterländer Volkszeitung“ in

Neckarsulm. Als er nach Ausbruch des Weltkrieges einrückte, wurden die beiden Landsberger Zeitungen im August 1914 vereinigt. Karl Neumeyer zeichnete sich in Frankreich aus, wurde Batteriechef bei der Gebirgsartillerie und kehrte als hochdekorierter Hauptmann d.R.bei Kriegsende nach Landsberg zurück. Während des Krieges hatte er seine Fronturlaube benützt, um in der Zeitung mitzuarbeiten, und übernahm im Dezember 1918 die Redaktion des „Oberbayerischen Generalanzeigers“, der nun auch zum Organ der Bayerischen Volkspartei wurde.

„Ordnungszelle Bayern“

Diese Partei war schon am 12.November 1918 als bayerischer Zweig der Zentrumspartei gegründet worden und bezog sofort Stellung gegen die Revolution, gegen Kurt Eisner und später gegen die Räterepublik. Streng föderalistisch und katholisch-konservativ mit monarchistischen Tendenzen, unterschied sie sich vom Zentrum vor allem durch ihre Ablehnung der Weimarer Verfassung und ihre Sympathien für rechte Bewegungen. So wurde sie neben den rechtsradikalen Wehrverbänden eine der Säulen der „Ordnungszelle Bayern“ und unterstützte auch die gegen die Reichsregierung in Berlin gerichtete Politik des mit diktatorischen Vollmachten ausgestatteten Generalstaatskommissars von Kahr.[3]

---

* Die Anregung zu dieser Arbeit geht aus von einer Niederschrift, die Karl Neumeyer anlässlich seines Spruchkammerverfahrens am l0.April 1947 verfasst hat (zitiert KN S...). Die dort angeführten Zeugen sind verstorben, eine Reihe der angeführten Dokumente waren in keinem Archiv mehr aufzufinden. Mein Dank gebührt den Herren Raimund und Manfred Neumeyer, die die Ausführungen ihres Vaters am 1.10.2002 ergänzt haben, ebenso Frau Kiefer für ihre Hilfe im Stadtarchiv. Zitate aus dem Oberbayerischen Generalanzeiger (OG) werden im Text mit Datumsangabe versehen.

1 KN S.16; OG 10.3.1933; Walter Drexl: Politik und Alltag. Landsberg 1920-1948. Landsberg 1998, S.27 f.; Raimund Neumeyer

2 Hans Proeger: Vom „Landsberger Wochenblatt“ zur „Landsberger Zeitung“, Landsberg 1952, S.105 ff.

3 Albert Schwarz: Die Zeit von 1918 bis 1933, in Max Spindler (Hg.): Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd.IV/1, München 1974, S.390 ff.; Manfred Treml: Geschichte des modernen Bayern, München 2000 (2.A.), S.181 ff.

Die damals in Bayern vorherrschenden nationalen und antikommunistischen Tendenzen spiegeln sich auch im „Oberbayerischen Generalanzeiger“. Nach Versailles wurde 1923 durch den Ruhreinfall die Feindschaft gegenüber Frankreich verstärkt und das bot, zusammen mit dem seit der Münchner Revolution konstant geführten Kampf gegen jede Art von Marxismus, Berührungspunkte mit den Ideen von Hitlers NSDAP. So wurde der „spontane, törichte Putsch“ vom 9.November 1923 vor allem wegen seiner dilettantischen Durchführung verurteilt, die zweifelhafte Politik der Kahr, Lossow und Seißer als Rettungstat gefeiert (12.ll.1923). Beim darauf folgenden Hitler-Prozess wurde der an „Skandal“ grenzende, „höchst unerfreuliche Verlauf“ beanstandet, „schwerste Bedenken gegen die Prozeßführung“ wurden geäußert, und der Vorsitzende wurde als „dem Prozeß nicht gewachsen“ beschrieben (8.3.1924). Die Darstellungen der Angeklagten Hitler und Genossen bezeichnete der „Generalanzeiger“ als „haltlos, irrtümlich, mißverständlich oder überhaupt als unwahr“ (15.3.1924). Und schließlich wurde „das außerordentlich milde Urteil“ kritisiert (5.4.1924). Die Entlassung Hitlers aus dem Landsberger Gefängnis wurde nicht hervorgehoben, aber erwähnt, dass es in Landsberg zu dieser Gelegenheit keine Ovationen gegeben habe (22.12.1924).

So kann man sehen, dass Neumeyer schon damals in Gegnerschaft zu Hitler und seiner Bewegung stand: „1. Politisch: Hitler bedeutete für mich einen neuen Krieg und ich kam von den Schlachtfeldern von Arras,Verdun, Somme und Champagne als Kriegsgegner zurück. 2. Weltanschaulich: Ich war und bin positiver Katholik und als solcher konnte ich mich niemals mit dem Nationalsozialismus identifizieren“ (KN S.6).

Kampf gegen Hitler

Nach Hitlers erstem öffentlichen Auftreten bei der Wiedergründung der NSDAP am 27,Februar 1925 war die BVP „diesmal entschlossen, den Kampf mit Hitler aufzunehmen und ihn nicht ohne weiteres gewähren zu lassen“. Trotz seines Legalitätsversprechens wurde er als „alter Revolutionär“ und „Jugendverführer“ charakterisiert (7.3.1925). Sein rasanter Aufstieg während der Weltwirtschaftskrise zeigte die drohende Gefahr. Sein erster großer Erfolg in der Reichstagswahl vom 14.September l930 - von 800 000 (2,6%) auf 6,38 Millionen (18,3%), in Landsberg von 257 auf 565 Wähler - alarmierte die Bayerische Volkspartei und Karl Neumeyer. In seiner Zeitung griff er in scharfen Tönen Hitler und die Nationalsozialisten an und konnte später von sich mit Recht sagen: „Dieser Kampf wurde von mir geführt, als es noch Zeit war und Aussicht bot, gegen die Nazis zu kämpfen“ (KN S.6 f.) Sehr deutlich zeigte sich das etwa bei den zwei Wahlgängen der Reichspräsidentenwahl im Frühjahr 1932, bei der Hitler gegen Hindenburg kandidierte. Neumeyer bekannte sich mit vielen prominenten Landsberger Bürgern mit seiner Unterschrift zu „Wir wählen Hindenburg“ (8.3.1932). In seiner Zeitung attackierte er den „skrupellosen Demagogen Göbbels“, Hitler wurde wiederholt als Schrittmacher des Bolschewismus, sein Bekenntnis zur Legalität als Heuchelei bezeichnet (26.2., 5.3.1932). Vor dem zweiten Wahlgang beschrieb er Adolf Hitler, der „seit einigen Tagen...ohne Besinnung, schäumend vor unüberlegter Wut im Flugzeug über Deutschland“ rast, „um seine fanatischen Anänger bis zur Siedehitze aufzuhetzen“ (9.4.1932). Auch vor der Reichstagswahl am 3l.Juli 1932, die die Stimmen für Hitler mehr als verdoppeln sollte - von 6,38(18,3%) auf 13,75 Millionen(37,3), in Landsberg von 565 auf 1138 Stimmen - setzte er seinen Kampf fort: Hitler ist „Adolf der Doppelzüngige“, „Nationalsozialismus ist Bolschewismus“, die lokalen Nazis veranstalten einen „braunen Hexenkessel in Landsberg“, ihrem Führer, dem Herrn Nieberle, wurde „unbeholfener Schreibversuch“ attestiert (28.u.30.7.1932).

Die Quittung folgte am 15.August 1932, als von SA-Leuten 23 Fensterscheiben seiner Druckerei eingeworfen wurden (16.8.32; KN S.7). Ein prominenter Nationalsozialist warnte ihn „zum allerletzten Mal“, in der Bekämpfung des Nationalsozialismus fortzufahren, sonst würde es ihm nach der Machtergreifung schlecht ergehen (KN S.7). Karl Neumeyer ließ sich allerdings nicht einschüchtern. Er warnte in seiner Zeitung weiter vor Hitler und seinen Genossen, geißelte das „brüderliche Zusammenwirken“ der Kommunisten und Nationalsozialisten beim Berliner Verkehrsstreik, „ein weithin sichtbares Alarm- und Warnsignal“ (7.11.l932), und hoffte nach der Reichstagswahl vom 6.November 1932 - bei der Hitler zwei Millionen Stimmen verlor, die Kommunisten 700 000 gewannen - , dass der „braune Bann gebrochen“ ist.

Als aber am 30.Januar 1933 Hitler Reichskanzler wurde, sah Neumeyer geradezu prophetisch, „die Ernennung dieses Kabinetts ist... ein Wendepunkt deutschen Schicksals und deutscher Geschichte, mit dessen Herbeiführung Reichspräsident von Hindenburg die vielleicht größte Verantwortung seines Lebens auf sich genommen hat...Die Nationalsozialisten arbeiten, zur Regierung gekommen, zunächst mit anderen Kräften der politischen Rechten im Kabinett zusammen, von vorneherein an dem Fernziel der Erkämpfung eines nationalsozialistischen Deutschlands festhaltend“ (31.1.1933). In den folgenden Wochen wurden ausführlich kritische Stimmen über die neue Regierung zitiert (z.B. 31.1.33) und die „Geschichtsklitterung Goebbels’“ (21.2.33) oder „Außenpolitik auf eigene Faust“ Görings (10.2.33) angeprangert. Fast jeden Tag erschienen Notizen über Zeitungsverbote, Verfassungsbrüche und den „kleinen Bürgerkrieg“, vor allem zwischen Nazis und Kommunisten, auch die vielen Störungen von Wahlversammlungen anderer Parteien durch Hitleranhänger. Aus dem Landsberger Raum berichtete er ausführlich über die Veranstaltungen der Bayerischen Volkspartei zur Reichstagswahl am 5.März, feierte Brüning, Held und Schäffer und rief zur Wahl seiner Partei auf. NS-Aktivitäten im Landsberger Raum wurden ignoriert - mit zwei Ausnahmen: „Feige Angreifer“ in Kaufering gegen die Mannschaft der Landsberger Bayernwacht, den Wehrverband der Bayerischen Volkspartei (4.3.33) sowie „Krawall“ und „wüstes Treiben“ der Hitleranhänger in einer Versammlung der BVP in Winkl (2.3.33)

Machtübernahme in Bayern

Nach der Reichstagswahl am 5.März 1933, die der Hitlerkoalition die Mehrheit brachte, übernahmen die Nationalsozialisten am 9.und l0.März handstreichartig in ganz Bayern die Macht. Das Vorgehen der SA in Landsberg, noch mehr aber die brutale Behandlung von Ministern und Parteiführern der BVP in München, von denen einige noch auf eine friedliche Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten gehofft hatten, dienten als Warnung und bewirkten, dass die Anhänger und Mitglieder dieser Partei im ganzen Land eingeschüchtert wurden.[4] Auf allen Gebieten wurde, begleitet von nationalen Parolen und Terror, die Gleichschaltung durchgeführt. Nach dem Verbot der KPD am 9.März und der SPD am 22.Juni wurden die übrigen Parteien zur Selbstauflösung gezwungen. Das spielte sich in Landsberg in der Weise ab, dass die fünf verbliebenen Stadträte der BVP (Paul Winkelmayer, Josef Rainer, Franz Xaver Egger, Josef Gossner, Josef Bischof) zusammen mit dem Ortsgruppen-

4 Klaus Schönhoven: Der politische Katholizismus in Bayern unter der NS-Herrschaft 1933-1945, in Martin Broszat u. Hartmut Mehringer (Hg.): Bayern in der NS-.Zeit, Bd.V, München 1983, S.546 ff.; auch OG, 11.3.1933

vorsitzenden Otto Schäble und dem Geschäftsführer des Christlichen Bauernvereins Heinrich Schließleder am 28.Juni 1933, um fünf Uhr morgens, im Auftrag des Innenministeriums unter Beiziehung von 11 SA-Leuten festgenommen und ins Landsberger Gefängnis eingeliefert wurden. Dort waren auch die SPD-Stadträte Karl Spanner und Michael Dreher, von denen der letztere nach Dachau gebracht wurde. Nachdem die „Schutzhaft“ am 6.Juli aufgehoben war, erklärte die Stadtratsfraktion der BVP ihren Rücktritt, worauf der 2. - nationalsozialistische - Bürgermeister „den ausgeschiedenen Herren für ihre bisherige Mitarbeit den Dank“ aussprach (7.7.33). Winkelmayer teilte am 9. und Schäble am 11.Juli mit, dass der Bezirksverband bzw. die Ortsgruppe der Bayerischen Volkspartei aufgelöst waren. Beide erklärten dem Bezirksamt gegenüber auch ihren Verzicht auf jede politische Tätigkeit und den Austritt aus allen Vereinen. Otto Schäble, als Studiendirektor Leiter der Landsberger Realschule, hatte noch während seiner Haft die Amtsgeschäfte an seinen Nachfolger übergeben müssen.[5]

Widerstand oder Anpassung?

Damit hatten die neuen Herren in den vier Monaten seit dem 9.März die Machtverhältnisse geklärt. Für die katholische Tagespresse, die bisher - wie auch der „Oberbayerische Generalanzeiger“ - als Sprachrohr der BVP gewirkt hatte, stellte sich nun die Frage, ob der Widerstand gegen den Nationalsozialismus und die Regierung fortgesetzt werden oder ob man „sich auf den Boden der Tatsachen stellen“ sollte. Was Widerstand jetzt bedeutete, hatten die Machthaber in den vergangenen Wochen überdeutlich gezeigt: Verbot oder Vernichtung der Zeitungen, Gefahr für Existenz, Freiheit und Leben der Mitarbeiter und ihrer Familien - oder Exil. Karl Neumeyer, der eine Familie mit fünf Söhnen zu erhalten hatte, wollte Zeitunng und Verlag weiterführen. Dabei wurde er durch viele Äußerungen der von ihm anerkannten Autoritäten bestärkt. Die Fuldaer Konferenz der katholischen Bischöfe Deutschlands hatte bereits am 28.März 1933 erklärt, dass nach den öffentlichen und feierlichen Erklärungen Hitlers der Episkopat darauf vertraue, dass die früheren „allgemeinen Verbote und Warnungen nicht mehr als notwendig betrachtet zu werden brauchen“ (29.3.1933). Am 4.Mai 1933 verlangten die bayerischen Bischöfe: „Niemand darf jetzt aus Entmutigung und Verbitterung sich auf die Seite stellen und grollen...Niemand soll sich der großen Aufbauarbeit entziehen, es darf aber auch niemand zurückgestoßen werden“ (5.5.1933). Die Politik einer behutsamen Anpassung wurde durch die deutschen Bischöfe also geradezu gefordert, aber unter Wahrung der Rechte von Kirche und Religion. So erklärte der Erzbischof von Bamberg, Jakobus Hauck, in einem Schreiben vom 30.Juni 1933: „Die katholischen Zeitungen haben zweifellos die Pflicht, die nationale Regierung in ihrem Streben nach dem so notwendigen Wiederaufbau Deutschlands und seiner geistigen und wirtschaftlichen Erneuerung aufrichtig und nachdrücklich zu unterstützen, es bleibt ihnen aber auch die große Aufgabe, „mit den Tagesbotschaften den katholischen Geist in die Seelen ihrer Leser zu leiten und die Ereignisse des Menschenlebens und Weltgeschehens am Maßstabe des Christentums zu messen und im Spiegel der Ewigkeit zu beschauen“ (Hirtenbrief des deutschen Gesamtepiskopats von 1933). Die katholische Tagespresse ist daher „ein unentbehrliches und unersetzliches Mittel zeitgemäßer Seelsorge, auf das die Kirche unter keinen Umständen verzichten kann“ (4.7.33). Das Konkordat der Regierung Hitlers mit dem Vatikan weckte noch Hoffnungen auf ein friedliches Nebeneinander von Partei und Kirche. Eine SA-Hochzeit in der Landsberger Katharinenkirche wurde vom zelebrierenden Geistlichen als „Symbol des Friedens und des Einvernehmens zwischen der weltlichen Macht des 3.Reiches und der universellen katholischen Kirche“ gedeutet (16.8.1933).

Auch die früheren politischen Führer der BVP äußerten sich in diesem Sinn, wenn Fritz Schäffer im April 1933 aufforderte, „mitzuhelfen, daß die jetzige Reichsregierung auch Arbeit und Brot dem Volke bringen, einen nationalen Aufstieg im Inneren erringen und deutsches Recht und deutsche Freiheit nach außen hin erkämpfen könne.“[6] Auf manchen Gebieten verfolgten die Nationalsozialisten Ziele, die auch andere Parteien, vor allem die BVP, immer schon vertreten hatten. So konnte der ehemalige bayerische Ministerpräsident Dr.Heinrich Held 1935, als sein „Regensburger Anzeiger“ mit Verlag von den Nationalsozialisten übernommen werden sollte, erklären: „Man wird mir zugute rechnen müssen, daß unter meiner Regierung der Kampf gegen den Kommunismus in Bayern mit äußerster Konsequenz durchgeführt wurde, so daß er in Bayern eine politische Bedeutung überhaupt nicht gewinnen konnte. Unter mir wurde zum erstenmal und für alle Dauer meiner Regierungstätigkeit die Sozialdemokratie grundsätzlich von der Teilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen.“[7] So entsprach es auch der eigenen Einstellung, wenn „Kommunistische Umtriebe“ und „Der Feind im Lande“ verfolgt wurden (26.7. u.11.8.1933). Es finden sich auch keine Einwände gegen die Anfänge der NS-Judenpolitik. Hitlers Kampf gegen die Arbeitslosigkeit und die Politik gegen Versailles, etwa in der Saarfrage oder bei der Wiederaufrüstung, fanden Zustimmung, und das war nicht nur in

Ehepaar Neumeyer mit 5 Söhnen 1930

5 Staatsarchiv München,LRA 45156 (Auflösung der B.V.P.)

6 Heinrich Wurstbauer: Lizenzzeitungen und Heimatpresse in Bayern. Diss.München l952, S.100

7 Schönhoven (Anm.4), S.612

den Jahrgängen 1933 bis 1936 des „Oberbayerischen Generalanzeigers“ zu sehen, sondern entsprach auch den Vorstellungen der BVP in der Weimarer Republik.

Differenzen konnte man allerdings nur vorsichtig zwischen den Zeilen durchschimmern lassen, wenn man nicht Zeitungsverbot oder Schlimmeres gewärtigen wollte. So stellte der „Oberbayerische Generalanzeiger“ am 6.Juli 1933 „Das Ende des Parteienstaates“ fest: „Damit ist der totale nationalsozialistische Staat erreicht.“ Als der österreichische Bundeskanzler Dollfuß von Nationalsozialisten bei einem Aufstandsversuch erschossen wurde, wurden im „Oberbayerischen Generalanzeiger“ ausführlich kritische Auslandsstimmen zitiert (27., 28. u. 30.7.1934).

Es trifft wohl zu, daß „die Motivationen dieser individuellen Anpassungspolitik sehr vielfältig waren. Ihre Spannweite reichte vom opportunistischem Karrieredenken...bis zur scheinbaren Assimilation an den Nationalsozialismus, mit dem Hintergedanken, dessen Radikalismus wenigstens im lokalen Bereich abzubremsen“.[8]

Das zeigte sich deutlich, als schon nach kurzer Zeit die Angriffe auf die Kirche begannen und das eben abgeschlossene Konkordat sytematisch unterhöhlt wurde. Wenn die entprechenden Reden der Parteiführer wörtlich zitiert wurden, konnte man sich informieren, aber sie auch demaskieren. So erklärte der NS-Staatsminister Esser vor Parteifunktionären, „die Kreise der ehemaligen Schwarzen in Bayern dürfen nicht aus dem Auge gelassen werden“. Und es sei „nachgerade ein Skandal, daß sich Kardinal Faulhaber immer noch nicht zu einem rückhaltslos offenen Bekenntnis zum neuen Staat aufgeschwungen hat und dafür Predigten über die sogenannten „sittlichen Werte des Alten Testaments“ und über das Verhältnis von ‚Germanentum und Christentum‘ hält“ (27.l.1934). Noch deutlicher wurde der Münchner Gauleiter und Innenminister Wagner, als er ausführte, dass die junge Generation in der NS-Bewegung der Garant für die deutsche Zukunft sei, um fortzufahren: „Wer seine Pflicht am Volk nicht erfüllen will, hat das Recht verloren, in Deutschland zu leben“. Auf der gegenüberliegenden Lokalseite wurde über den Kirchlichen Jugendsonntag in der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt berichtet, bei dem der Stadtkaplan Stiefenhofer „die Bedeutung der katholischen Jugendbewegung, ihre Treue zu Gott, Kirche und Vaterland darlegte“ (18.6.1934). Eine ähnliche Funktion hatte wohl die breite Berichterstattung über den Prozess gegen den bekannten Münchner Stadtpfarrer Dr.Muhler und zwei seiner Kapläne vor dem Sondergericht . Sie wurden beschuldigt, „Greuelnachrichten“ über das Konzentrationslager Dachau verbreitet zu haben. Die Informationen stammten aus dem gedruckten Erlebnisbericht des aus dem Lager geflüchteten Kommunisten Beimler (25.1.1934). Im gleichen Monat wurde über die Verhaftungen von sieben Geistlichen berichtet; ebenfalls festgenommen wurden zwei Männer, die den Versuch gemacht hatten, zwei der verhafteten Geistlichen „als die unschuldigen Opfer einer bösartigen Verleumdung hinzustellen. Diese Absicht kann nur als eine bewußte Untergrabung der staatlichen Autorität angesehen werden und muß entsprechend verfolgt werden“ (20.1.1934). Es darf bezweifelt werden, ob die ausführlichen Lobeshymnen über Dachau - von einem holländischen Priester (8.1.1934) und dem bayerischen Ministerpräsidenten Siebert in einem Brief an Himmler (31.3.1934) - die Gerüchte über das „Musterlager“ zum Verstummen bringen konnten. Auf jeden Fall hat die Politische Polizei Bayerns später alle Zeitungsberichte über „Inschutzhaftnahmen“ verboten.

Der aufmerksame Leser konnte die Distanzierungen bemerken und seine Schlüsse ziehen. Doch das beherrschende Erscheinungsbild musste dazu führen, dass die Unterschiede zur NS-Presse verschwommen und die katholische Tagespresse auch gegen ihren Willen zur Festigung des neuen Regimes beitrug. Die Alternative wäre gewesen, das Feld kampflos und vollständig den Nationalsozialisten zu überlassen. Die Anpassung Karl Neumeyers erfüllte ohne Zweifel - wie noch zu zeigen ist - den Tatbestand der „scheinbaren Assimilation“ und gehört damit zur „Resistenz“ gegen den Nationalsozialismus. Gestützt wurde sie vor allem durch die Fortexistenz der relativ unabhängigen Institution Kirche und des damit verbundenen katholischen Milieus, und sie zeigte sich vor allem im zivilen Ungehorsam und „in der innerlichen Bewahrung dem Nationalsozialismus widerstrebender Grundsätze und der dadurch bewirkten Immunität gegenüber der NS-Ideologie und Propaganda.“[9]

Kampf gegen die unabhängige Presse

Der totale Staat verlangte aber laute Zustimmung, wollte schweigende Resistenz auf die Dauer nicht dulden. Die Überprüfung der Zeitungen, die früher dem Zentrum und der Bayerischen Volkspartei nahestanden, brachte ein für die Nationalsozialisten „erschütterndes Ergebnis“: „Diese Presse entzieht sich mehr und mehr der Aufgabe, ihre Leserschaft an den nationalsozialistischen Staat heranzubringen, und dient infolge des Vorhandenseins der jetzigen Eigentümer ausschließlich einer gegen den nationalsozialistischen Staat gerichteten Kirchenpolitik.“[10] Am 7.April 1934 konnte man in der „Mainfränkischen Rundschau“ lesen: „Wir mussten eine Presse haben, die das Gedankengut der NS-Idee rein und unverfälscht vermitteln konnte...Deshalb wurde es notwendig, eine neue, im Geiste des neuen Staates wirkende Presse zu schaffen“[11]. Das am 4.Oktober 1933 erlassene Schriftleitergesetz mit seinen Ausführungsbestimmungen wurde zum Hebel, mit dem man jeden missliebigen Journalisten „wegen mangelnder Zuverlässigkeit und Eignung“ ausschalten konnte.[12] Die in der Berufsliste eingetragenen Schriftleiter waren Befehlsempfänger der Reichspropagandaleitung, erhielten täglich die „Vertraulichen Mitteilungen“, in denen die Schlagzeilen und die Aufmachung der Zeitung sowie die zu schreibenden Kommentare festgelegt waren.[13] Es wäre zum Beispiel nicht möglich gewesen, gegen die NS-Judenpolitik Stellung zu nehmen. Zeitungen, die der NSDAP nahestanden, wurden in jeder Weise begünstigt, die Zeitungen und Verlage außerhalb der Parteipresse benachteiligt und schikaniert, so dass die meisten aufgaben oder von der NS-Presse übernommen wurden. So mussten laut dem am 1.August 1933 erlassenen Gesetz amtliche Bekanntmachungen zuerst in der im Bezirk erscheinenden nationalsozialistischen Zeitung veröffentlicht werden. Dieses Recht verlor nun die Zeitung Karl Neumeyers, die schon am 17.Mai den Untertitel „Amtsblatt des Stadtrates, des Amtsgerichtes sowie der Notariate 1 und 2 Landsberg am Lech“ durch „Mit den Bekanntmachungen...“ hatte ersetzen müssen. Durch Verzicht auf seinen Vertrag durfte er zwar die Bekanntmachungen der Behörden ohne Bezahlung nachdrucken, den Honorarvertrag bekam aber die Konkurrenzzeitung „Landsberger Neueste Nachrichten“.[14] Auch im Stadtarchiv wurde der Generalanzeiger ab 1934 durch die NS-Zeitung verdrängt.

8 Schönhoven (Anm.4), S.565

9 Zur Begriffsfrage „Widerstand und Resistenz“ vgl.Martin Broszat/Elke Fröhlich: Alltag und Widerstand - Bayern im Nationalsozialismus, München 1987, S.49 ff.

10 Oron James Hale: Presse in der Zwangsjacke 1933-1945, Düsseldorf 1965, S.l63

11 Hale (Anm.10), S.112 f.

12 Karl Aloys Altmeier: Katholische Presse unter NS-Diktatur, Berlin 1962, S.27 ff.

13 (Paul Winkelmayer) Landsberger Geschichtsblätter 1951, Sp.27

14 Stadtarchiv Landsberg, Akt.III/314

„Landsberger Neueste Nachrichten“

Diese Zeitung, 1926 in Landsberg gegründet, erschien seit 1927 als Kopfblatt der in Mindelheim herausgegebenen und gedruckten „Neuesten Nachrichten für Mittelschwaben“. Politisch stand das Blatt dem Bayerischen Bauern- und Mittelstandsbund nahe, zeigte aber schon früh Sympathien für die NSDAP. Seit dem 11.April 1933 druckte sie in einer mit Hakenkreuzen geschmückten Spalte die lokalen Nachrichten und Bekanntmachungen „Aus der Bewegung“ und wurde zum „Heimatorgan der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung“. Zum Jahrestag der siegreichen Reichstagswahl erinnerte die Zeitung am 3.3.1934 in hämischem Ton an die, die bis zuletzt gegen die Nationalsozialisten geschrieben hatten. An die Adresse der Konkurrenz in Landsberg war es auch gerichtet,wenn man am 9.4.1934 lesen konnte: „Wie es heute in Deutschland keine katholische und protestantische, sondern nur eine deutsche Politik gibt, so gibt es auch nur eine deutsche Presse. Der Nationalsozialismus duldet nicht, daß an diesem fundamentalen Grundsatz gerüttelt wird.“ Doch verschmähte sie es nicht, auch einen Kirchenazeiger zu drucken - ebenso wie der „Oberbayerische Genralanzeiger“ seit August 1933 gelegentlich eine Spalte „Aus der Bewegung“ brachte. Aber das Parteiblatt zog sich wiederholt den Unwillen der NS-Behörden zu, weil es z.B. trotz Verbots über eine Fliegernotlandung bei Windach (13.11.34) und über das „Schwimmsportparadies im Flieger-Lager“ Lagerlechfeld (30.8.35) berichtet hatte.[15] Dazu kam, dass der Landsberger NS-Bürgermeister am 9.4.35 zu beanstanden hatte, dass das „ehemals schwarze Blatt... eine hiesige Zeitung, der wir das Wasser abgraben wollen, in der Lage ist, Berichte einen Tag früher zu bringen als die Zeitung der Partei“ (KN S.20).

„Neuaufbau der Landsberger Presse“

Obwohl der Bürgermeister Dr.Schmidhuber dabei noch feststellte, „Der Generalanzeiger ist nicht unser Amtsblatt und nicht das Blatt der Bewegung“, hatten die „Landsberger Neuesten Nachrichten“ nicht die besten Karten, um bei der geplanten „Bereinigung der Presselandschaft“ und dem „Neuaufbau der deutschen Presse“ die entscheidende Rolle zu spielen. Dabei ging es 1935 vor allem um die „Entkonfessionalisierung“ der deutschen Presse, also die Liquidierung der katholisch geprägten Tagespresse durch Gleichschaltung oder Ausschaltung.[16] Die Bayerische Politische Polizei führte im März 1935 eine „Prüfung der Mitgliedschaft im Reichsverband der deutschen Zeitungsverleger“ durch. Die Bezirksämter sollten „von dem Grundgedanken ausgehen, ob es verantwortet und befürwortet werden kann, dass die verlegerische Tätigkeit des N.N. auch im Rahmen des Neuaufbaus der deutschen Presse im nationalsozialistischen Staat weiterhin ausgeübt wird.“

Landsbergs Bürgermeister Dr.Schmidhuber berichtete am 8.4.1935 dem Bezirksamt über Karl Neumeyer, „verantwortlicher Redakteur“ des „Oberbayerischen Generalanzeigers“, dass dieser bis zur Machtübernahme der NSDAP als scharfer Gegner der nationalsozialistischen Bewegung aufgetreten, dann aber „wie die Großzahl der Blätter, auf den Boden der gegebenen Tatsachen“ eingeschwenkt sei. Es seien seither keine Tatsachen bekannt geworden, dass Karl Neumeyer persönlich oder in seiner Zeitung gegen die NSDAP und ihre Maßnahmen feindlich oder schädlich gewirkt hätte. Seine Berichte über Veranstaltungen und Bekanntmachungen der NSDAP zeigten „aufbauende Objektivität“, der Partei gehöre Neumeyer nicht an. Daraufhin befürwortete das Bezirksamt Landsberg am 10.April 1935 die weitere verlegerische Tätigkeit Neumeyers mit dem Zusatz, dass die Zeitung „technisch und verlegerisch vorzüglich geleitet“ sei.[17]

Lob und Tadel

Dieses Urteil wurde auch durch die Verleihung des Attributs „Vorbildlicher Kleinbetrieb“ beim sog. Leistungskampf deutscher Kleinbetriebe bestätigt. Eine Kommission der „Deutschen Arbeitsfront“ hatte den Betrieb eines Tages besucht und von den sozialen Verhältnissen der Beschäftigten, den technischen Einrichtungen, den hygienischen Verhältnissen und der Betriebsleitung den besten Eindruck bekommen. Für die Landsberger Partei war es nur peinlich, dass die Leiter der beiden ausgezeichneten Betriebe weder Parteigenossen noch Mitglieder der Deutschen Arbeitsfront waren. Bei der feierlichen Übergabe der Urkunden im Zederbräusaal erklärte der Kreisleiter von Moltke diesen Umstand als Zeichen der objektiven Durchführung des Leistungswettkampfes (KN S.3 f.). In Bezirksamt und Kreisleitung Landsbergs saßen nicht fanatische Scharfmacher, die frühere Gegner um jeden Preis ausschalten wollten.[18] Bei den Beurteilungen Neumeyers fällt aber auf, dass keine Begeisterung oder aktive Mitarbeit für den neuen NS-Staat erwähnt wird, und „Objektivität“ gilt in totalitären Regimen nicht als Lob.

Scharfer Tadel kam dagegen von der Landesstelle München-Oberbayern des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, als Neumeyer am 31.7.1935 eine Erklärung des Erzbischöflichen Ordinariats abdruckte, ohne den vorgeschriebenen Kommentar hinzuzufügen. In diesem sollte „erinnert werden, daß das der katholischen Kirche nahestehende Zentrum viele Jahren lang enge Verbindung mit dem gottesleugnerischen Marxismus einging“. Auch sollte die Erwartung ausgesprochen werden, „ob, nachdem der politische Katholizismus in Deutschland ausgespielt hat, die katholische Kirche einen strengen Trennungsstrich zwischen sich und dem Kommunismus ziehen wird.“[19] Im Falle einer Wiederholung wurde Absetzung des Schriftleiters und Berichterstattung an Goebbels angedroht (KN S.10). So hatte Karl Neumeyer keine Aussicht, seine Schriftleiterstelle zu behalten, als die beiden Landsberger Presseorgane nach langen Auseinandersetzungen am 1.März 1936 zur „Landsberger Zeitung“ zusammengelegt wurden. Wohl wegen der hervorragenden Bewertung seines Betriebes wurde er - trotz des Widerstandes von Bürgermeister und Ortsgruppenleiter gegen den „untragbaren Verleger“ und „geschworenen Feind unserer Bewegung“[20] - nicht nur Drucker, sondern auch Verleger der neuen Zeitung. Darüber, dass er bei dieser Gelegenheit aus der Schriftleiterliste gestrichen wurde, war er nicht unglücklich, da er nicht mehr die Verantwortung für den Inhalt der Zeitung übernehmen musste (KN S.11).

Heldengedenktag 1936

Wie seine politischen Gegner schon geahnt hatten, versuchte Karl Neumeyer seine Position als Verleger zu nutzen, um einige der schlimmsten Auswüchse der NS-Propaganda zu verhindern. So sollten die Zeitungen auf Anweisung des Propagandaministeriums ausführlich auf Seite 1 und 2 im Fettdruck über die sogenannten Klosterprozesse - über sexuelle Verfehlungen und Devisenvergehen von Ordensangehörigen - berichten. Neumeyer plädierte beim Chefredakteur Dr.Heile für die Aufnahme des nur für Wochenblätter erlaubten Kurzberichtes im Innern des Blattes und führte zur Begründung technische Gründe und Rücksichtnahme auf

15 Staatsarchiv München,LRA 45871

16 Altmeier (Anm.12), S.47 ff.

17 Staatsarchiv München,LRA 45871

18 Drexl (Anm.1), S.52 ff.

19 Vgl.“Landsberger Neueste Nachrichten“, 31.7.1935. Man beachte die Gleichsetzung von SPD und Kommunismus im Kommentar!

20 Bürgermeister Schmidhuber an das Gaupresseamt München, 10.3.1935 (KN S.18)

jugendliche Leser an. Als ein Pfarrer bei der Heldengedenkfeier am 9.März 1936 lobende Worte für Schlageter und Horst Wessel fand und von dem „gottseidank besiegten jüdischen Geist“ sprach, wurde dieser Teil seiner Ausführungen vom Lokalredakteur Winkelmayer nicht berichtet. Statt dessen beschrieb er lieber „eine zu Herzen gehende Ansprache“ des anderen Standortpfarrers. Dieser „verglich ihr Sterben mit dem Kreuzesopfer auf Golgatha, erinnerte an das Gottvertrauen der deutschen Soldaten und ihren festen und und unwandelbaren Glauben an Gott ... Christus ist der Herr unserer Toten, er ist unser Herr in Ewigkeit.“ Damit auch des gegenwärtigen Führers gedacht wurde, zitierte Winkelmayer noch die „Verse Schenkendorffs, die auch auf unsere Zeit passen, in der Deutschland der Retter geschenkt wurde:

.... Komm, Einz’ger, wenn du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen deiner Spur,
Du letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur.“[21]

Nachdem Bürgermeister Dr.Schmidhuber in einem Brief an das Gaupresseamt geschildert hatte, wie der Verleger Neumeyer den redaktionellen Teil der Zeitung beeinflusst habe, drohte der Gaupresseamtsleiter Klopfer Karl Neumeyer mit sofortiger Verhaftung und Verbringung nach Dachau. Durch Vermittlung des Zeitungsverlegerverbandes konnte das abgewendet werden (KN S.8 ff.).

Boykott, Schikanen und Zivilcourage

Wiederholt wurde Neumeyer von fanatischen Nazis angepöbelt und persönlichen und geschäftlichen Schikanen ausgesetzt. Mehrmals musste er sich mit Denunziationen wegen angeblicher parteifeindlicher Äußerungen auseinandersetzen (KN S.l0 ff.). Bürgermeister Dr.Schmidhuber ordnete aus diesen Gründen im Jahr 1937 einen vollständigen Boykott seiner Druckerei durch die Stadtverwaltung und sämtliche städtische Dienststellen an, der mehrere Monate dauerte. Als er nach Kriegsausbruch als Hauptmann d.R. an das Wehrmeldeamt Landsberg versetzt werden sollte, erreichte der NS-Kreisleiter, dass Karl Neumeyer wegen seiner „politischen Vergangenheit“ den Dienst nicht antreten konnte (KN S.10). Im Juni 1940 sollten die Landesverbände der Zeitungsverleger die Verleger in die Kriegssonderliste aufnehmen lassen, damit sie die Zeitungen leiten konnten, falls die Schriftleiter zum Kriegsdienst einberufen würden. Das Münchner Gaupresseamt verweigerte die Zulassung Neumeyers zu dieser Liste, und zwar mit der Begründung, dass er in diesem Jahr an der Fronleichnamsprozession teilgenommen habe. Übrigens war er vorher gewarnt worden, dass der Polizeimeiste Sch. sogenannte „prominente“ Prozessionsteilnehmer notieren sollte. In den folgenden Kriegsjahren nahm Neumeyer nun erst recht an den Prozessionen teil (KN S.11 ff.).

Auch bei anderen Gelegenheiten zeigte er Zivilcourage und Resistenz. Nach der Machtergreifung nahm er - trotz wiederholten Einspruchs von NS-Funktionären - die Anzeigen der drei jüdischen Geschäfte in Landsberg (Westheimer, Fischl, Weimann) und Landauer in Augsburg an, solange diese Firmen dies selber wünschten (2.2., 11.2., 24.2., 3.3., 7.3., 8.3.1933). An der sogenannten Adolf-Hitler-Spende der gesamten deutschen Industrie beteiligte er sich trotz alljährlicher Aufforderungen nicht, am NS-Winterhilfswerk so wenig, dass ihm zweimal schriftlich eine Missbilligung ausgesprochen wurde. Er verweigerte auch die Teilnahme an NS-Propagandaveranstaltungen, z.B. der „Braunen Messe“ in Landsberg im Jahre 1933, an Kursen, Schulungslagern und Betriebsappellen der DAF oder an den Heldengedenktagen 1943 und 1944, obwohl er damals wegen seines 1942 in Afrika gefallenen Sohnes persönlich eingeladen wurde.

Seitdem er die Unterschrift für einen Wehrertüchtigungskurs seines jüngsten Sohnes verweigert hatte, wurde er von der HJ-Bannführung ständig schikaniert. Seine Lehrlinge wurden immer wieder zu Kursen und Lagern abkommandiert, und deshalb kam es wiederholt zu schweren telefonischen Auseinandersetzungen. Obwohl er zuletzt in der Druckerei nur noch drei Mitarbeiter hatte, lehnte er es ab, vom Arbeitsamt angebotene Zwangsarbeiter zu beschäftigen. Aufträge der seit Herbst im Raum Landsberg-Kaufering tätigen Organisation Todt - von jüdischen KZ-Insassen sollten unterirdische Rüstungsbunker gebaut werden - lehnte er ab, weil er keine Arbeitskräfte und kein Papier habe (KN S.16 ff.).

Dem Ende entgegen

Im Lauf der letzten Kriegsjahre, nach dem Wechsel des Chefredakteurs, konnte Neumeyer etwas mehr Einfluss auf den lokalen Teil nehmen. Um die parteiamtlichen Propagandatexte etwas einzudämmen, erreichte er, dass die Redaktion zusätzlich zu den „Geschichtsblättern“ heimatkundliche und heimatgeschichtliche Notizen in die Zeitung aufnahm. Dem Gaupresseamt blieb das nicht verborgen, und in einem Brandbrief an die Schriftleitung der „Landsberger Zeitung“ vom 15.1.1943 forderte es, „solchen Dreck..solchen Unsinn auszumerzen“ und sich vom Kreisleiter sagen zu lassen, wo „wertvolles für die Partei und das Volk nützliches Propagandamaterial zu holen ist“ (KN S.15). Da Neumeyer für den Anzeigenteil allein verantwortlich war, suchte er hier NS-Formulierungen zurückzudrängen und wies die Angestellte der Stadtexpedition an, in Todesanzeigen für Gefallene Worte wie „Für Führer, Volk und Vaterland“ oder „In stolzer Trauer“ zu vermeiden, wenn die Auftraggeber es nicht selbst verlangten. Als das Gaupresseamt anwies, dass der Name „Christus“ auch in Wortverbindungen wie Christbaum, Christfest nicht mehr in der Zeitung stehen dürfe, beachtete er dieses Verbot nicht. So machte er in einer Gärtneranzeige selbstständig aus „Weihnachtsbäumen“ „Christbäume“ und im Kirchenanzeiger der Evangelischen Kirche fügte er den Namen „Christuskirche“ ein (KN S.13 f.).

Die Kirchenanzeiger durften seit 1940 nur im Anzeigenteil gegen Bezahlung - die Neumeyer allerdings nicht verlangte - veröffentlicht werden. Schließlich wollte der Leiter des Gaupresseamts, Regierungsrat Dr.Bäuml, auch das unterbinden, hatte aber nicht den Mut, das schriftlich festzulegen. Noch am 4.April 1945 wurde dem Hauptschriftleiter Rasp per Drahtfunk mündlich der „Wunsch“ mitgeteilt, dass der Kirchenanzeiger in Zukunft nicht mehr gedruckt werden solle. Auf Nachfrage wurde geantwortet, dass der „Wunsch“ als „Verbot“ zu betrachten sei. Als Karl Neumeyer den Kirchenanzeiger trotzdem druckte, kam aus München - wieder durch Drahtfunk - die Drohung, dass im Wiederholungsfalle der Anzeigenleiter wegen Sabotage verhaftet würde. Dazu kam es nicht mehr, denn der Kirchenanzeiger wurde zwar noch gesetzt - „die letzte Satztätigkeit der Setzmaschine überhaupt, mein Widerstand... buchstäblich bis zur letzten Minute“ - , die Zeitung konnte aber wegen der Brückensprengung am 27.April 1945 nicht mehr erscheinen (KN S.14 f.).

Das Kriegsende hatte sich schon längere Zeit angedeutet. Im September 1944 kam ein Geheimbefehl der Reichspressekammer, dass beim Anrücken feindlicher Truppen die Machinen und technischen Einrichtungen des Betriebs unbrauchbar gemacht und zerstört werden müssten. Neumeyer befolgte die genauen Anweisungen und Vorbereitungen für diesen Fall natürlich nicht. Im Herbst 1944 wurde dann der Volkssturm aufgestellt und der Weltkriegsoffizier und Hauptmann d.R. Karl Neumeyer zum Adjutanten des Bataillons Landsberg-Nord bestimmt. Trotzdem nahm er an dem von der SA veranstalteten sogenannten „Wehr-

21 Landsberger Zeitung, 9.3.1936

schießen“ nicht teil, und als sich im April 1945 die Amerikaner näherten, unterließ er in Absprache mit seinem Bataillonsführer Biener jede Alarmierung des Volkssturms in den nördlichen Gemeinden des Landkreises. In Landsberg selbst sollte er, vom Standortoffizier Major Jakob und vom Bürgermeister Dr.Linn ins Vertrauen gezogen, alles dafür vorbereiten, dass im letzten Augenblick vor der Besetzung ein Flugblatt an die Bevölkerung verteilt werden konnte. Darin sollte stehen, dass der Volkssturm die Waffen niederlegen solle, dass überall weiße Fahnen gehisst werden und die Bevölkerung ruhig in ihren Häusern bleiben solle. Neumeyer gab dem Bürgermeister die Adresse eines vertrauenswürdigen Setzers und Druckers seines Betriebs, richtete das Papier für das Flugblatt her, traf alle sonst nötigen Vorbereitungen für den Druck, doch wurde die Aktion nicht ausgelöst (KN S.18).

Nach Kriegsende musste sich Karl Neumeyer auch dem Spruchkammerverfahren unterziehen. Formale Belastungen - er war Mitglied in einigen gleichgeschalteten Vereinen geblieben - fielen nicht ins Gewicht, zumal alle befragten Ämter, Parteien und Gewerkschaften seine Gegnerschaft zum Nazismus und die dadurch erlittenen Nachteile bestätigten.[22] Er wurde als vom Gesetz „Nicht betroffen“ eingestuft. Trotz angeschlagener Gesundheit begann er 1948 wieder mit der geliebten Arbeit als Redakteur und baute die „Landsberger Nachrichten“ als Kopfblatt der Augsburger „Schwäbischen Landeszeitung“ auf. Es blieben ihm nur noch zwei Jahre, erfüllt von Arbeit und Zukunftsplänen, bis ihn ein plötzlicher Tod am 12.November 1950 aus dem Leben riss.

Die entscheidenden Jahre seines Lebens hat er selber im Jahre 1947 charakterisiert: „Ich habe gegen den Nationalsozialismus gekämpft, solange es möglich war und soweit es möglich war, mehr hätte ich nicht tun können. Ich fühle daher vor meinem Herrgott und meinem Gewissen keine Schuld an dem grauenhaften Elend, das die Herrschaft des Nationalsozialismus für unser Volk herbeigeführt hat“ (KN S.21).

22 Staatsarchiv München, Spk.K 3139

Worte des Künstlers Samuel Bak

bei der Verleihung des Hubert-von-Herkomer-Preises der Stadt Landsberg am Lech am 3.Mai 2002

Liebe Freunde, herzlichen Dank dafür, dass Sie sich heute zur Feier der Ausstellungseröffnung und der Herkomer-Preisverleihung mit mir hier eingefunden haben. Ich bitte Sie, für meine Bewegtheit Verständnis aufzubringen. Beide Anlässe sind für mich von besonderer Bedeutung.
Die letzte europäische Ausstellung meiner Kunst, eine Retrospektive in der Litauischen Nationalgalerie in meiner Geburtsstadt Vilnius, endete im Januar. Drei Monate später eröffnen wir nun diese Ausstellung hier. Drei Monate - so lange brauchte ich 1945 als Zwölfjähriger, um aus dem sowjetischen Wilna zu fliehen und Landsberg zu erreichen. Deshalb hebt sich die Ausstellung in Landsberg am Lech von allen anderen wichtigen Ausstellungen meiner Werke in deutschen Museen und Galerien in den letzten 25 Jahren eindeutig ab.

Während ich jetzt vor Ihnen stehe, dringen viele Gedanken und Eindrücke aus den Tiefen der Erinnerung an die Oberfläche. Erlauben Sie mir, Sie in eine gewisse Szene im Sommer 1948, drei Jahre nach meiner Ankunft in Landsberg, mit mir zurückzuversetzen. Ich bin fünfzehn und befinde mich am örtlichen Bahnhof. Stellen Sie sich mich etwas schlanker vor, ohne Bart, mit schwarzen Haaren auf dem Kopf und einem zarten Flaum auf der Oberlippe. Dies ist ein entscheidender Zeitpunkt in meinem Leben. Nach einem langen Aufenthalt im DP-Lager breche ich jetzt mit meiner Mutter und meinem Stiefvater Markusha zum neu gründeten Staat Israel auf. Wir fahren zum Hafen von Marseille, von dort reisen wir an Bord eines der berühmten Exodusschiffe nach Haifa weiter.

In späteren Jahrzehnten werde ich in Paris, Rom, Lausanne und schließlich in einem Vorort von Boston leben - das ist jedoch eine andere Geschichte.
Warum habe ich mit einem Rückblick auf meine Abfahrt von diesem ruhigen hübschen Städtchen begonnen? Damals habe ich Landsberg zum ersten Mal als etwas angesehen, das mir weggenommen wurde: schon wieder ein Verlust! Wie so oft, wenn wir uns dazu gezwungen sehen, Sachen, Beziehungen oder Gewohnheiten, die zum Teil unserer selbst geworden sind, aufzugeben, wird uns erst dann ihr wahrer Wert bewusst.

Was sollte ich also an diesem Tag verlieren?

Mein Leben in Landsberg war in der Realität des DP-Lagers verankert, einem Lager für Displaced Persons (Entwurzelte), Überlebende - eine kleine Welt für sich. Ich hatte aber auch Verbindungen zur Außenwelt: die Bücherei in der Stadt und auch das Kino zogen mich an und ein paar meiner Freunde lebten im Stadtzentrum. Ich machte auch vom öffentlichen Schwimmbad Gebrauch und von den malerischen Seitenwegen am Stadtrand, die sich als Routen für schöne Radtouren anboten.

Und doch war die Verbindung zwischen diesen beiden so verschiedenen Welten niemals freudig oder einfach. Die Nachkriegsjahre waren von tiefgreifender Zweideutigkeit, Verdächtigkeit und Unbestimmtheit geprägt. Unsere Wunden waren noch offen und schmerzten. Wir wussten, dass Hitlers „Mein Kampf“ hier im Landsberger Gefängnis geschrieben worden ist. Und die Landsberger Umgebung war von den Spuren berüchtigter Nazi-Lager übersät. So war die Beziehung zwischen den Landsbergern und den Leuten im DP-Lager verständlicherweise unbehaglich und angespannt.

Das Leben im Lager, autonom und scheinbar geschützt, war auch alles andere als ruhig und gelassen. Die überwältigenden Schatten unserer tragischen Vergangenheit verurteilten uns zu einem Leben mit den Geistern verlorener geliebter Menschen. Ich erinnere mich auch an die endlosen Debatten unter den Überlebenden. Nach jahrelangem antisemitischen Grauen träumten viele Überlebende von einem unabhängigen jüdischen Staat und warteten auf seine Gründung, während andere es vorzogen, zu einem sicheren Hafen, möglicherweise in den USA, auszuwandern.

Trotz allem nutzte ich den keimenden Geist des Erwachens und der Überlebenskraft. So entsprach mein Leben in Landsberg als Jugendlicher einer Phase des Wachstums und der Heilung. Die amerikanischen Behörden und viele Erwachsene, die mein künstlerisches Talent bewunderten, verhätschelten mich mit viel Aufmerksamkeit. In meiner üppigen Freizeit machte ich von den Kunstmaterialien, die man mir gab, guten Gebrauch und schuf viele Werke, von denen einige hier gezeigt werden. Ich produzierte Zeichnungen für unsere jiddische Zeitung und bemalte die Wände eines improvisierten Cafés namens Bamidbar mit orientali-

Verleihung des Hubert-von-Herkomer-Preises der Stadt Landsberg am Lech am 3. Mai 2002 im Festsaal des Rathauses an Samuel Bak, überreicht vom Oberbürgermeister Ingo Lehmann

schen Szenen. Das Leben machte Spaß. Zusammenfassend hatte ich in den drei Jahren in Landsberg kaum andere Verpflichtungen. Vor dem eigentlichen Tag meiner Abfahrt hatte ich nie die Art meiner Anhänglichkeit an Landsberg bedacht. An diesem Tag machte sie sich schließlich bemerkbar.

Lassen Sie mich zu der Bahnhofsszene 1948 zurückkehren! Freunde helfen uns mit den Koffern. Ich setze mich ans Fenster unseres Abteils und schaue in die Gesichter, die uns Lebewohl sagen. Da überkommt mich ein unerwartetes Gefühl der Sehnsucht. Mir wird plötzlich der Verlust einer ganzen Welt unverzichtbarer Dinge bewusst. Ich vermisse mein hübsches Zimmer, das ich ganz für mich allein hatte, ein ungewöhnliches Privileg im überfüllten Lager. Ich vermisse Papier und Farben, meine Bücher, mein winziges Gärtchen, in dem ich Hasen hielt und Radieschen säte. Und ich vermisse die Freunde, die das Lager schon früher verlassen hatten oder bald in andere Richtungen gehen würden. Abschied nehmen fällt immer schwer. Um mich aufzumuntern, stelle ich mir ein malerisches Palästina mit Singen, Tanzen und gutnachbarlicher Freundlichkeit in Technicolor vor. Aber es hilft mir kaum, diese seltsame Mischung aus Hoffnung, Erwartung, Befürchtung und Angst zu überwinden, die mich gleichzeitig glücklich, resigniert und traurig stimmt. Ich winke und weiß doch nicht wem. Landsberg ist mit seinem Leben schon weit weggerückt. In meinem Herzen flüstere ich: „Auf Wiedersehen, Landsberg! Auf Wiedersehen, Europa! Ich war gern hier ... wer weiß, wann ich je wiederkommen werde.“ Tatsächlich bin ich, abgesehen von einer kurzen Reiseunterbrechung 1960 und meinem jetzigen Besuch, nie wieder nach Landsberg zurückgekehrt.
Mir wird dennoch beim Gedanken an Landsberg immer warm ums Herz, was ich nur für sehr wenige Orte, wo ich einmal gelebt habe, empfinde.

Begleiten Sie mich bitte auf dem Weg örtlicher Erinnerungen noch etwas weiter! Lebendige Szenen tauchen plötzlich vor meinen Augen auf. Hier sieht man das ferne Landsberg der Nachkriegszeit mit Fluss, Hauptstraße und Kirchen. Der Putz vieler Häuser ist durch Kugeln und Granatsplitter abgebröckelt. Ich gehe an einem einst stolzen Hotel vorüber, das jetzt von der amerikanischen Armee beschlagnahmt ist. (Übrigens ist es das gleiche Hotel, in dem meine Frau und ich diesmal abgestiegen sind.) Soldaten sausen in Jeeps vorbei. Weiter oben auf dem Berg über dem Fluss ist eine zerfallende Kaserne als Lager für jüdische Überlebende eingerichtet worden. Und mitten drin sehe ich mich als Jugendlichen in kurzen Hosen.

Von den vielen Momentaufnahmen der Erinnerung ist die von Mutter und mir 1945 am Tag unserer Ankunft in Landsberg am deutlichsten. Wir kamen hierher, weil Mutter sich um Nahrung und eine Unterkunft für uns kümmern musste, damals kein einfaches Unternehmen für eine jüdische Frau, die mit ihrem zwölfjährigen Sohn von einem Bahnhof zum anderen durch das zertrümmerte Deutschland irrte. Wie kamen wir gerade in dieses Lager? Das war reine Glückssache. Am Münchner Bahnhof wurden wir von „gut informierten“ Flüchtlingen befragt, und wir zogen sie unsererseits über unseren Plan, Feldafing zu erreichen, zu Rate. „Nicht gut!“, sagten sie auf Russisch, da sie nicht Jiddisch sprachen, „überfüllt! Landsberg ist besser.“

„Landsberg?“ Mutter hatte diesen Namen noch nie vorher gehört. Sie versicherten uns: „Für jüdische Flüchtlinge wie ihr ist Landsberg das Beste, wovon man nur träumen kann.“ Wir befolgten ihren Rat und kamen hier an.

Diese letzte geistige Momentaufnahme verwandelt sich jetzt in einen Bildschirm mit animierten Bildern. Eine imaginäre Kamera zielt auf Insekten, die auf der Suche nach Schutz und Nahrung um einen Baum schwirren. Die Kame-

ra streift über eine graue Mauer, sie zeigt reihenweise Fenster und Türen in schlechtem Zustand und wird schließlich auf das Bild einer Straße neben dem offenen Tor des Lagers eingestellt. Ein reparaturbedürftiger Lastwagen verlangsamt die Fahrt und bleibt stehen. Eine noch junge Frau, von einem von der Schulter hängenden Bündel behindert, und ein Junge mit übergroßer Mütze springen vom Lastwagen ab. Die Unachtsamkeit des Fahrers hatte sie zittern lassen und es war ihnen sichtlich übel. Sie werden zum Verwaltungsgebäude geschickt. Da treffen sie einen Fremden, der später der Mann der Frau und Stiefvater des Jungen werden sollte.
Ich habe das alles und noch vieles mehr in den Seiten meiner Memoiren „Mit Worten gemalt“ beschrieben, mein Leben in Landsberg nimmt ein ganzes Kapitel ein. Es gab und gibt noch viel mehr über diese Zeit zu erzählen. Hätte ich nicht die Geduld meiner Leser strapaziert, dann wäre allein aus diesem Kapitel ein ganzes Buch geworden. Die Jahre zwischen zwölf und fünfzehn im Leben eines jungen Menschen sind sehr prägend - und wenn das auf junge, unter normalen Bedingungen aufwachsende Leute zutrifft, dann stellen Sie sich die Bedeutung dieser Zeit für den Jungen vor, der ich damals war, und für den Mann, der ich geworden bin!

Landsberg war eine wichtige Station in meinem Leben, aber viel war geschehen, bevor ich hier ankam. Im Sommer 1944, nach dem Rückzug der Nazis aus Vilnius, erwachte ich aus einem Alptraum des Schreckens und der Tragödie. Wie habe ich überleben können? Um es mir selbst und anderen erklären zu können, musste ich „Mit Worten gemalt“, ein ganzes Buch, schreiben - und doch bleibt das Wunder meines Überlebens unerklärlich.

Der zweite Weltkrieg war 1945 aus. Mutter und ich, die Überlebenden einer dezimierten Familie, befanden uns in der sowjetischen Republik Litauen. Als Juden waren wir angeblich frei, doch unerwünscht, verdächtig und dauernd bedroht. Unter derartiger Unterdrückung zu leben war uns unmöglich, und wir beschlossen zu fliehen. Nach dem zweiten Weltkrieg schienen ganze Nationen unterwegs zu sein, und wir zwei schlossen uns Europas Flüchtlingsscharen an. Hunderttausende, gar Millionen Menschen füllten die Straßen, Züge und Bahnhöfe. Einige Flüchtlinge waren Täter gewesen, andere deren Opfer. Unter den verschiedenen Gruppen herrschte kaum Solidarität. Um überleben zu können, mussten die Menschen oft die Grundregeln menschlicher Ethik ignorieren. Der Schwarzmarkt wurde zur Grundlage unserer Existenz. Männer und Frauen gemischter Sprachen und Kulturen wurden in eine seltsame Mauschelwelt versetzt. Die Menschenmengen, die durch Europa zogen, ob Sieger oder Verlierer, unbeteiligte Beobachter oder angebliche Einfaltspinsel, schienen alle die goldene Regel gegen das Motto „Jeder für sich“ eingetauscht zu haben.

Mit diesen Eindrücken kamen wir in Landsberg an.
Die es besser wussten, versicherten uns, dass sich alles ändern würde, der Krieg nun endgültig vorbei sei, in Ewigkeit. Nach so vielen Jahren der Dunkelheit musste der Himmel sich doch aufhellen, es war unvermeidlich. Es war unwichtig, dass der Kalte Krieg schon ausgebrochen war: es wurde uns ernsthaft geraten, unseren zerbrochenen Geist in die eigene Hand zu nehmen, uns zu bemühen, ihn wieder zusammen zu kleistern und so schnell wie möglich aus unserem düsteren Zustand herauszutreten.

Die jüdisch-amerikanischen und die zionistischen Organisationen erwarteten von uns eine rasche Rückkehr zur Normalität. Zur Normalität der guten alten Zeiten! Zur Normalität der Hollywood-Filme. Unsere Führer planten ein definitives Heraustreten aus unserem Chaos, eine Neugeburt als frisch geschaffene Menschen. Schmerz, Verlust, Ängste, Trauma - diese bedrückenden Gedanken sollten kontrolliert und möglichst verdrängt werden. Es wurde erwartet, dass wir ein neues Fundament für eine bessere Zukunft legen würden. Und wir versuchten es: ein gewisser Wiederaufbau setzte ein, außerhalb und auch innerhalb unserer Seele. Dieser frühe Wiederaufbau und ein erstes Wiedergutmachen, das ich von 1945 bis 1948 unter dem blauen Landsberger Himmel miterlebte, stellten eine der prägendsten Lektionen meines jungen Lebens dar. Das Konzept des Reparierens in seiner Komplexität, mit seinen Grenzen und Enttäuschungen sollte meine zukünftige Kunst tief beeinflussen.

Später, nachdem ich Landsberg verlassen hatte, folgten Jahre intensiver Arbeit. Es galt, meine unterbrochene Schulausbildung zu vervollständigen und neue Sprachen zu lernen. Ich war gezwungen, verschiedene Verpflichtungen zu akzeptieren und zu erfüllen, unter anderem den langen israelischen Militärdienst. Ich musste meinen Unterhalt verdienen, und da war vor allem mein Wunsch, eine Karriere zu verfolgen, die die Entwicklung meiner Kunst unterstützen würde. Ich musste mich der gewöhnlichen Lebenslasten annehmen. Rückblickend ist dieser Gegensatz vielleicht der Grund dafür, warum die Erinnerung an die vergleichsweise entspannte Zeit, die ich als Junge in Landsberg verbracht hatte, mir immer ein warmes Gefühl für diesen ruhigen Ort einflößte.

Landsberg ist der Ort, an dem ich gelernt habe, wieder die Luft relativer Freiheit zu atmen. Hier habe ich die Anfänge eines kollektiven Heilungsvorgangs mitbeobachtet und habe das Entfachen eines kleinen Hoffnungsschimmers wahrgenommen. Hier konnte ich eine relativ normale Jugend genießen, tiefe Freunndschaften mit gleichaltrigen Jungen knüpfen, die Magie sorgloser Freuden wiederentdecken und seltene Momente des Glücks erfahren.

Im DP-Lager heiratete Mutter Markusha, den Mann, der uns anfangs im Lager aufgenommen hatte. Seine Frau und seine Kinder waren getötet worden, er aber hatte Dachau überlebt. Wir wurden eine neue Familie. Es war bei weitem nicht einfach, aber das Leben ging weiter und wir kamen zurecht.

Meine Landsberger Geschichte hat noch eine andere Seite. Ich war ein junger Maler, und hier wurde meinem künstlerischen Talent die Chance geboten, zu reifen und sich zu erweitern. Von Landsberg aus erforschte ich Münchens Kunstschätze. Die Wände der Pinakothek boten meinen verwirrten Augen überwältigende Meisterwerke, und das nur eine Stunde von mir entfernt! Und da gab es noch das Münchner Atelier meines Kunstlehrers, Professor Blocherer. Diese wunderbaren Begegnungen bereicherten mein Kunstverständnis sehr und entwickelten meine Fähigkeiten als Künstler.

Darüber hinaus hatte ich in Landsberg als angehender Künstler begonnen, darüber nachzudenken, was Kunst mir selbst bedeutete. Geschichten von Männern, die von der Kunst geprägt worden sind, und von der Kunst, die vom Genie der großen Meister geprägt wurde, stellen Verbindungsglieder in einer mysteriösen Entwicklung dar, die für mich eine faszinierende Quelle ständiger Inspiration geworden ist. Dem jungen Künstler, der ich damals war, schien die Kunst voller Widersprüche zu sein. Einerseits befreite sie den menschlichen Geist und die Phantasie, verlangte andererseits aber doch auch Ordnung und Disziplin. Der Schaffensvorgang selbst bot viel Sinnenfreude und war mir eine unschätzbare körperliche sowie geistige Stütze. Die Ausführung glich jedoch eher erschöpfender Routinearbeit. Diese offenbaren Gegensätze waren vielleicht der Kern der ganzen Erfahrung. Eines war klar: die Kunst verlangte ungeteiltes Engagement. Dafür schenkte sie der Seele Heilung. Ich bin mir jetzt bewusst, wieviel Glück ich mein Leben lang hatte. In Landsberg und anderswo und oft in schwierigen Zeiten hat die Kunst es mir ermöglicht, in mir selbst unerwartete Quellen an Lebenskraft zu finden.

Lassen Sie mich jetzt das letzte Thema angehen. 1947 oder 1948 entdeckte ich in Landsberg das Werk des hervorragenden Künstlers Hubert von Herkomer. Die Stadt hatte eine große retrospektive Ausstellung seiner Werke veranstaltet. Ich war von seiner Lebensgeschichte und seinem internationalen Ruf beeindruckt, aber die Lebhaftigkeit seiner lebensnahen Bilder schlug mich sofort in ihren Bann.

Der Gedanke an den Jungen, wie er vor Herkomers großen Gemälden mit vor Bewunderung aufgesperrtem Mund stand, berührt mich heute zutiefst. In meiner wildesten Phantasie hätte ich mir das heutige Ereignis nicht vorstellen können: die Eröffnung einer Ausstellung von Bildern, unter anderem auch von Aquarellen, die ich vor über einem halben Jahrhundert in Landsberg gemalt hatte, als Herkomers Bilder noch vor meinen Augen schwebten. Ein halbes Jahrhundert nach meinem Besuch der Ausstellung dieses Meisters werde ich hier mit dem Preis, der seinen Namen trägt, ausgezeichnet! Der Kreis einer magischen Figur von Ereignissen wird jetzt geschlossen. Selbst in der Belletristik wäre man nicht so weit gegangen.

Deswegen ist es eine besondere Freude für uns beide, den Jungen, der ich einmal war, und den Mann, der ich jetzt bin, unseren Dank den Institutionen auszudrücken, die dies ermöglicht haben. Und besonders möchte ich Hartfrid Neunzert, dem Museumsleiter, danken, der das Ausstellungsprojekt angeregt hat und sich mit großem Engagement den vielen Facetten seiner Ausführung gewidmet hat und diese Ausstellung zu einer eindrucksvollen Realität werden ließ.

Ich hoffe, dass der Inhalt meiner Werke den Geist und das Herz der kunstliebenden Öffentlichkeit ansprechen wird. Ich hoffe, dass diese Öffentlichkeit das akzeptieren wird, was meine Kunst zu vermitteln sucht - einen Diskurs, der die Schranken der formellen Kunstsprache weit überschreitet. Ich habe das Verlangen, der Erfahrung des Verlustes Ausdruck zu verleihen, über das menschliche Bedürfnis des Wiedergutmachens zu sprechen und die notwendige Bemühung, die Erinnerung zu bewahren, zu bestärken.
Es ist offensichtlich, dass meine Werke in einer der verheerendsten Erfahrungen des zwanzigsten Jahrhunderts verwurzelt sind, in einer Ära der Tragödie, aus der die jüdische und die deutsche Geschichte schwer geschädigt hervorkommen, obwohl die Schädigung sehr unterschiedlicher Art ist. Die Geschichte lehrt uns in der Tat die verheerenden Konsequenzen des Rassismus, der sozialen Diskriminierung und der Intoleranz für die verzwickte Lage unserer menschlichen Erfahrung. Meine Kunst versucht bescheiden auf diese Lektion hinzuweisen. Ich empfinde eine besondere Dankbarkeit jedesmal, wenn meine Bilder in diesem Sinne ausgestellt und betrachtet werden. Die Realität hat uns gezeigt, dass der Mensch dazu fähig ist, für die Verbesserung seiner Art zu kämpfen. Er kann versuchen, sich selbst und sein soziales Umfeld zu ändern und die Systeme, die die Welt regieren, zu beeinflussen. Änderungen dieser Art haben hier in diesem Lande stattgefunden. Ich habe gelernt, Generationen deutscher Männer und Frauen zu bewundern, die ihre schmerzvolle Vergangenheit verarbeiten. Ich habe oft über ihre beispielhafte Offenheit und Ehrlichkeit in diesem Bemühen gesprochen und geschrieben.

Doch bleibt eine derart wichtige Arbeit per definitionem unbeendet. Es ist gefährlich, unsere Wachsamkeit zu lockern, besonders in schwierigen Zeiten, wie wir sie jetzt erleben. Die Errungenschaften der Gerechtigkeit und des Altruismus, das Bewusstsein unserer gemeinsamen Menschlichkeit - sie werden täglich verwundbarer. Ein tiefgreifendes Verständnis der Vergangenheit und die intelligente Nutzung der uns jetzt zur Verfügung gestellten Zeit sind gleichsam für den Schutz der Welt, die wir lieben, entscheidend.

Lassen Sie mich in positivem Ton enden. Der Zeitraum des letzten halben Jahrhunderts, angefangen beim Jungen, von dem ich erzählt habe, bis zum Manne, der heute vor ihnen steht, ist eine Zeitspanne, die Deutschland gut zu nutzen verstand. Lassen Sie uns darin ein ermutigendes Omen für die Zukunft sehen. Wir beide - der Junge im Landsberg längst vergangener Zeiten und der ältere Mann, der jetzt hier zu Besuch weilt, bedanken uns herzlich bei Ihnen für Ihr großes und aktives Engagement.

Samuel Bak

„A jidisz kind fun di lagern“

Bericht von Marjan Zyd in der JIDISZE CAJTUNG Nummer 25 des DP-Lagers Landsberg

aus dem Jiddischen übertragen

von Klaus Münzer

Angeregt durch Samuel Baks Worte bei der Preisverleihung, sah ich im Landsberger Stadtarchiv die dort aufbewahrten Bestände der jüdischen Lagerzeitung nach Spuren des jungen Künstlers durch und fand - neben zwei Fotos in anderen Ausgaben der Zeitung - einen mehr als halbseitigen Spezialbeitrag über ihn aus der Feder eines Marjan Zyd in jiddischer Sprache mit polnischer Orthographie, den ich im Folgenden mit Hilfe einiger Wörterbücher zu übertragen versuche. Mein Dank dafür gilt Dr.Ernst Raim und Anton Lichtenstern. Besonderen Dank für ausführliche Korrekturen schulde ich Frau Professor Dr.Marion Aptroot von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Abteilung für Jiddische Kultur, Sprache und Literatur

(Klaus Münzer)

Vor mir sitzt ein junger Jude. Nach Haltung und Sprache ist er ein Erwachsener, beladen mit Erfahrungen. Er hat das Leben schon gesehen - das Leben in den letzten 5 Jahren - in seiner ganzen Schrecklichkeit [*meujemdigkeit*] und Höllenhaftigkeit [*gehenemdigkeit*]. Er hat schon lauernden Gefahren gegenübergestanden. Er hat die Tragödie der Nazizeit erlebt. Er ist vor der Zeit zum jungen Mann geworden.

Vor der Zeit, denn eigentlich ist er noch ein Kind: ungefähr 13 Jahre - vor der Bar-Mizwa oder nach der Bar-Mizwa. Ein Kind an Jahren, aber ein junger Jude nach dem, was er überlebt und erfahren hat. Andere werden vorzeitig alt, und er, das Kind, ist vorzeitig zum jungen Mann geworden. Letzten Endes läuft dies aber auf das selbe hinaus.

Samuel Bak ist ein Kind der jüdischen Lager in Deutschland - er ist eines der wenigen jüdischen Kinder, welche auf wunderbare Weise den Henkern entkommen sind. Seine

Mutter erzählt, wie sie ihr Kind - den jungen jüdischen Menschen - vor den Henkern verborgen hat. Es ist eine dramatische Geschichte der tragischen Vergangenheit - und vielleicht ist es eine banal prosaische und übliche Geschichte jener 2000 Tage, deren jeder angefüllt war mit Tragik und Dramatik. Aber das ist Vergangenheit. Und wie wichtig sie auch sein mag, und wie tief sie sich auch eingeprägt haben mag in die Herzen derjenigen, die sie erlebt haben - so ist es doch bereits Geschichte. Wichtig ist die Gegenwart. Wichtig ist, dass Samuel Bak, das dreizehnjährige Kind, heute ein junger Mensch ist, voller Schaffensenergie, voller Ideen und Einfälle. Er hat die Welt der Krematorien und Totengruben vermieden und findet sich wieder in einer Welt von künstlerischen Inspirationen. Er lebt in einem Lager, in einer engen und begrenzten Welt voll flacher, gewöhnlicher Begriffe, aber er schwebt umso höher oder tiefer in seiner eigenen künstlerischen Wirklichkeit, die nichts wissen will von Lagerzäunen und irdischen Begrenzungen. Er wird nicht Opfer der zermürbenden Alltäglichkeit des Lagerlebens. Er schafft. Er geht seinen Weg.

Samuel Bak ist nie ein Wunderkind gewesen. Er hat es einfach nicht zeigen können. Er ist schon jetzt ein reifer, begabter Maler. Ein dreizehnjähriger Maler. In den Tagen, als er die Rolle eines Wunderkindes hätte spielen können, musste er sich vor dem Fluch der Welt verstecken. Er hatte dann keine Zeit, ein Wunderkind zu sein. Er war eines der Kinder, auf dessen Köpfchen sich die schlimmsten Unheile ausgegossen haben.

Die Szejris-Haplejto [„Gemeinschaft der Überlebenden“] kennen ihn. Die angesehenen Gäste aus dem Ausland, die auf ein paar Stunden die Lager besuchen, kennen ihn auch. Man kommt, um seine Arbeiten anzuschauen, man streicht ihm über den Kopf und fährt wieder weg. Nicht alle wissen seine Arbeiten zu schätzen, aber alle verstehen sie, weil sie sie durch seine Augen sehen. Und damit hat es sich.

Aber es gibt da Ausnahmen. Da gab es in seinem Lager - in Landsberg - einen höheren UNRRA-Beamten namens Dr.Leo Srole: ein amerikanischer Jude, dessen Warmherzigkeit in den Herzen der Landsberger Lagerjuden noch nicht abgekühlt ist. Dieser Mann interessierte sich für Samuel Bak. Er ermutigte ihn zu seiner Arbeit. Er verschaffte ihm auch Farbe und Pinsel. Dr.Leo Sroles Plan war auch, Samuel nach Paris zu schicken, in die große Welt der Kunst und der Künstler. Aber er stieß auf Schwierigkeiten bei dessen Verwirklichung. Und inzwischen ist Dr.Srole nach Amerika zurückgefahren und kein anderer Dr.Srole hat sich eingefunden.

Dr.Srole hat ihn aber nicht vergessen. Er schickte ihm ein Päckchen mit Farben und Pinseln, ohne welche sogar der größte Maler nicht arbeiten kann. Dr.Srole wäre sicher angenehm überrascht, wenn er die Möglichkeit hätte, Samuels letzte Arbeiten zu sehen. Er wäre sicher überrascht zu sehen, welche Ausdrucksstärke - in Form und Inhalt - seine zugeschickte Farbe gefunden hat.

Samuel Bak macht den Eindruck eines besessenen, ernsten jungen Mannes ...[2 Zeilen im Zeitungsdruck sind unleserlich!] ... in tiefem Nachdenken mit sich allein. Aber wenn man seine Arbeiten betrachtet, seine Gemälde und Zeichnungen, muss man zum Ergebnis gelangen, dass dieser dreizehnjährige Junge von einer gewaltigen Unruhe beherrscht wird - einer künstlerischen Unruhe. Er ist reif in seiner künstlerischen Technik, aber sehr sprunghaft [wörtlich: *gwaltik-umrujik*] in der Auswahl seiner Themen, seiner Szenerien. An einem Tag bringt er ein Bild von entfernter Vergangenheit zum Leben: Frauen und Männer in sehr komplizierten Gewändern zur Zeit der Queen Victoria. Und dann - einen Tag später - setzt er sich hin und malt jüdische Umhergetriebene [wörtlich: *jidisze hejmloze*], wie sie gehen, wie sie sich dahinschleppen mit ihren ausgezehrten Leibern, getrieben von wechselnden Winden.

Letztens fiel Samuel der originelle Gedanke ein, verschiedenen jiddischen Sprichwörtern malerisch-künstlerischen Ausdruck zu verleihen. So hat er sich hingesetzt und gezeigt, wie er sich bildhaft so wohlbekannte Redensarten vorstellt, wie:
„Er zict wi ojf szpilkes“ [Er sitzt wie auf Nadeln];
„S’gance hojz gejt ojf redlech“ [Das ganze Haus läuft auf Rädern];
„Went hobn ojern“ [Wände haben Ohren];
„Zi kricht im ojfn kop“ [Sie kriecht ihm auf den Kopf];
„Warf im a kac in ponim“ [Wirf ihm eine Katze ins Gesicht!];
„´ch fajf ojf im“ [Ich pfeif auf ihn];
„Er meg sich afile szteln ojfn kop“ [Er mag sich sogar auf den Kopf stellen];
„Men cit im on“ [Man zieht ihn an];
„Er hot flign in noz“ [Er hat Fliegen in der Nase];
„Hak nyt kejn czajnik“ [Hack nicht gegen den Teekessel];
„Ich trejsl im ojs fun arbl“ [Ich schüttle es aus dem Ärmel]

Und wieviel andere jiddische Sprichwörter gibt es, die so viel Leben in sich hielten unter der einfachen jüdischen Bevölkerung [wörtlich: *jidisze folks-mentszn*] in Polen und Litauen. Der junge Bak hat mit Farben bewiesen, welch bildhaften Ausdruck diese Sprichwörter bekommen können.

Und es ist kein Wunder, dass auf der Ausstellung bei der letzten Konferenz der „Szejris-Haplejto“ in Deutschland diese Zeichnungen die größte Zuschauerzahl auf sich gezogen haben. Juden hatten Freude durchs Anschauen, wie so oft benutzte Sprichwörter in Form einer Zeichnung aussehen. Dieses erzielte Vergnügen war ein Teil von Samuels Belohnung.

Bewundert haben seine Arbeiten auch die angesehenen amerikanischen Gäste, die zur Eröffnung der Konferenz gekommen waren. All die hohen und höchsten Offiziere betrachteten aufmerksam seine Arbeiten und drückten ihre Anerkennung aus. Natürlich konnte man von den nichtjüdischen [*gojisze*] Gästen nicht verlangen, dass sie die bildlichen Verkörperungen der jüdischen Sprichwörter begreifen und verstehen - das wäre schon zu viel. Und wenn jemand auch versucht hätte, ihnen die ganze Idee zu erklären, da wäre es doch sehr zweifelhaft, ob sie endlich den Sinn begriffen haben.

Es war für sie schwer. Aber verstanden haben sie doch die allgemeinen, nicht spezifisch jüdischen Gemälde und Zeichnungen.

Aber das war nicht die erste Ausstellung, an der sich der junge Samuel beteiligt hatte. Früher gab es noch andere, aber am wichtigsten war seine erste - und nicht weil es die erste und sein Start war, sondern weil sie stattfand in Tagen, als die Gefahr der Vernichtung jede Minute lauerte. Samuel Baks erste Ausstellung war nämlich im Wilnaer Getto, im dortigen Getto-Theater. Das war 1942, als der junge Künstler erst neun Jahe alt war.

Samuel spricht mit Stolz von jener Ausstellung im Wilnaer Getto. Es war das erste Mal, dass er sich an einer kollektiven Ausstellung zusammen mit den übrigen Künstlern im Getto beteiligte. Insgesamt waren 28 Werke von 15 Malern ausgestellt. Und Samuel Bak war einer von ihnen. Rachel Sutzkever[1] war die zweite.

Samuel Bak ist aus Wilna. Wilna liegt in seinem Blut sozusagen. Wilna ist in seinem Herzen. Aber Wilna, der Untergang des jüdischen Wilna, hat auch eine unvergessliche Trauer in seinem Wesen hinterlassen: weil es in Wilna war, wo seine Augen niedergeblickt haben auf Vertilgung und Vernichtung, auf Mord und Erniedrigung. In Wilna sah er, wie das Hitlerschwert eine jüdische Gemeinde austilgte - und er selbst musste sich vor der Vernichtung bewahren. In Wilna verlor er auch seinen Vater.

---

1 Rachel Sutzkever wird in den Gedichten von Abraham Sutzkever erwähnt

Es wäre zu lang zu schildern, was der junge Bak durchlebt hat und wie er sich gerettet hat. Es ist eine lange Geschichte voller Zufälle und Einfälle - eine Geschichte, die für die einen gut, für den anderen tragisch endete. Er kam ins Getto und wieder heraus und danach wieder ins Getto zurück. Er war versteckt auf Dachböden und in Klöstern. Und einmal hatte man sie schon entdeckt auf dem Dachboden eines Klosters, aber im letzten Moment war es ihnen gelungen, auf ein anderes Dach zu entkommen. Samuel und die anderen Juden kletterten wie die Katzen über Dächer und retteten sich, nur um danach wieder und wieder in neue Gefahren zu geraten.

Und dann kam die größte Gefahr - eine Kinderaktion. Samuel befand sich mit seinen Eltern in einer Arbeitsgruppe in Subacz in Wilna. Das Getto war damals schon liquidiert, und in das sogenannte „Hakape"-Arbeitslager hatte man jüdische Arbeiterspezialisten mit ihren Familien gebracht. Man meinte schon, dass man sie nun endlich in Ruhe lassen würde. Aber nein. Die Deutschen führten auch da eine ihrer Kinderaktionen durch. Von 250 Kindern wurden 210 fortgebracht. 40 sind geblieben - und unter ihnen Samuel.

Der junge Künstler erzählt das - er erinnert sich dessen, als habe es sich erst heute früh abgespielt - wie jüdische Mütter verrückt [*meszuge*] wurden und den Verstand verloren. Sie konnten keinen Frieden finden mit dem Gedanken, dass ihre Kinder nicht mehr bei ihnen, neben ihnen seien. Jüdische Mütter fuhren fort, die Bettchen ihrer Kinder aufzuschütteln - leere Bettchen, in die sie keine Kinder mehr hineinlegen konnten. Und sie pflegten die leeren Bettchen einzuwiegen mit jiddischen Wiegenliedern.

... Und vielleicht [*efszer*] sind diese jüdische Mütter nicht verrückt gewesen, wenn sie glaubten, eine übernatürliche Kraft würde ihre Kinder wieder in die Wiegen hineinlegen. Sie glaubten vielleicht, dass das, was geschehen war, so unglaublich sei, dass es nicht Wirklichkeit sein könne, niemals wirklich sein dürfte. Verrückt war die Welt um sie herum.

Samuel wäre bei dieser Aktion fast nicht davongekommen. Aber im letzten Moment hatte die jüdische Mutter ihr Kind heraushalten können: Frau Bak hatte Samuel versteckt und ihn so gerettet. Der junge Künstler wurde später in einen Sack gesteckt und so durch einen Juden herausgeschmuggelt. Er wäre dabei fast erstickt. Aber Samuel sagt, glücklicherweise sei in jenem Sack ein Loch gewesen, durch welches er Gottes Luft atmen konnte.

Endlich war er wieder in einem Kloster versteckt, zusammen mit noch einigen Wilnaer Juden (Dr.Liba, der bekannte Wilnaer Arzt, Rechtsanwalt Jaszunski u.a.). Auch seine Mutter war bei ihm, nicht aber sein Vater. Nach drei Monaten [*chadoszim*] erfolgte der russische Angriff auf Wilna. Das Kloster wurde beschädigt. Es gab kein Wasser zu trinken, aber es gab schon freie Luft zum Atmen. Es war die Befreiung. Es kam aber auch die traurige Nachricht, dass der Vater die Befreiung nicht erlebt hatte.

Jetzt atmet der dreizehnjährige jüdische Jüngling Gottes Luft in einem von den jüdischen Lagern. Er zaubert mit seinen Pinseln und Bleistiften Bilder und Zeichnungen. Er ist ein reifer, begabter Maler in einer engen Welt - in der Welt der jüdischen Lager in Deutschland. Seine eigene Welt ist aber eine tiefe, eine breite und eine höhere im Rahmen einer Welt, die eng und traurig und finster ist.

Wenige jüdische Kinder sind nach dem Massaker übrig geblieben. Aber noch weniger und noch einsamer sind die Kinder mit großen Fähigkeiten. Samuel Bak ist einer von diesen einsamen, von den schrecklich wenigen. Und weil es so ist, hat er die Bevorzugung [*bchojre* wörtlich: Erstgeburt] verdient, herausgenommen zu werden, hinein in die weite Welt, wo er unter normalen Bedingungen arbeiten und schaffen kann.

Rumours, 1946

Die Bayervorstadt und die Alte Bergstraße

Erinnerungen an die Nachkriegszeit

von Anton Lichtenstern

Vorbemerkung

Der folgende Artikel beruht auf persönlichen Erinnerungen an das Jahrzehnt nach 1945. Die Perspektive ist subjektiv, ich erzähle das, was ich als Kind und Jugendlicher wahrgenommen habe.[1] Deshalb ist die Darstellung sicher nicht vollständig; mancher Gleichaltrige wird sich an anderes erinnern oder würde andere Schwerpunkte setzen. Was trotzdem vielleicht von allgemeinerem Interesse sein könnte, ist der Vergleich mit der Gegenwart: Der Wandel im Alltagsleben, die Änderungen im Bereich der Nutzungen der Gebäude, die umfangreiche Bautätigkeit, die das Erscheinungsbild der Bayervorstadt völlig veränderte. Die Alte Bergstraße und ihre Nebenstraßen haben zwar ihr Aussehen bis auf einige Neubauten, zum Beispiel im ehemaligen Obstgarten des Zechhauses oder am Hofgraben, weitgehend bewahrt, sich aber seither in ihrer Struktur stark geändert. Von einer Hauptgeschäftsstraße mit vielen Handwerkern und Bauern wurde sie in den 60er Jahren zu einem Problembereich mit leerstehenden, zum Teil verfallenden Gebäuden. Mit der Ausweisung als Sanierungsgebiet begann langsam eine Verbesserung, die dazu geführt hat, dass heute die Alte Bergstraße ein beliebtes Wohngebiet und eine Straße mit einem vielfältigen und interessanten Einzelhandelsangebot ist.

Dankbar bin ich den vielen Landsbergerinnen und Landsbergern, die mir behilflich waren, meine Erinnerungen zu präzisieren und zu ergänzen und die mir bereitwillig Bilder aus ihren Fotoalben zu Verfügung gestellt haben.

Das Klostergut, das Opelhaus und die BAWAG, im Hintergrund die Weilheimer Straße

Die Burgfriedensäule an der alten Münchner Straße

Die Münchener Straße

Meine Heimat in der Kindheit und Jugendzeit war die Münchener Straße. Nach unserem Haus (Nr. 9) auf der Nordseite endete das „Trottoir“, wie man damals sagte, und wenn ich mit meinen Schwestern zu unseren Nachbarinnen, den Klosterfrauen, ging, um im Auftrag der Eltern das neue Jahr „anzuwünschen“, liefen wir neben dem Straßengraben. Jenseits der Straße, bei der Villa des Fräulein Fichtner, begann schon die Allee aus großen Ulmen, die durch viele Dörfer bis nach München führte und auf der nur selten ein Auto kam. Häufiger waren die Radfahrer und Fußgänger aus Schwifting, Penzing und Reisch und die Fuhrwerke der Bauern. Gegenüber dem Klostergut gab es damals schon das Opelhaus des Herrn Popp mit dem Bild des Reifenflickers, das sich bis heute erhalten hat. In der Nachkriegszeit wohnten dort im Dachgeschoß des heute nicht mehr bestehenden Rückgebäudes viele Familien von Vertriebenen in winzig kleinen Zimmern an einem langen Gang. Auf dem Gang hing ein gerahmter Spruch: „Und immer wenn du meinst, es geht nicht mehr, dann kommt von irgendwo ein Lichtlein her“, mit dem ich als Jugendlicher nichts anfangen konnte. Heute sehe ich ihn als Ausdruck des Überlebenswillens der Bewohner.

Die Gebäude der BAWAG waren noch nicht in die Bebauung eingebunden, um sie herum breiteten sich Wiesen und Äcker aus. Zu den Viehweiden südlich der Münchener Straße, dem Ziegelanger, wurden die Kühe des Klostergutes durch einen gemauerten Durchgang unter der Münchener Straße getrieben.

Die Ziegelei Drexl an der Münchner Straße

Weiter draußen, auf der linken Seite, stand noch ein kleiner Bauernhof und dann kam die Ziegelei mit ihren offenen Holzhallen, in denen die ungebrannten Ziegel trockneten, und mit dem Brennofen mit seinem hohen roten Kamin. Am Stadtrand lebten in kleinen Häusern einige Familien an der Südseite der Münchener Straße und an der Schwiftinger Straße, darunter Handwerker wie der Maurermeister Tauscher oder der Fahrradmechaniker Rüll.

Kinderspiele und Begegnungen mit Zwangsarbeitern

Mein Vater betrieb ein Architekturbüro und eine Zimmerei. Die Werkstatt mit ihren Hobelbänken, ihrem großen Herd, auf dem der Leim gekocht wurde, und den Maschinen, die Holzlager und die große Bundhalle, in der die Dachstühle „abgebunden“ wurden, waren für uns Kinder in der arbeitsfreien Zeit ein vielfältiger Spielplatz. Dort konnten wir uns hinter den Balken- und Bretterstapeln und in dem dunklen Verschlag mit den „Hobelschoatn“ (Hobelspänen) verstecken, dort ließen wir, wenn der Vater nicht da war, die Maschinen laufen, was natürlich streng verboten war.
Wir schauten auch den Zimmerleuten bei der Arbeit zu oder den Lehrlingen anderer Firmen, wenn sie bei der Gesellenprüfung eine Leiter oder einen Schragen machen mussten.

Wahrscheinlich im letzten Kriegsjahr, ich war 5 Jahre alt, waren in unserem Betrieb auch einige russische Kriegsgefangene beschäftigt, die von einem Aufseher mit einem Gewehr bewacht wurden. Der Grund war wohl, dass die Zimmerei von der OT in eine Arbeitsgemeinschaft zum Bau von Baracken einbezogen worden war. An diese Russen mit ihren langen Mänteln erinnere ich mich deshalb, weil sie als Fremde und durch ihre Sprache unsere Neugier weckten. Wenn der Aufseher nicht in der Nähe war, flüsterten sie uns zu: „Bitte, bitte, Brot!“. Wir waren stolz über den Auftrag und baten die Mutter und die Tanten um ein Stück und bettelten manchmal auch die Nachbarn für sie an. Wenn wir es ihnen gaben, mussten wir aufpassen, dass der Aufseher uns nicht dabei beobachtete. Wir wussten, dass es verboten war, mit den Russen zu reden, aber wir verstanden das nicht und freuten uns, wenn wir die Aufseher überlisten konnten. Diese Zwangsarbeiter wohnten wohl in den Baracken an der Münchener Straße neben dem Opelhaus. Heute steht dort das Möbelhaus Heimerer. In der Nachkriegszeit blieben die Baracken noch einige Zeit stehen und die zurückgebliebenen Russen versuchten, durch den Verkauf von Holzspielzeug etwas Geld zu verdienen. Mit ihren Taschenmessern schnitzten sie zum Beispiel Hühner auf einem runden Brett, die pickten, wenn man die Holzkugel bewegte, an der die beweglichen Köpfe mit Schnüren befestigt waren.

Unser großer Garten bot Platz für vielerlei Spiele. Wir spielten „Bauernhof“, „Schneider, Schneider, leih mir d‘ Scher“ und später Indianer und Cowboys, machten ein „Feuerle“ und brieten darin Äpfel oder manchmal auch ein Stück Leberkäs. Ein Lehrer der Oberschule, der Herr Professor Karl, sah das von seiner Wohnung im ersten Stock unseres Hauses und hielt es uns dann am nächsten Tag vor: „Für die Rechenhausaufgabe hast du keine Zeit gehabt, aber zum Leberkäsbraten!“.

Die beiden feuchten und dunklen Erdbunker aus der Kriegszeit, einer für die Bewohner der Bayervorstadt gebaut, der andere für die Maschinen der Zimmerei, waren Verstecke, in die sich nicht alle Kinder hinein wagten.

Das Elternhaus des Autors

Der Höhepunkt der Kinderspiele bei uns war einige Jahre lang an einem Samstagnachmittag in den großen Ferien der Jahrmarkt in der Bundhalle, zu dem die Kinder der Bayervorstadt eingeladen wurden. Für 5 Pfennig konnte man da Karussell fahren: Die größeren Buben zogen, so schnell sie laufen konnten, die vor Angst und Begeisterung schreienden Kleinen in einem ratternden Leiterwagen über ausgelegte Latten im Kreis herum. Besonders Mutige ließen sich stehend auf dem zweirädrigen, eisenbereiften Transportkarren der Zimmerleute herumfahren. Begehrte Gewinne in der Losbude waren ausgemustertes Spielzeug, zum Beispiel im Herd aus Lehm selbst gebrannte und bemalte Glucker (Schusser), Fleißbildchen oder nicht mehr ganz saubere Kleider aus Papier für die Puppen aus Karton. An einem Balken hing ein Brett als „Schiffschaukel“. Als Abschluss gab es eine Zirkusvorführung mit Steckenpferddressuren, Clowns und einer Seiltänzerin, deren Seil allerdings aus Sicherheitsgründen auf dem Boden lag. Das Vorbild dafür waren die Seiltänzer, die über den Hauptplatz ihr Seil gespannt hatten und ohne Sicherung hoch über den vielen Zuschauern darüber balanciert waren.

Später war der ganze Stolz der Buben und der Mittelpunkt der Spiele unser „Häusla“, das wir in einer Ecke des großen Gartens gebaut hatten. Dort rauchten wir „Teufelsstrick“, die trockenen Ranken der Waldrebe, spielten Karten wie die Erwachsenen im Wirtshaus und planten Überfälle auf die „feindlichen Banden“, die irgendwo in der Nähe eine andere Hütte hatten. Bei solchen „Kämpfen“ ging es nicht selten ziemlich gewalttätig zu.

Das verbreitete Häuslabauen hängt wohl mit den sehr beengten Wohnverhältnissen der Nachkriegszeit zusammen. In unserem Haus waren zum Beispiel „ausgebombte“ Verwandte aus Saarbrücken und aus Würzburg untergebracht. Auch ein ehemaliger Veterinäroffizier und ein Russe oder Ukrainer wohnten bei uns. Letzterer sprach nur gebrochen Deutsch und war für uns Kinder deshalb und wegen seiner Erfindungen, zum Beispiel einer Lampe, die ihren Strom von einem mit einer Kurbel betriebenen Fahrraddynamo erhielt, ein interessanter Hausgenosse.

Ein Treffpunkt der Bubenspiele war außer unserem Garten der versteckte Weiher in der Lehmgrube bei der Ziegelei, damals noch weit weg von den Wohnhäusern. Dort gab es ein Floß aus Balken und Brettern, auf dem wir mit Herzklopfen auf die kleine schlammige Wasserfläche hinaus stakten. Buben aus der Epfenhauser Siedlung paddelten auf dem Weiher mit kleinen Aluminiumbooten aus Treibstofftanks von Jagdflugzeugen, die sie auf dem Fliegerhorst in Penzing „organisiert“ hatten.

Der Obstgarten

Unser Garten mit den großen Obstbäumen und mit den Beerensträuchern und Gemüsebeeten war nicht nur unser Platz zum Spielen. Wenn die Johannisbeeren, die Jakobiäpfel, die „Goggolera“- und die „Honigbira“ reif waren, musste unsere Mutter aufpassen, dass nicht zu viel sofort im Magen landete. Noch begehrter waren die Pflaumen und die Zwetschgen. Obst war damals wertvoll. Viele Leute, die keinen Garten hatten, kamen im Sommer schon früh am Morgen um Fallobst, das wir Kinder im Tau aufgelesen hatten.

Der Herr Professor Karl baute, wie viele Männer, im Garten Tabak an, den er auf dem Balkon aufhängte und trocknete. Tabak war ein begehrtes Handelsgut. Alle Kinder sammelten auf der Straße Zigarettenkippen, meist von amerikanischen Soldaten und ihren „Fräuleins“, und vertauschten sie gegen Bonbons oder andere Raritäten, wenn sie den Tabak nicht selbst rauchten.

In unserem Garten standen an der Straße zwei hohe Birnbäume, deren heruntergefallene Früchte in der ganzen Bayervorstadt beliebt waren. Das Abernten dieser Bäume war aufregend. Ein großes, von der ganzen Familie gehaltenes festes Leintuch wurde über der Straße ausgespannt, die Autofahrer mussten anhalten. Beim Schütteln der Äste zeigte sich, dass die weichen süßen Birnen oft doch recht hart waren, wenn sie uns auf den Kopf fielen.

Im Herbst wurden die Äpfel gepflückt und zum Teil als Lagerobst verkauft. Mit einem Teil der Ernte fuhren wir, unsere Mutter und die Kinder, die Äpfel in Körben in einem Leiterwagen, darauf große Glasballonflaschen, in die Pössinger Au. Besonders aufregend war die Fahrt den steilen Eselssteig hinunter, wo es schon passieren konnte, dass einer der Körbe umkippte und wir die Äpfel am Steilhang wieder einsammeln mussten oder sogar eine der wertvollen Flaschen den Hang hinunterkollerte und zerbrach. Der Name „Eselssteig“ kommt daher, erzählte Herr Altmannshofer, dass sich in der Pössinger Au etwa bis zum Ende des ersten Weltkriegs eine Gärtnerei befand und der Gärtner mit einem Esel auf diesem Weg das Gemüse zum Markt brachte.

Die Äpfel wurden von Herrn Altmannshofer mit einem Obsthäcksler zerkleinert, der von einer Wasserturbine angetrieben wurde. Anschließend wurde der Saft mit einer Handpresse ausgepresst und in die Ballons gefüllt. Daheim weckte ihn unsere Mutter ein.

Lebensmittelgeschäfte und Selbstversorgung

Obst und Gemüse konnte man, wenn man es nicht selbst anbaute, gleich gegenüber (Münchener Straße 18) beim Clemens Nothelfer in seinem mit Kartoffeln, Krautköpfen, Gemüsekisten und einem Sauerkrautfass vollgestellten kleinen Laden einkaufen. Solche wunderbaren Früchte wie Orangen, Mandarinen oder Bananen gab es nur bei besonderen Anlässen wie Nikolaus oder Weihnachten. In den Lebensmittelgeschäften, „Kolonialwarengeschäfte“ nannte man sie, beim Lautenbacher (heute Sparkassenfiliale) und im Haus daneben an der Weilheimer Straße beim Lang wurden das Mehl, der Zucker und vieles andere aus den Schubladen mit Blechschäufelchen in Tüten abgefüllt und auf der großen Waage gewogen. Die farbig gestreiften, süß-scharfen Pfefferminzkugeln aus den großen Glasbehältern auf der Ladentheke konnte man einzeln kaufen, das Stück um einen Pfennig. Bei den Kindern beliebt war auch das Brausepulver in Tütchen für fünf Pfennig – rot mit Himbeergeschmack, grün mit Waldmeistergeschmack, orange mit Orangengeschmack, alles sehr künstlich, das auf der Handfläche mit Spucke schäumte und das wir gierig aufschleckten.

Im Lebensmittelgeschäft Lang (um 1955)

Unmittelbar nach dem Krieg, als die Lebensmittel auf Karten zugeteilt wurden und die Rationen kärglich waren, versuchten viele Familien sich, so weit als möglich, selbst zu versorgen. Wir hatten wie viele Nachbarn Milchziegen und Hennen, außerdem einige Bienenstöcke, andere hielten auch noch Stallhasen. Aus der „Goaßenmilch“ machte meine Mutter Kümmelkäse und Butter, der ganz weiß war. Ein Fest, bei dem alle Beteiligten von Kopf bis Fuß klebrig wurden, war das Schleudern der Honigwaben. Als Honigersatz stellten wir Zuckerrübensirup her.

Die alt gewordenen Geißen und die männlichen Kitze wurden mit großem Abschiedsschmerz zum Metzger gebracht. Die guten Würste, die der Metzger aus dem Fleisch machte, aßen wir mit sehr gemischten Gefühlen. Für die Kinder war auch das Schlachten der Hühner ein aufregendes Ereignis: Ich erinnere mich mit Grausen, wie einmal ein Gockel ohne Kopf – das Blut schoss aus dem Hals – noch fast bis zum Dach flog und meine Mutter ihm entsetzt mit dem Beil in der Hand nachschaute.

Handwerker

In der Münchener Straße gab es außer unserer Zimmerei noch weitere Handwerker: Gegenüber arbeitete in einem Rückgebäude (Nr. 20) der Schuster Wiedemann, ein freundlicher Mann, dem wir als Kinder oft bei seiner Arbeit zuschauten. Er spitzte meiner kleinen Schwester mit seiner Schleifmaschine regelmäßig die Stifte und sie hatte deshalb in ihrer Klasse immer die am schönsten gespitzten, worauf sie sehr stolz war.

Josef Beinhofer stellte in Handarbeit Betonwaren her, zum Beispiel Zaunsäulen (Nr. 14). Neben dem Lebensmittelgeschäft Lautenbacher war die Schreinerei Steigenberger (Nr. 2½), wo man auch sein Fahrrad einstellen konnte. Der spätere Inhaber war Karl Wiedemann, in Landsberg als Hofnarr der Faschingsgesellschaft Licaria bekannt.

Gegenüber (Nr. 3) war das Haus des Elektromeisters Scheucher. Sein „Geschäft“, wo man Glühbirnen, Sicherungen und Batterien kaufen konnte, befand sich in einem überquellenden Schrank im dunklen Hausgang. Sein Geselle fuhr jeden Morgen, ob die Sonne schien oder es regnete oder schneite, mit dem Fahrrad zu den Baustellen in der Stadt oder in den Dörfern, auf dem Gepäckträger das Werkzeug, die Rollen mit Kabeln um den Lenker gewickelt.

Gasthäuser: Der Wallner Karl und der Bärenwirt

Außer den Geschäften gab es auch zwei Gasthäuser, in denen die Bayervorstädtler und die Bauern aus den naheliegenden Dörfern einkehrten und sich zum Karten spielen trafen. Die Buben holten dort im Krug das Bier für die Väter und probierten auf dem Rückweg gelegentlich auch einen Schluck.

Karl Wallner, der Wirt des Gasthofes Stadt München, mit dem Faschingsprinzen Helmut Kern und Prinzessin Ingrid (1955); links Frau Tronsberg, die junge Wirtin

Das eine Wirtshaus, das heute noch bestehende **Stadt München**, war auch für Familienfeste beliebt. Im Sommer saß man unter den Kastanien neben der Straße (später wurde aus dem Garten ein Parkplatz), im „Salettl“ daneben, einem Pavillon aus Holz, wurde manchmal zum Tanz aufgespielt. Der Wirt, der Wallner Karl, war wegen seiner Kraft, seiner Körpergröße und wegen seiner großen Hände eine Berühmtheit in der Stadt und darüber hinaus. Als Ringer und Gewichtheber hatte er in seiner Jugend viele Preise gewonnen. Das Foto des starken Mannes mit dem hochgezwirbelten Schnurrbart und den vielen Medaillen hängt noch heute in der Gaststube. Auch noch im hohen Alter begegneten ihm die Gäste mit großem Respekt, wenn er durch die Gaststube ging und freundlich grüßte.

Als Ende April 1945 die US-Armee Landsberg besetzte, mussten alle Waffen im Gasthaus Stadt München abgegeben werden. Die US-Soldaten ließen dann bei uns in der Werkstatt die Kolben mit der Kreissäge absägen. In unserem Garten hatten sich kurz zuvor einige deutsche Soldaten ihrer Uniform entledigt. Wir Kinder fanden diese und die Waffen hinter den Sträuchern und brachten sie stolz unseren Eltern, die heillos erschraken.

Das Gasthaus zum Löwen in der Münchener Straße

Das andere Gasthaus war das **Gasthaus zum Löwen** der Brüder Ferdinand und Xaver Miller an der Ecke Münchener Straße / südliche Kistlerstraße (Nr. 4). Diesen Namen verwendete aber niemand. Man sagte „Wangawirt“, weil es der Wagnermeister Kirchner um 1870 gebaut hatte, oder **„Bärenwirt“**. Der letztere Name war der gebräuchlichste. Angeblich, so wurde erzählt, waren hier früher die Bärentreiber eingekehrt. Vor dem Gasthaus sei eine Eisenstange gewesen, an die die Kette am Nasenring der Tanzbären angehängt worden sei. Spaßhaft wurde der Name Bärenwirt aber auch auf die beiden unverheirateten Brüder bezogen, die neben der Wirtschaft eine kleine Landwirtschaft betrieben, und bei denen es nicht besonders ordentlich zuging. In der kleinen Gaststube mit ihrer einfachen Einrichtung aus rohem Holz gab es nur Bier und Limo, was meist gleich aus der Flasche getrunken wurde. Der Xare, der jüngere der Brüder, hatte einen gewaltigen Umfang, wohl eine Folge davon, dass er selbst sein bester Gast war. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er auf seinem von zwei Kühen gezogenen Wagen saß und Mist auf einen Acker führte oder wie er, wenn im Sommer das Stangeneis ausgegangen war, mit seinem Fahrrad auf Vollgummireifen aus der Brauerei mit einer Stange Eis auf dem Gepäckträger zurückkam. Er war, obwohl er gefährlich wirkte, wie sein schlanker Bruder ein gutmütiger und freundlicher Mann. Vom Ferdl erzählte man, dass er als Soldat im Ersten Weltkrieg so unglücklich gewe-

sen war, dass er ständig geweint hatte und dann heimgeschickt wurde.

Die Kistlerstraße und die Epfenhauser Straße

Die Bebauung in der Bayervorstadt zog sich, anders als heute, fast nur an den Ausfallstraßen entlang, an der Münchener Straße, an der Weilheimer Straße, an der Pössinger Straße und an der Epfenhauser Straße. Die einzige Querstraße war die Kistlerstraße. Im nördlichen Teil wirtschafteten der Bauer Rill und der Kleinbauer Mindel, an der Einmündung in die Epfenhauser Straße stand die Halle für die Postomnibusse. Im südlichen Teil befand sich bis vor einigen Jahren das Lagerhaus und die Landmaschinenwerkstatt der Baywa, wichtig für die Bauern der Stadt und der umliegenden Dörfer.

Xaver Rill aus der Kistlerstraße mit seinem Ochsenfuhrwerk

Auch an der Epfenhauser Straße gab es einige Bauernhöfe, die Bauern Geier, Pschorr und Kiechle. Weiter draußen stand das Spitalgut, von dem aus die Felder und Wiesen der Hl.-Geist-Spitalstiftung bewirtschaftet wurden. Im Wohnhaus befindet sich heute die Verwaltung der Städtischen Werke, in den Ställen und den Lagerhallen der Bauhof der Stadt. Ich erinnere mich an den Großbrand im Februar 1952 im Spitalgut, an die Flammen, die aus den Dächern schlugen und an das brüllende Vieh, das ins Freie getrieben wurde.

Der Bereich an der Stadtmauer zwischen dem Bayertor und der Einfahrt zur Malteserstraße, der sogenannte „Butan“ – abgeleitet von „Botanischer Garten“ - , war ein beliebter Spielplatz für die Kinder. Die damals noch zahlreichen exotischen Bäume und Sträucher wurden kaum mehr beachtet. Der nördliche Teil des Grabenbereichs bis zum Pulverturm war für die Öffentlichkeit nicht zugänglich, er wurde von der Ackerbauschule als Obstgarten genutzt. Gegenüber, dort wo heute die Maschinenhallen der Lehranstalten stehen, war ein kleiner Sportplatz für die Oberrealschule. Dort und auf der Waitzinger Wiese veranstaltete der Wirt, Lohnkutscher und Pferdehändler **Eduard Bock**, ein nicht nur wegen seiner groben Sprüche stadtbekanntes Original, gelegentlich Traberrennen. Eines dieser Rennen wurde zum Stadtgespräch, als sein edles Ross plötzlich in der Bahn wendete und ihn zum „Geisterfahrer“ machte. Alles Schreien und Peitschenknallen half nichts, er, der große Pferdefachmann, wurde unter dem Gelächter der Zuschauer disqualifiziert. Das Markenzeichen des Bock Eduard war sein „Koks“, sein steifer schwarzer Hut, den er fast nie abnahm. Mit ihm saß er auch stolz auf der Kutsche, wenn er mit seinem herrlichen Gespann von Schecken ein Hochzeitspaar fuhr oder einen Sarg zum Friedhof brachte. Er, später sein Schwiegersohn und seine Tochter, waren Wirte im **Nonnenbräukeller**, wo unter anderen Vorstädtlern

Der erste Selbstfahrermähdrescher des Spitalgutes im Hof der Baywa (um 1960)

Eduard Bock mit seinem Gespann beim Ruethenfest 1953

Der Leichenwagen von Eduard Bock

auch die Ackerbauschüler verkehrten. Hier sang der alte Schuhmachermeister Sigl, wenn er besonders gut aufgelegt war, mit den Gästen lautstark das schöne Lied von der „ hiha- haarigen Maus“. Manchmal erzählte er von seinem Leben auf der Walz: Auf dem Brenner war er mit einem Kameraden fast im tiefen Schnee stecken geblieben. In Sterzing hatte die Suppe der Kapuziner den wandernden Gesellen so schlecht geschmeckt, dass sie diese trotz großen Hungers in den Regenschirm schütteten.

Eine kleine Welt für sich war die abgelegene **Epfenhauser Siedlung**, die für die Soldaten des Fliegerhorstes Penzing gebaut worden war. Manche der Bewohner waren für die Amerikaner tätig und hatten deshalb Zugang zu Dingen, von denen andere Landsberger nur träumen konnten. Die Buben spielten mit Originalausrüstung auf der Wiese zwischen den Häusern Baseball und sammelten amerikanische Comics, sie handelten mit Lucky Strike Zigaretten und gaben mit ihren Armeefeuerzeugen an. Manche imitierten sogar den Bürstenhaarschnitt der GIs.

An der Epfenhauser Siedlung vorbei ging man nach **Sandau**. In der heruntergekommenen Kirche wurde nur selten ein Gottesdienst oder eine Maiandacht gefeiert, aber das Café Sandau der Familie Weber war ein beliebtes Ziel für Familienspaziergänge am Sonntag. Dort saß man im Schatten der Bäume oder in der gemütlichen kleinen Stube und ließ es sich gut gehen, während die Kinder im Garten spielten.

Am nördlichen Ende der Fischweiher stand damals noch das landwirtschaftliche Anwesen der Familie Weber, das später abgebrochen wurde.

Für die größeren Buben war der **„Kongo“**, die Kiesbank unterhalb der Schullehrerwies mit ihrem Wasserfall, dem Felsen im Lech, dem Steilhang und dem dichten Auwald ein beliebter Treffpunkt für Indianerspiele.

Die Straße nach Epfenhausen war lange nur eine Schotterstraße, auf beiden Seiten bepflanzt mit Apfelbäumen. Die Ernte wurde jährlich neu versteigert.

In den Nachtstunden wachte auf den Feldern der Flurwärter Jänker, dass sich niemand am Getreide oder an den Kartoffeln vergriff. Wenn die Kartoffelkäfer die Ernte bedrohten, wurden die Schulkinder in den ersten Nachkriegsjahren von den Lehrern auf die Äcker zum Käfersuchen geführt. Für die Getreideernte gab es noch keine Mähdrescher. Die Halme wurden mit von Pferden oder Kühen gezogenen Mähbalken oder auch schon mit Traktoren gemäht. Die gebündelten Garben führte man dann ein und drosch sie im Lauf des Herbstes und Winters mit der Dreschmaschine. Nach der Ernte kamen die vielen Hennenbesitzer zum „Ächern“, zum Sammeln der liegengebliebenen Ähren.

Die Weilheimer Straße und die Pössinger Straße

Der Lang Martl

Im ersten Haus an der Weilheimer Straße, neben der Tankstelle, wohnte ein weit und breit bekanntes Original, der Lang Martl. Er stammte aus Epfenhausen. In einem Internat in der Oberpfalz hatte er „auf Lehrer studiert“, weil ihn sein Vater nicht für geeignet hielt, den Bauernhof zu übernehmen. Als der Vater plötzlich starb, brach er das Studium kurz vor dem Examen ab und versuchte sich als Bauer, was er aber bald wieder aufgab. Er verkaufte den Hof und machte sich in Landsberg ansässig. Seine Frau führte das Lebensmittelgeschäft, er aber lebte von früh bis spät seiner Leidenschaft, seinen alten Autos und Motorrädern, die in dem ganzen Grundstück bis hinter zur Kistlerstraße nebeneinander und übereinander gestapelt waren. „Wertvolle“ Teile, die er aus den Wracks ausgebaut hatte, zum Beispiel alte Autobatterien, lagerte er sogar trotz des Protestes seiner Frau in der Badewanne und unter dem Ehebett. In dem unglaublichen Durcheinander fand er alles, was er oder einer seiner Kunden brauchte. Die Suche nach einem Scheinwerfer für einen Vorkriegs-DKW, - DKW war seine „Hauptmarke“ – oder nach einer passenden Achse für den „Gummiwagen“ eines Bauern dauerte allerdings manchmal stundenlang, weil er dazu die darüberliegenden Autoteile zuerst abtragen musste. Unermüdlich war der kleine, kugelbäuchige Mann mit dem watschelnden Gang zwischen seinen Schrotthäufen in Bewegung, in der Hand einen Schraubenschlüssel oder eine Zange. Dabei redete er ständig schreiend mit den Kunden oder auch mit sich selbst, sein freundliches Gesicht und die abstehenden Ohren von Aktivität gerötet. Die Lederhose glänzte wie seine großen Hände schwarz vom Motorenöl.

Der Lang Martl (1971)

Sein Neffe, der Gebhard Hansi, war mein Freund. Er musste in den Ferien oft von früh bis spät mit seinem Onkel arbeiten. Als „Lohn“ dafür fuhren wir, wenn der Onkel Martin in einer seiner Schrottdeponien in Ludenhausen oder Dießen war, stolz mit einem der Uraltautos spazieren. Zuvor brachten wir, wie wir es vom Onkel gesehen hatten, einfach ein gültiges Nummernschild mit Draht an. Zwei der Autos liebten wir besonders: Ein Adlercabrio mit Lederklappdach und Speichenrädern und einen von einem Uttinger Bootsbauer mit einer Holzkarosserie neu aufgebauten DKW mit abnehmbarem Dach, das uns allerdings einmal davonflog, als wir zu schnell durch ein Schlagloch gerast waren.

Der Lang Martl fuhr jedes Jahr mit seinem „schönen“ DKW Meisterklasse mit seiner Frau in den Urlaub nach Italien. Das war damals noch etwas Ungewöhnliches. Einmal beschloss er, nach Spanien zu reisen. Als er zurück kam und gefragt wurde, wie es gewesen sei, sagte er: „Glei‘ nach der spanischen Grenz‘ waren wir im Wirtshaus. Das Essen war greißlich. Dann san mer umkehrt und doch wieder an Gardasee g‘fahren.“

Das Arnhard-Anwesen an der Weilheimer Straße 6, erbaut 1912, abgebrochen 1993

Vom Pfletschbräukeller zum Holzgarten und zum Luisenhof

Neben dem Lebensmittelgeschäft Lang arbeiteten die Brüder Spring in ihrer Schreinerei.
Vor dem Gasthaus Pfletschbräukeller standen oft die Dreiradtransporter der Altwarenhändler von Neuweil und von Sandau und aus der Wirtsstube klang der fröhliche, von Ziehharmonikamusik begleitete Gesang der Männer. Beim Müh, so hieß der Wirt, traf man sich im Sommer zum „Kegelscheibn“ in der noch bestehenden Kegelbahn. Der „Job“ des Kegelbuben, der die Kegel aufstellte, war wegen des Trinkgelds sehr begehrt.

Gegenüber befand sich wie heute das Staatliche Forstamt, der „Mammutbaum“ im Garten wurde von den Eltern den Kindern als Besonderheit gezeigt und bestaunt. Das schöne Schulgebäude daneben, heute eine Grundschule, war ursprünglich eine Präparandenschule, eine Einrichtung zur Ausbildung von Volksschullehrern. In der Nachkriegszeit befand sich hier die Berufsschule und später zusätzlich eine private Handelsschule, die der Leiter der Berufsschule, der Direktor Albrich, zusätzlich betrieb.

Der Bauer Arnhard am Beginn der Pössinger Straße - der Hof steht nicht mehr – war auch Fuhrunternehmer. Mit zwei großen belgischen Kaltblutpferden, die im Stall mit ihrem Kopf fast an der Decke anstießen, transportierte er zum Beispiel für meinen Vater Bauholz vom Sägewerk Kink am Englischen Garten oder vom Sägewerk Geisenhof am Lech nördlich der Schweighofsiedlung in die Münchener Straße.
Das Lagerhaus Schweyer daneben gibt es noch, aber das ehemalige Gasthaus Oberfeigerlkeller, nach dem Besitzer „zum Send“ genannt, musste schon lange dem Neubau des Landsberger Hofes weichen.

Zwei der wenigen Landsberger Bauernhöfe, die nicht seit der Nachkriegszeit verschwunden sind, sind der Krumm-Hof am Reischer Talweg und der Ruch-Hof an der Pössinger Straße.

Im Bereich der heutigen Isidor-Hipper-Straße, die es damals noch nicht gab, und nördlich anschließend befand sich der eingezäunte städtische Holzgarten, wo die Bewohner der Altstadt ihr Brennholz lagerten. Die Bäcker und Metzger der Altstadt hatten große Holzbeigen aus langem Scheitholz. Die Familien holten ihr Holz meist mit Leiterwägen, dem Haupttransportmittel der damaligen Zeit. Das kleine Haus des Holzgartenaufsehers Kössel stand nördlich der Einmündung der heutigen Straße. Dieser sägte und hackte damals für 3 Mark einen Ster Holz.

Der Gasthof Oberfeigerlkeller an der Weilheimer Straße (von Südosten), davor das Langholzfuhrwerk des Wirtes Thomas Send (um 1960)

Dort, wo sich heute das große Gebäude mit dem Supermarkt befindet, wurde 1948/49 von der Genossenschaft der Landsberger, Reischer und Schwiftinger Bauern eine moderne Molkerei, die „Mogela“, errichtet, wo man Milch, Butter und Käse kaufen konnte.

An der Weilheimer Straße standen sonst nur noch einige kleine Einfamilienhäuser, auch die Aussiedlerhöfe wurden erst später gebaut. Den Stadtausgang nach Süden zu beherrschte der imposante Luisenhof an der Ummendorfer Straße, von dem nur noch das Wohngebäude übrig geblieben ist.

Das Wohnhaus des Holzgartenaufsehers

Im Holzgarten (um 1950)

Das Krumm-Anwesen am Reischer Talweg

Die Mogela

Der Luisenhof an der Ummendorfer Straße

Das Naturfreundedenkmal am Krachenberg

Krachenberg und Pfletschbräuwies

Auch entlang der Pössinger Straße gab es viele Lücken zwischen den wenigen Häusern. Auf die Wiesen westlich davon, heute fast bis zum Lechhang bebaut, trieben die Bauern ihre Kühe. Am Schlageterdenkmal auf der alten Schwedenschanze und in den Höhlen am Steilhang oberhalb des Kneippbads spielten die Buben „Räuber und Schandi". Etwas nördlich davon, dort, wo der steile Weg vom Klösterl auf der Höhe des Krachenberges ankommt, stand das Naturfreundedenkmal, von wo man einen schönen Ausblick auf das Lechtal hatte.

Unmittelbar nach dem Krieg sah man an der Hangkante bis nach Pössing viele Schützenlöcher vom Kriegsende, als hier für einige Tage die Front gehalten werden sollte. In der Nähe des Eselssteiges stand noch längere Zeit das drehbare Untergestell einer Flak, das wir oft zum „Karussellfahren" aufsuchten.

Im Winter kamen die Kinder aus der ganzen Stadt auf die „Pfletschbräuwies" zum Schlitten- und Schifahren. „Bahn frei, Kartoffelbrei, oder hol i d' Polizei!" schrien sie, wenn sie die Hänge oder die „Todesbahn" in die Schlucht hinunter rasten.

Im Gutshof Pössing, der wie heute zur Spitalstiftung gehörte, wurde damals auch Vieh gehalten. In der Nähe befanden sich Baracken aus der Kriegszeit, sogenannte Behelfsheime, unter anderem am Weg von Pössing zum Lech hinunter und am Waldrand südlich des heutigen Campingplatzes. Am Weg zum Lech wohnten nach dem Krieg Familien aus der Epfenhauser Siedlung, deren Häuser von den Amerikanern beschlagnahmt worden waren. Die Baracken am Waldrand waren noch bis in die 50er Jahre bewohnt.

Der Magier in Pössing

In einer Baracke beim Gutshof Pössing, später befand sich darin eine Zeitlang das Tierheim, lebte mit seiner Frau ein sonderbarer alter Mann, der Privatgelehrte Professor Hans Wolff. Es war wohl etwa 1955, als unser Deutschlehrer beiläufig in einem Gespräch über die Magie in Goethes Faust auf ihn als einen Kenner von Geheimlehren zu sprechen kam. Dass es einen „Magier", vielleicht einen Menschen wie Faust, in unserer langweiligen kleinen Stadt gab, faszinierte mich. Meine Neugier war so groß, dass ich noch am gleichen Tag mit einem Freund, dem ich davon erzählt hatte, nach Pössing ging. Dort standen wir dann unsicher und aufgeregt am Zaun des kleinen Gartens und wagten es nicht, hineinzugehen und an der Tür zu klopfen. Nach einiger Zeit kam ein hagerer Mann mit dünnen, langen, weißen Haaren heraus und machte sich an den Pflanzen zu schaffen. Später, wir standen immer noch wortlos am Zaun, trat er auf uns zu, begrüßte uns und fragte uns nach unserem Anliegen. Ich weiß nicht mehr, wie wir ihm stotternd unseren Wunsch nach seiner Bekanntschaft und nach Einführung in seine Geheimnisse vorgebracht haben. Ich sehe aber noch sein freundliches und zugleich skeptisches Lächeln, mit dem er uns in sein Haus einlud. Das bestand nur aus zwei oder drei kleinen Räumen. Er führte uns vor ein seltsames, kreisförmiges Bild, erst später erfuhren wir, dass es ein buddhistisches Mandala war, entzündete Räucherstäbchen und forderte uns auf, uns davor auf den Boden zu setzen, es anzuschauen, zu schweigen und an nichts zu denken. Nichts zu denken war in dieser aufregenden Situation natürlich ganz unmöglich. Wir sahen uns schon als Lehrlinge des großen Meisters, Schritt für Schritt eingeweiht in für andere Menschen unzugängliche Geheimnisse. Damals war ja esoterisches „Wissen", das heute trivialisiert und massenhaft in jeder Buchhandlung verramscht wird, wirklich noch geheim und weitgehend unbekannt.

Herr Wolff fragte uns danach etwas aus, um uns kennenzulernen, und bot dann an, uns einmal wöchentlich Privatunterricht über das esoterische Weltbild zu geben. Er zeigte uns dazu eine Reihe von Broschüren zu diesem Thema, die er verfasst hatte und die er als Manuskript hatte vervielfältigen lassen. Wir stimmten natürlich begeistert zu und besuchten ihn dann etwa ein halbes Jahr jeden Dienstagabend für eine Stunde und bezahlten dafür jeweils 1 DM Honorar. Jede Woche erklärte er uns, nachdem wir vor dem Mandala „meditiert" hatten, einen anderen Bereich der Geheimwissenschaften. Wir „studierten" das ägyptische und das tibetanische Totenbuch, die Tabula Smaragdina des Hermes Trismegistos, die Geheimnisse der Kabbala und der Alchemie, die Lehren der Freimaurer und der Rosenkreuzer und die Theosophie der russischen Großfürstin Blavatskay. Er lieh uns jede Woche das entsprechende Heft und prüfte in

der nächsten Stunde unser Wissen. Wir lernten alles brav, aber das, was wir erwartet hatten, fanden wir nicht in diesem seltsamen Extrakt aus angeblich über Jahrtausende weitergegebenen geheimen Lehren.

Wolff lieh uns auch Romane, die uns viel stärker beeindruckten als das esoterische Wissen, zum Beispiel von Gustav Meyrink „Der Golem“ und „Der Engel vom westlichen Fenster“.

Wir waren zwar jugendlich naiv, aber gleichzeitig auch skeptisch und kritisch, was unseren „Lehrer“ nicht aufbrachte. Es gefiel ihm. Wir fragten ihn aus, wie er zu seinen Geheimnissen gekommen sei, und er erzählte uns auf die nüchterne und gelassene Weise, in der er uns auch unterrichtete, ein Erlebnis, das uns sehr beeindruckte. Er sei von Beruf Diplomingenieur für Elektrotechnik gewesen. Im 1. Weltkrieg sei er im Schützengraben verschüttet worden und habe eine Zeitlang vollständig sein Gedächtnis verloren gehabt. In einem Lazarett, wo er als Kriegsgefangener lag, sei ihm ständig ein Satz in einer ihm unbekannten Sprache durch den Kopf gegangen. Ein englischer Sanitäter, dem er dies erzählte habe, habe ihm gesagt, der Satz sei Sanskrit und bedeute: „Der Buddha ist meine Zuflucht“. Seit diesem Erlebnis habe er sich mit Geheimlehren befasst, seinen Beruf aufgegeben und sei Buddhist geworden. Er habe auch Tibet besucht und dort Kontakt mit Mönchen gehabt.

Manchmal standen vor seinem Häuschen große teure Autos, meistens mit Kennzeichen aus Stuttgart oder aus München. Auf unsere Fragen danach erklärte er, dass er für die Besucher Horoskope erstelle. Für uns allerdings nicht, dafür seien wir zu jung und seelisch noch nicht stark genug. Einer dieser Besucher war übrigens der Komponist Carl Orff. In diesem Zusammenhang erzählte er auch, dass er bis 1943 in München in einer großen Wohnung in Schwabing als angesehener Astrologe gelebt habe. Eines Tages habe er von zwei Männern den Auftrag erhalten, zu den Daten eines ihm unbekannten Mannes ein Horoskop zu anzufertigen. Das Ergebnis sei gewesen, der Mann werde einen unglaublichen Aufstieg erleben und danach einen plötzlichen tiefen Fall. Erst nach der Machtübernahme Hitlers – der Besuch fand also vor 1933 statt - sei ihm aufgefallen, dass es sich um Hitlers Horoskop gehandelt habe. Einige Zeit später sei die Gestapo in seine Wohnung gekommen, habe ihm mit Haft gedroht, falls er irgend jemand etwas über das Horoskop erzähle. Anfang der 40er Jahre wurde Wolff für mehrere Monate in „Schutzhaft“ genommen. Seine große Bibliothek wurde beschlagnahmt. Seither wurde er ständig überwacht. Ab etwa 1943 konnte er sich durch die Hilfe des Fürstenhauses Hohenzollern im Schloss Sigmaringen verstecken, im letzten Kriegsjahr beschaffte ihm dann ein anderer Bekannter, vermutlich Baron von Hermann, Lehrer an der Landsberger Oberrealschule, eine Wohnung in Waal. 1945 erhielt er von der Stadt Landsberg die Baracke in Pössing.

Eines Tages wurde ich in der Schule vom Hausmeister aus dem Unterricht geholt und zum Oberstudiendirektor Listl geführt. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, was ich „ausgefressen“ haben könnte. Herr Listl, der mich als seinen ehemaligen Schüler kannte, schaute mich prüfend und ernst an und sagte dann: „Stimmt das wirklich, dass Sie einen Kurs in Magie besuchen?“ Ich erklärte ihm die Situation. Er war noch nicht beruhigt und berichtete dann, der Stadtpfarrer Niklas habe bei ihm vorgesprochen und sich empört darüber beschwert, dass ein Schüler, noch dazu ein Ministrant des Religionslehrers Hartlmaier, sich in schwarzer Magie, in Teufelskünsten, ausbilden lasse. Meine Antwort darauf war, dass mehrere Lehrer, darunter auch unser Religionslehrer, mit dem „Magier“ bekannt und mit ihm im Gespräch über Esoterik gewesen seien. Außerdem habe mein Vater – er war als Kirchenpfleger nicht verdächtig als Esoteriker – schon dem Herrn Stadtpfarrer erklärt, dass er nichts dagegen habe, wenn sich sein Sohn auch für etwas ausgefallene Dinge interessiere. Damit gab sich der Direktor dann zufrieden, aber nicht, ohne mich eindringlich vor den Gefahren der Magie zu warnen.

Später trafen wir unseren „Meister“ nur noch gelegentlich, meist auf dem Wochenmarkt, wo er winzige Blütenpflanzen, angeblich aus dem Himalaya, mit geringem Erfolg zu verkaufen versuchte. Er wurde sehr alt, was er auf seine vegetarische Lebensweise zurückführte. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Augsburg, wo er um 1980 starb.

Die Alte Bergstraße

Der schwarze Mann

Vor dem Bayertor standen 1945 nach der Besetzung Landsbergs durch die Amerikaner eine Zeit lang ein Jeep und daneben ein schwarzer Soldat – für uns Kinder, aber wohl auch für die Erwachsenen, eine Sensation. „Neger“ kannten wir ja nur als König Balthasar in der Krippe und aus Bilderbüchern. Er war immer lustig und besonders zu Kindern sehr freundlich. Bald sprach sich herum, dass er lachte, wenn man zu ihm ging und ihm die Hand gab, und man ein Geschenk von ihm bekam. Deshalb nahm ich einmal meine beiden Schwestern mit zum Bayertor und wir bestaunten den Schwarzen zunächst aus der Ferne. Dann berieten wir, ob wir uns hintrauen sollten. Mir, ich war sechs Jahre und ging schon in die Schule, und meiner fünfjährigen Schwester war das zu gefährlich. Vielleicht waren wir durch das Spiel: „Fürchtet ihr den schwarzen Mann? - Nein, nein, nein! - Wenn er aber kommt? - Dann laufen wir davon!“ zu stark geprägt. Deshalb sagten wir zu unserer kleinen dreijährigen Schwester: „Geh hin und mach schön bitte, bitte zu dem schwarzen Mann. Der tut dir nichts! Der ist ganz brav!“ Sie tat das ganz ohne Furcht, der Soldat lachte und drückte ihr etwas in die Hand. Sie kam zurück und wir nahmen ihr das Geschenk sofort weg, um es uns anzuschauen. Es war eine Tafel Schokolade, etwas damals außerordentlich Wertvolles und Seltenes, das nicht einmal der Nikolaus, höchstens das Christkind brachte, und ein kleines Päckchen. Wir rannten glücklich nach Hause, teilten „den Schokolad“ und zeigten unseren Eltern das Päckchen. Unser Vater öffnete es, heraus kamen schmale, flache, weiche, längliche Streifen, eingewickelt in Silberpapier, die wunderbar rochen. „Kann man das essen?“, fragten wir gespannt. Mein Vater drehte die Dinger – erst viel später erfuhren wir, dass es Kaugummi gewesen war - misstrauisch hin und her und sagte schließlich: „Wahrscheinlich sind die vergiftet!“ und warf sie in das Herdfeuer.

Fußgänger, Fuhrwerke und Schlitten

Die Alte Bergstraße war damals immer sehr belebt von Fußgängern, von Fuhrwerken der Bergbauern und von den eher seltenen Autos. Die Radfahrer mussten schieben. Der Durchgangsverkehr - die Umgehungsautobahn gab es erst seit 1979 - und der Verkehr in die Stadt verwendete die Neue Bergstraße.

Das Bayertor war nicht für Fahrzeuge gesperrt. Die Alte Bergstraße durfte noch in beiden Richtungen befahren werden, so gering war der Autoverkehr. Parkplatzprobleme gab es nicht.

Im Winter war es sehr gefährlich. 1958 kam in einer Januarnacht ein Omnibus mit Schülern aus Berlin wegen Glatteis in der Kurve beim Gasthof Stadt München von der Hauptstraße ab, fuhr durch das Bayertor die Bergstraße hinunter, konnte nicht bremsen, prallte an mehrere Häuser und schließlich mit einem lauten Knall, der die Leute bis in der Ludwigstraße aus dem Schlaf riss, an das Haus rechts neben dem Schmalzturm. Bei diesem Unfall, dem schlimmsten der Nachkriegszeit, gab es Tote und Schwerverletzte.

Für die Kinder und Jugendlichen war die Bergstraße im Winter ein beliebter Schlittenberg, oft zum Ärger der vielen Fußgänger und trotz des polizeilichen Verbots. Gebremst wurde man dabei höchstens von den gefrorenen „Roßbollen“. Als „Halbstarke“, wie man damals zu größeren Buben sagte, entdeckten wir ein besonderes Vergnügen: Spät in der Nacht fuhren wir mit Leiterwägen die Straße hinunter, gelenkt wurde mit den Füßen an der Deichsel. Das laute Rattern der eisenbereiften Räder weckte manchen Anwohner aus dem frühen Schlaf und er schimpfte uns aus dem Fenster nach. Da waren wir aber längst vorbei und mussten uns darauf konzentrieren, nicht den Schmalzturm zu rammen.

Das Bayertor und der Ferkelmarkt

Den Zugang zur Altstadt beherrscht das gewaltige Bayertor, damals war es grau und verwittert. Im südlichen Vorturm wohnte in einer winzigen Wohnung – heute die Weinstube – der Torwart Manhart mit seiner großen Familie. Auf der Nordseite des Tores betrieb er eine überdachte Fahrradeinstelle, wo die vielen Leute, die aus den Dörfern in die Stadt kamen, für 10 Pfennig ihr Rad abstellen konnten.

Täglich gingen wir durch das Bayertor zur Schule, manche Buben schon eine Stunde früher zum Ministrieren bei der Frühmesse in der Malteserkirche, wie man damals die Heilig-Kreuz-Kirche nannte. Die düsteren hohen Mauern, die dunklen Durchgänge, die immer verschlossenen verwitterten Türen, der Wehrgang mit seinem offenen Balkengerüst, der große Christus am Kreuz im Haupttor wirkten geheimnisvoll und in der Dämmerung oder in der Nacht unheimlich und bedrohlich. Da war man als Kind froh, auf den kleinen Platz innerhalb des Tores zu kommen und das Muhen der Kühe aus dem Stall des Doktorbauern zu hören.

Jeden Samstag Vormittag war hier Ferkelmarkt und dann ging es lebhaft zu: Die Ferkel quiekten und zappelten, wenn sie ein Bauer zur Begutachtung aus der Kiste nahm und prüfend an den Hinterbeinen hochhielt. Lautstark wurde über den Preis verhandelt, bis man einig war und der Käufer das kleine Tier unter den Arm nahm und zu seinem Fahrzeug ging. Auf dem kleinen Platz drängten sich die pferdebespannten Fuhrwerke und später die Traktoren der Bauern und die Fahrzeuge der Viehhändler. Manche Bauern kamen auch mit dem Fahrrad oder dem Motorrad – zum Beispiel der damals sehr verbreiteten 100er Sachs – und transportierten das erworbene Ferkel in einer Kiste auf dem Gepäckträger ab. In späteren Jahren, als die meisten Bauern das Mästen von Schweinen aufgaben, ging der Markt zurück und wurde schließlich ganz eingestellt.

Die Bergbauern und der Zinkschmied

Der „Doktorbauer“ neben dem Bayertor war einer der alten Bergbauernhöfe innerhalb der Stadtmauer, die durch die Größe ihrer Flächen und durch den guten Boden östlich der Stadt gegenüber den Bauern jenseits des Lechs mit ihren kargen Kiesböden deutlich bevorzugt waren. Einige dieser Höfe hatten Hausnamen, deren Herkunft meist längst in Vergessenheit geraten war, neben dem Doktorbauern waren das „Schmidbauer“ Rill (Jesuitengasse 440), der „Neubauer“ Wallner (Jesuitengasse 439) und der „Ölheißbauer“ Grundler (Jesuitengasse 438). Einer der größten Bergbauernhöfe war der Strobl-Hof in der Malteserstraße (Nr. 444 / heute Jehle und Nr. 445). Weitere Landwirte waren der Süßbräu, der Bauer Happach zwei Häuser weiter am Hofgraben, der Bauer Jänker an der Biegung des Hofgrabens, heute steht dort das neue Haus Nr. 470, weiter unten neben der Ausfahrt durch die Stadtmauer zur Neuen Bergstraße der Bauer Greißl (Nr. 472) und daneben, das Haus wurde abgebrochen und zeichnet sich nur noch an der Stadtmauer ab, der Kleinbauer Lidel. Außer den genannten gab es am Hofgraben und in der Malteserstraße noch einige Kleinbauern.

Pferdefuhrwerk mit Getreidegarben im Hof des „Ölheißbauern“ Grundler (um 1955)

Das Anwesen des Kleinbauern Lidel an der Einfahrt zum Hofgraben

Den Bauern wurden während des Krieges Zwangsarbeiter aus vielen Länder zugeteilt. Ein Beispiel: Auf einem der Bergbauernhöfe waren nacheinander ein Bulgare, ein Serbe, ein Russe, ein Franzose und eine polnische Familie eingesetzt. Die Franzosen wohnten in der Baracke an der Stadtmauer gegenüber dem Gasthaus Süßbräu, die anderen auf dem Hof.

Die meisten der Bergbauernanwesen haben inzwischen ganz oder weitgehend ihren Betrieb eingestellt oder sie sind ausgesiedelt. Damals stand in allen Ställen noch das Vieh, die Bauern fuhren mit ihren Pferde- oder Ochsenfuhrwerken, später den Traktoren durch das Bayertor oder durch die Malteserstraße zur Epfenhauser Straße. Der Torbogen am Ende der Malteserstraße musste abgebrochen werden, als die Fahrzeuge, zum Beispiel die ersten Mähdrescher, immer

Eine polnische Zwangsarbeiterin (links) mit ihren beiden Töchtern, der Bäuerin, einer Magd und zwei Gästen um 1944 auf einem der Bergbauernhöfe. Zwischen den polnischen Mädchen die kleine Tochter der Bauernfamilie. Der Mann wollte sich nicht fotografieren lassen.

größer wurden und schließlich kaum mehr durchfahren konnten.

In der Malteserstraße lebte ein unscheinbarer älterer Mann, der pensionierte Lehrer Michael Schmid. Er gab regelmäßig zu Beginn jeden Jahres Anlass zu Gesprächen, wenn wieder in der Zeitung stand: „Papst Pius XII. hat Herrn Michael Schmid seinen Segen für das neue Jahr übermittelt." „Bundeskanzler Dr. Adenauer bedankte sich bei Herrn Michael Schmid für die Glückwünsche zum neuen Jahr". Der alte Herr schrieb bei jeder Gelegenheit an die

Der Torbogen an der Malteserstraße

Großen der Welt. Wenn er eine Antwort erhielt, informierte er die Zeitung.

Ein wichtiger Handwerker für die Bauern war der Zinkschmied an der Alten Bergstraße (Nr. 486). Das einzige, was heute noch an die Hufschmiede erinnert, ist der Eisenring an der Tuffmauer neben der schmalen Treppe hinauf zum Hofgraben, an dem die Pferde angehängt wurden. Im Innern brannte das Feuer auf der Esse. Dort wurden die neuen Hufeisen glühend gemacht, die alten waren zuvor abgenommen worden. Dann hielt der Bauer oder der Knecht den Fuß des Pferdes hoch und wenn der Schmied mit einer langen Zange das Eisen auflegte, um zu prüfen, ob es passte, qualmte es und der Gestank nach verbranntem Horn erfüllte den kleinen Platz und die zuschauenden Kinder hielten sich die Nasen zu. Auf dem Amboss wurde dann das Eisen der Größe des Hufes angepasst und dann angenagelt.

Hinter dem großen Wohnhaus, in dessen Erdgeschoß sich die Schmiede befand, gab es eine große Werkstatt, in der Anhänger, sogenannte Gummiwägen im Unterschied zu den noch vielfach üblichen eisenbereiften Leiterwägen für die Bauern, landwirtschaftliche Geräte und später LKW-Anhänger hergestellt und repariert wurden.

Die Werkstatt des Zinkschmied

Bayertor und Gasthaus Süßbräu mit dem Saal im Obergeschoß

Fasching im Süßbräusaal

Gasthäuser und ein Cafe

Zurück zum Platz innerhalb des Bayertors. An ihm stand und steht das **Gasthaus Süßbräu** der Familie Matheis. Im ersten Stock befand sich damals noch ein Saal mit einer Galerie, zu dem man durch das noch vorhandene große Holztor gelangte. Dort fanden im Fasching jeden Samstag Bälle statt. Der Hausball, er hieß „Berg- und Bürgerball“, und der Maskenball am Rosenmontag waren Hauptereignisse des Landsberger Faschings. Der „Berg- und Bürgerball“ wurde, so erzählten meine Eltern, mit einer vom Herrn Professor Josef Karl von der Oberrealschule und der Frau Wirtin angeführten Polonaise eröffnet. Die Blasmusik spielte auf einem kleinen Podium, die Gäste, die meisten von ihnen „Bergler“, saßen dicht gedrängt an den Tischen um die Tanzfläche und auf der Galerie. Beim Rosenmontagsball wurde nicht nur getanzt, getafelt und getrunken, sondern es gab auch viele lustige Einlagen, die von einer Gruppe von Frauen, darunter Frau Sedlmeier, der „Schönberger Berta“, wie sie von vielen mit ihrem Mädchennamen genannt wurde, vorbereitet und zur großen Erheiterung der Ballgäste vorgeführt wurden. Aktiv dabei war auch Karl Wiedemann aus der Münchener Straße, der „Hofnarr“ der Landsberger Faschingsgesellschaft Licaria, die mit ihrem Prinzenpaar und der Tanzgarde die Bälle besuchten. Er baute zum Beispiel eine Mondrakete, als die Raumfahrt durch den Sputnik der Russen zum Faschingsthema und „Die Fahrt zum Mond, hat sich gelohnt ...“ ein beliebter Schlager wurde.

Manchmal war die Anschlagtafel an der Mauer beim Doktorbauer voll von Plakaten mit riesigen Buchstaben: „Loritz spricht!“ oder später: „Strauß spricht!“ Alfred Loritz war der Vorsitzende der WAV, der Wirtschaftlichen Aufbauvereinigung, einer in der Nachkriegszeit vorübergehend erfolgreichen Partei. Die Wirtsleute erinnern sich, dass er nach der erfolgreichen Wahlversammlung mit seinen Mitstreitern ausführlich Brotzeit machte, die Rechnung aber bis heute offen geblieben ist.

Bei Wahlkampfveranstaltungen mit solchen bekannten Politikern war nicht nur der Saal überfüllt, manchmal war auch der Platz davor voll mit Menschen. Die Reden wurden mit Lautsprechern nach draußen übertragen und waren tagelang das Stadtgespräch.

Der Süßbräu war nicht das einzige Gasthaus an der Alten Bergstraße. Weiter unten konnte man im **Pfletschbräu** einkehren oder an der Gassenschenke einen Krug Bier holen. Das alte Wirtshausschild erinnert noch daran. Damals stand im Rückgebäude noch der hohe Kamin der ehemaligen Brauerei. Ein weiteres Gasthaus am Berg war der **Schlossbergkeller** mit der schönen Terrasse, von der man einen weiten Blick auf die Stadt und das Lechtal hatte.

Eines der beliebtesten Cafes der Stadt war auch damals schon das **Zirnheld**, bekannt für seine guten Kuchen. Am Nachmittag erholten sich hier Professoren der Oberrealschule wie der Zeichenlehrer Konrad Büglmeier, der stadtbekannte „Bü“, vom Unterricht. Die Mütter trafen sich an einem Faschingsnachmittag im Zirnheld zum „Bergfrauenkränzerl“ und brachten den Kindern vom Überfluss etwas mit heim.

Der Musikclown und Zauberer Hans Rott

Beim Süßbräu oder auf einer Bank vor dem Bayertor konnte man gelegentlich einen hageren Mann treffen, meist in einem etwas abgetragenen Anzug mit zu kurzer Hose. Er war vielen Leuten bekannt und man freute sich, ihn zu sehen und begrüßte ihn. Dann nahm er mit Schwung seinen Hut ab, erwiderte den Gruß mit theatralischer Höflichkeit und setzte dazu sein traurig-ernstes Clownsgesicht auf, das ihn

Hans Rott

unverwechselbar machte. Beim Gespräch zeigte er sich lächelnd und herzlich und strahlte einen mit seinen runden Kinderaugen an. Wenn er gut aufgelegt war oder ihm ein Gast eine Halbe spendiert hatte, führte er manchmal spontan eines seiner vielen Kunststücke vor, zum Beispiel konnte er bis zu zwanzig brennende Zigaretten aus seinen Anzugstaschen hervorzaubern.

Hans Rott stammte aus einem kleinen Haus in der Helfensteingasse (Nr. 421b). Sein Bruder betrieb in der Malteserstraße 443b eine Schlosserei. Hans Rott machte es schon in der Schule Spaß, die Stifte und Radiergummis seiner Mitschüler verschwinden und wieder erscheinen zu lassen und deshalb verwundert es nicht, dass er als junger Mann den Sprung vom Friseurmeister in Friedberg mit eigenem Geschäft zum freien Leben des Unterhaltungskünstlers, des Zauberers und Musikclowns, wagte. Über fünfzig Jahre trat er als „Hans Rotti“ in vielen Städten Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens und sogar in Marokko auf, seit den 50er Jahren begleitet von seiner Assistentin aus der Münchener Straße, der Tochter eines Schulfreundes. Besonders stolz war Hans Rott auf seine zeitweise Zusammenarbeit mit Karl Valentin. Die schriftliche Bestätigung des großen Erfolges dieser Auftritte zeigte er gern seinen Gästen.

Eines seiner Kunststücke, mit denen er sein Publikum zum Staunen und zum Lachen brachte, war die „singende Säge“. Mit einem Geigenbogen strich er auf der langen Säge und entlockte ihr die Melodien bekannter Lieder. Als Clown geschminkt, spielte er auch auf einer winzigen Geige und auf einem Glockenspiel. Der andere Teil seines Programms waren die Zauberkunststücke, deren Tricks er niemand verriet. Auch in seiner Heimatstadt war er immer wieder einmal zu bewundern. Einer der letzten großen Erfolge war seine Vorstellung im Stadttheater anläßlich seines 50jährigen Bühnenjubiläums Ende der 70er Jahre. Hans Rott starb 1983 im Alter von 81 Jahren in Landsberg.

Ein kleines persönliches Erlebnis: Bei unserem Hochzeitsmahl im Nebenzimmer des Süßbräu saß zufällig Hans Rott in der Gaststube. Nach einiger Zeit kam er zu uns herein und überreichte feierlich ein großes, schön eingewickeltes Geschenkpaket, was uns sehr erstaunte, weil wir keine näheren Bekannten waren. Beim Auspacken wurde es spannend: Das Paket enthielt wieder ein verschnürtes Paket und das ging mehrfach so weiter, bis schließlich ein winziges Schächtelchen mit einem Glückspfennig zum Vorschein kam.

Vielfalt der Geschäfte

Auch im Alltag war man an der alten Bergstraße gut versorgt. Gegenüber dem Gasthof Süßbräu, an der Ecke zur Malteserstraße, befand sich eines der zwei Lebensmittelgeschäfte der Bergstraße. Der Besitzer hieß Rainer. Ein weiteres Lebensmittelgeschäft, den „Feistl“, gab es am Eingang der Helfensteingasse. Neben dem „Rainer“ betrieb im ersten Haus der Jesuitengasse (Nr. 441) die Familie Kiechle eine Molkerei, wo man die Milch mit der Milchkanne holte und Butter und Käse kaufen konnte, die der Käser wie die anderen Käsereien bis zur Gründung der Mogela selbst herstellte. Eine Filiale dieses Geschäftes befand sich an der unteren Alten Bergstraße im Haus Nr. 398. Weitere Milchgeschäfte gab es neben dem Hutgeschäft Ehelechner (Lieb, Nr. 406) und am Hofgraben oberhalb des Zinkhauses (Nr. 464), wo der Käser Martin, so hieß der Besitzer, im Sommer für die Kinder ein beliebtes Ziel war, weil er nach allgemeiner Auffassung das beste Eis machte, noch besser als das ebenfalls viel gelobte des Cafés Zirnheld. Das Eis wurde damals mit einer „Eismaschine“ hergestellt, in der ein innerer Holzbehälter mit der Eismasse aus Rahm, Milch und Früchten mit einer Kurbel in einem äußeren gedreht wurde. Im Zwischenraum befand sich mit Salz vermischtes gestoßenes Stangeneis aus der Brauerei.

Der Giglbrunnen mit dem später gestohlenen Brunnenbuberl

Auch zwei Bäcker und zwei Metzger gab es an der Bergstraße: Den Treinerbäck (Nr. 420) gegenüber dem Gasthaus Pfletschbräu und den Bäcker Heufelder oberhalb des Giglbrunnens (Nr. 397), den Schustermetzger neben der Treppe zum Hofgraben (Nr. 492) und die Metzgerei Lechle (Nr. 407) mit der Wurstküche im Hexenviertel. Daneben konnte man im Hinterhaus – vorne an der Bergstraße war das schon genannte Milchgeschäft Lieb - bei der Wäscherei Holzhey waschen, mangeln und bügeln lassen. Am unteren Ende der Straße verkaufte der Herr Pfannenstiel Obst und Gemüse, woran noch das Gemälde von Johann Mutter am Haus erinnert (Nr. 410). Später befand sich hier das Fischgeschäft Wiedemann. Auch im Haus unterhalb der Bäckerei Heufelder gab es eine Zeitlang ein Obst- und Gemüsegeschäft.

Etwas abseits, im Hofgraben, war ein Haus, an dem wir nur mit Schaudern vorbeigingen. Wenn das Tor offenstand, sah man an großen Haken die abgezogenen, frisch geschlachteten blutigen Pferdeleiber hängen. Das Fleisch und die Würste davon verkaufte der Rossmetzger Feichtmeier in seinem Laden daneben (Nr. 478).

Kunden der Einzelhandelsgeschäfte waren nicht nur die Bergler, sondern auch die Leute aus dem Umland und auch aus der unteren Stadt. Die Alte Bergstraße war damals eine der Haupteinkaufsstraßen in Landsberg. In der Eisenhandlung Jehle, damals im Haus Nr. 435/436, heute Gasthaus Altlandtsperg, gab es Sensen, Gabeln, Rechen und Kuhketten für die Bauern, Äxte zum Holzhacken, Werkzeug, Nägel, Schrauben und Beschläge für die Zimmerleute und Schreiner, Schaufeln und Mörtelkellen für die Maurer, Taschenmesser für die Buben, Kochtöpfe und Pfannen für den Haushalt und tausend andere Gegenstände. Der Inhaber Stefan Jehle, immer im dunklen Anzug und mit altertümlichem „Vatermörderkragen“, die Söhne und die Angestellten hatten alles im Kopf, was in den unzähligen Schubladen der bis zur Decke reichenden Schränke in den engen dunklen Räumen gelagert wurde.

Eines der wenigen Geschäfte, die sich seit der Nachkriegszeit fast unverändert bis heute (2002) erhalten haben, ist das Textilgeschäft Kemeter (Nr. 417). Unterhalb, im Haus Nr. 416, verkauften zwei alte Damen im winzigen Schreibwarengeschäft Hackl nicht nur Hefte, Zeichenblöcke und Schreibgeräte für die Schule, sondern auch Zigaretten, Tabak, Stumpen und Zigarren. Von den Buben wurden

besonders die vielen Tabakspfeifen und die Blechdosen zum Zigarettendrehen bestaunt, die im Schaufenster lagen, und die Päckchen mit Kautabak brachten die große weite Welt, die wir nur aus Seeräubergeschichten kannten, in die Alte Bergstraße,.

Im Nebenhaus unterhalb (Nr. 415) war wieder ein interessantes Schaufenster: Hier handelte Herr Grimme mit Antiquitäten. Dort erwarb ich als Schüler von meinem Hilfsarbeiterlohn von 97 Pfennig pro Stunde, den ich in den Ferien auf einer Baustelle verdient hatte, einmal einen aus Speckstein gearbeiteten Gegenstand, von dem ich heute noch nicht weiß, wofür er welchem exotischen Volk diente. Später zog das Geschäft um etwas weiter nach oben und auf die gegenüberliegende Seite in das Haus Nr. 490, wo zuvor eine private Leihbücherei mit dem Namen „Bücherwurm“ gewesen war. Dort konnten die „Bücherwürmer“ in den alten, wohl auch gelegentlich wurmstichigen Büchern stöbern, gut beraten von der Besitzerin, einer freundlichen alten Flüchtlingsfrau, und diese für 10 oder 20 Pfennig ausleihen. Bücher waren damals sehr wertvoll, in den meisten Familien gab es keine oder nur wenige. Sie wurden gehütet und man verlieh einen „Karl May“ nur an seine besten Freunde.

Unterhalb des Cafes Zirnheld gibt es noch immer das Bekleidungshaus Gebhard, hervorgegangen aus einer Schneiderei. Gegenüber, links neben der Maltesertreppe, die man im Landsberger Schwäbisch „Malteserstäpfala“ nannte, war das bekannte Uhren- und Brillengeschäft „Löffler und Seebauer“, später das Fotogeschäft „Fotoni“ von Herrn Vangierdegom, das zuvor in der Helfensteingasse Nr. 428 gewesen war. Ein kurioses Warensortiment bot Frau Niedermeier (Nr. 403 rechts) in ihrem kleinen Laden an: „Kranzschleifen Flaschenbier“ stand über dem Schaufenster. Im Hinterzimmer konnte man das Flaschenbier gleich gemütlich trinken.

Ein paar Häuser weiter unten (Nr. 405) besteht noch eines der wenigen alten Geschäfte der Bergstraße, das wie das Bekleidungshaus Gebhard aus einem Handwerksbetrieb hervorgegangene Hutgeschäft Ehelechner. Dieses Haus wurde in der Weihnachtszeit von vielen Leuten, meist Familien mit Kindern, besucht, weil der alte „Hueterer“ Ehelechner dann seine Krippe mit den beweglichen Figuren aufgebaut hatte und sie gern vorführte.

Im untersten Haus auf der Nordseite der Straße befand sich das Gemischtwarengeschäft des Kaufmanns Laber mit einem großen Sortiment, wo man an der langen „Ladenbudel“, dem Verkaufstisch, außer Lebensmitteln und Tabakwaren auch Stoffe für Schürzen und Kleider bekam und die Federn seines Bettes reinigen lassen konnte. Zwei Häuser weiter, in der Ecke des Spitalplatzes, führte der Schneider Schmid sein Bekleidungsgeschäft für Herren und Knaben (Nr. 392).

Handwerker

An der Alten Bergstraße hatten auch viele Handwerker ihre Werkstätten und teilweise dabei auch einen Laden. Vom Zinkschmied wurde schon erzählt. Schuster gab es mehrere: Den Schuster Puitl im Haus rechts neben dem Textilgeschäft Kemeter, den Schuster Sigl einige Häuser weiter unten in seiner engen, finsteren Werkstatt (Nr. 415 rechts), und schließlich den Schuhmacher Schmid mit einem Schuhgeschäft oberhalb des Hutmachers Ehelechner (Nr. 404).

Nicht nur die Schuhe, auch die Bekleidung ließ man reparieren oder flickte sie selbst. In manche Familien kam einmal oder zweimal im Jahr eine sogenannte Störschneiderin zum Ausbessern der Kleidung und der Bettwäsche, zu uns das Fräulein Kathi Schmid, das in einem kleinen Haus neben der Eisenhandlung Jehle lebte. Der Schneider Schenko, später der Schneider Kern, arbeiteten in der kleinen Werkstatt in dem Haus, wo der Hofgraben in die Bergstraße einmündet (Nr. 493). Nicht wenige Leute ließen sich damals ihre Anzüge, Kleider oder Mäntel beim Schneider machen oder umarbeiten, gleich nach dem Krieg teilweise aus umgefärbten Uniformstoffen.

Unterhalb des Gasthauses Pfletschbräu war die Rotgerberei Sepp (Nr. 489) mit einem Laden. Die mit Brettern abgedeckten Gerbergruben, in denen die Häute in Eichenlohe eingelegt wurden, befanden sich im Hofgraben neben der Treppe, die von der Bergstraße herunterführt.
Ein Gewerbe, das sich ebenfalls durch seinen üblen Geruch bemerkbar machte, betrieb der Seifensieder Loy im Rückgebäude seines Hauses (Nr. 495) oberhalb des Cafes Zirnheld. Das schöne zweiflügelige Tor der Werkstatt hat sich erhalten, und heute denkt kaum mehr jemand daran, dass hier in einem großen Kessel Knochen, Metzgerabfälle und tote Hunde und Katzen zu Seife gekocht wurden, die man dann vorne im Laden erwerben konnte.

Etwas oberhalb auf der gegenüberliegenden Seite (Nr. 414) war die Werkstatt und der Laden des Sattlers und Polsterers Löffler. In dem schmalen Haus unterhalb präsentierte der Maler Seitz in seinem Schaufenster seine Tapeten und in kleinen Schalen seine Pulverfarben.

Daneben, zwischen der Malteserstiege und dem Maler, hatte die Schlosserei Schönberger/Sedlmaier ihre Werkstatt, in der gehämmert, geschmiedet und geschweißt wurde. Später konnte man hier auch Fahrräder kaufen.

Ein alter, noch heute bestehender Handwerksbetrieb ist die Glaserei Krötz mit dem Ladengeschäft an der Straße (Nr. 402) und der Werkstatt am Hexenviertel. Der Betrieb kann ein Beispiel dafür sein, wie beengt manche Handwerker damals arbeiten mussten. Die „Bleibude“, der Bereich, wo man Bleiverglasungen, zum Beispiel Kirchenfenster mach-

Vor der Glaserei Krötz

Glaserei Krötz. Im Hexenviertel werden Scheiben aufgeladen

Am Hofgraben

te, war im 3. Stock des Hauses, die Schleiferei in einem Winkel der Waschküche und ein weiterer Teil des Betriebes in der ehemaligen Mälzerei des Pfletschbräu am Hofgraben. Dort stand ein Biegeofen, mit dem man Ersatzscheiben für zersplitterte Autoscheiben herstellen konnte.

Neben der Glaserei konnte man sich beim Friseur Muschaweckh – ein Sohn betreibt noch heute einen Friseursalon – die Haare schneiden oder sich rasieren lassen.

Ein Handwerk, das es in Landsberg schon lange nicht mehr gibt, betrieb der Bürstenbinder Ehelechner mit seiner Mutter oberhalb des Pfannenstielhauses im Haus Nr. 409.

Handwerksbetriebe gab es auch am Hofgraben. Neben der Treppe zum Schlossberg standen die Holzbeigen und ein Schupfen des Schäfflermeisters Reich, der in seiner Werkstatt im nicht mehr bestehenden Rückgebäude des Pfletschbräu Krautfässer, Waschzuber und vor allem hölzerne Odelfässer und Silos herstellte. Heute befindet sich hier eine neue Wohnanlage. Weiter oben, gegenüber dem Rossmetzger, hörte man aus einer kleinen, an den Hang gelehnten Werkstatt das monotone, metallische Hämmern des Feilenhauers Ferling.

Etwas weiter in Richtung auf das Tor in der Stadtmauer zu steht noch das Wohnhaus und die Werkstatt des Schreiners Kuissel (Nr. 473c). Wenn jemand starb, und das geschah damals noch meist zu Hause, machten er und sein Bruder sich mit einem Sarg auf dem Transportkarren mit den zwei hohen Speichenrädern auf den Weg dorthin und die Leute, denen er begegnete, fragten ihn, wer denn gestorben sei.

Eine weitere Schreinerei, die Schreinerei Arnold, heute an der Spitalfeldstraße, befand sich am oberen Ende der Helfensteingasse.

Die „Bubenschule“, die „Oberschule“ und das Schülerheim

In Landsberg gab es damals nur zwei Volksschulen, die Knabenschule am unteren Ende der Bergstraße, die heutige Grundschule am Spitalplatz, und die Mädchenschule neben dem Dominikanerinnenkloster, die heutige Musikschule.

Als ich 1944 in die Schule kam, hatte ich ein verstörendes Erlebnis. Ich ging, wohl etwas verspätet, durch den Eingang zum langen Gang, der zu den Klassenzimmern führte. Dort stand ein mir unbekannter Mann, an dem ich, ohne ihn zu beachten, vorbeirannte. Er packte mich und gab mir eine Ohrfeige, ich stürzte auf den Boden. Als ich dann verwirrt und voll Angst vor ihm stand, brüllte er mich an: „Warum hast du mich nicht gegrüßt? Hebe den rechten Arm und rufe Heil Hitler!“ Ich tat das weinend. Später erst sagten mir die Mitschüler, dass der Mann der Rektor Greiner gewesen war.

Die Klassen waren riesig – über 40 Schüler -, Schläge mit dem Stock auf den Hintern und „Tatzen“ auf die Hände waren eine Selbstverständlichkeit, wenn man nicht ganz „brav“ war. Schreiben und Rechnen lernten wir noch auf der Schiefertafel, Hefte und Bücher waren etwas Seltenes und Wertvolles. Das Leben in der Schule war meist freudlos und bedrückend – mit einer Ausnahme: Als Aushilfe hatten wir einmal eine junge Lehrerin, das Fräulein Spring. Sie war immer freundlich und fröhlich und wenn sie mit uns Volkslieder sang, schien auch an einem Regentag die Sonne.

Ein freundlicher Mann war auch der Hausmeister Hofer. Von den Kindern viel bestaunt wurde sein sprechender bunter Papagei, den er oft auf der Schulter trug. Seinen großen Auftritt hatte Herr Hofer jedes Jahr an Nikolaus, wenn er in seinem schönen Bischofsgewand, begleitet von seiner Frau als Krampus mit dem Sack, feierlich durch die Straßen ging und die Kinder in den Familien aufsuchte.

In den Klassenzimmern, auch später in der Oberrealschule, standen Öfen, die am frühen Morgen von den Hausmeistern eingerichtet und angezündet wurden. Geheizt wurde mit Holz, Torf aus dem städtischen Torfwerk bei Rott und mit Kohle aus Peißenberg oder Penzberg. Die Kinder wurden angehalten, ein paar Stückchen Holz von zu Hause mitzubringen.

Als der Krieg vorbei war, wurde die „Schulspeisung“ eingeführt. Das Essen wurde in einem großen Kessel, wohl dem Waschkessel, im Pfarrhof gekocht und dann in großen Kannen zur Schule getragen. Die ausgehungerten Kinder brachten Aluminiumbecher und Löffel mit und bekamen, auch in den Ferien, einen Schöpfer voll Kakao, Haferschleimbrei mit Kakao oder süße, in Milch gekochte Nudeln. Letzteres war bei vielen so unbeliebt, dass der Giglbrunnen an solchen Tagen oft von den Nudeln verstopft war und überlief. Ein Festtag war, wenn es Traubensaft gab oder wenn „Nährstoffstangen“, eine Art Müsliriegel, ausgeteilt wurden.

Auch in der Oberrealschule, in die ich nach der 4. Klasse übertrat, waren die Umstände schwierig. Die Klassenzimmer im Schulgebäude, dem heutigen Stadtmuseum, reichten nicht aus, sodass die Lehrer und auch die Klassen, von Jahr zu Jahr mehr, von Gebäude zu Gebäude wanderten. Klassenzimmer waren im Gebäude der Ackerbauschule, in einem Raum neben dem Schlossbergkeller, im Schülerheim am Schlossberg, im Kolpinghaus und im Obergeschoß der Städtischen Turnhalle beim Inselbad. Der Musikunterricht fand im Jugendheim an der Malteserstraße, dem heutigen Alpenvereinsheim, statt, der Sportunterricht in der Turnhalle und auf einem Platz an der Epfenhauser Straße. In den ersten Jahren gab es kaum Schulbücher, der Unterricht bestand in manchen Fächern aus endlosem Abschreiben von

der Tafel. Die Raumprobleme änderten sich erst, als 1956 die Schule in das von der Stadt errichtete neue Gebäude an der Lechstraße umzog, das heutige Ignaz-Kögler-Gymnasium.

Ein Teil der Schüler der Oberrealschule lebte im Städtischen Schülerheim auf dem Schlossberg, der heutigen Hauptschule. Sie kamen zum Teil aus Gemeinden des Landkreises. Schulbusse gab es noch nicht, deshalb musste, wer in einem Dorf lebte und eine höhere Schule besuchen wollte, in ein Internat gehen. Viele „Schülerheimler“ waren aus Augsburg, meist wohl, weil die Eltern hofften, dass sie im Internat besser gefördert und kontrolliert würden.

Josef Hartlmaier, der „Tra“: Jugendgruppen, Musik und Theater

Für viele Kinder und Jugendliche war die „Katholische Jugend“ fast so etwas wie ihr Lebensmittelpunkt neben der Familie. Josef Hartlmaier, seit 1941 Spitalpfarrer am Heilig-Geist-Spital, nach 1945 Religionslehrer an der Oberrealschule, ein charismatischer, humorvoller und hoch gebildeter Priester, hatte schon in der NS-Zeit begonnen, misstrauisch beobachtet von der Gestapo und der HJ, Jugendliche um sich zu sammeln. Um sich gegen HJ-Spitzel zu schützen, verwendete man als Tarnnamen für Hartlmaier „Tra“, was ihm lebenslang als Spitzname blieb. In seiner Wohnung wurde geistliche Musik für die Gottesdienste eingeübt. Daraus entstand der von ihm geleitete Landsberger Jugendchor, der sich später in Kammerchor umbenannte. Mit diesem Chor ging Hartlmaier in der Nachkriegszeit auf Konzertreisen in die Schweiz (1951), nach Spanien (1952) und nach Österreich (1954), damals für fast jeden unerreichbar ferne Länder. Auf dem Bürgenstock am Vierwaldstätter See durften wir sogar vor dem damaligen Bundeskanzler Konrad Adenauer singen, der daraufhin die Kosten für einen dreitägigen nicht vorgesehenen Abstecher an den Luganer See übernahm. Ab 1952 fuhr der Chor auch viele Jahre lang zu internationalen Treffen nach Neustadt in Schleswig-Holstein und nach England. In dieser Zeit übergab Hartlmaier die Leitung des Chores in jüngere Hände, an die Schulmusikstudenten und späteren Musiklehrer Fritz Braun und Alfons Schmidt.

Hartlmaier gründete auch Jugendgruppen, die von älteren Jugendlichen geführt wurden. Sie kamen in den ersten Jahren in der Heilig-Kreuz-Kirche in dem Raum gegenüber der Sakristei und in dem dazu gehörigen Garten zusammen.

Mit großem Aufwand und Erfolg wurde Theater gespielt, wobei Hartlmaier selbst Regie führte. Im Säulenhof des Spitals wurden unter anderem Shakespeares „Der Sturm“ und „Der Sommernachtstraum“ und der „Jedermann“ und das „Große Salzburger Welttheater“ von Hofmannsthal aufgeführt, der „Jedermann“ vor der Fassade der Kirche. Für die Zuschauer wurden eigens Tribünen errichtet. Außerdem gab es im Säulenhof „Jahrmärkte“, nächtliche Serenaden in Rokokokostümen, Kasperltheater und lustige „Zirkus“-Vorführungen.

Die beiden letzten Aufführungen der Katholischen Jugend 1961 und 1962 leitete Werner Lang; gespielt wurden „Scapins Schelmenstreiche“ von Moliere und „Zwei Edelleute aus Verona“ von Shakespeare.

Im Sommer fuhren die Gruppen in ein Zeltlager bei der Bleckenau oberhalb von Neuschwanstein (1947) und danach mehrere Jahre an den Riegsee, ein großes Abenteuer für Kinder, von denen die meisten kaum jemals aus Landsberg herausgekommen waren.

Hartlmaier gelang es, dafür die Unterstützung der US-Army zu gewinnen. Wir wurden auf „Trucks“ an den See gebracht, wir schliefen auf Feldbetten in Armeezelten, einmal verpflegte uns sogar ein schwarzer Koch aus seinem großen Kessel. Höhepunkte des Lagerlebens waren die „Olympiade“ und der Lagerzirkus. Hartlmaier nahm trotz seiner Behinderung – er trug seit seiner Jugend eine Fußprothese als Folge eines Unfalls – selbst an den Zeltlagern teil. Die Wertschätzung von Hartlmaiers Einsatz für die Jugend zeigte sich darin, dass einmal sogar Oberbürgermeister Thoma das Zeltlager besuchte.

Der Raum neben der Kirche reichte bald nicht mehr aus für die vielen Jugendgruppen und Aktivitäten. Deshalb bemühte sich Hartlmaier darum, ein Heim für die Jugend zu

Josef Hartlmaier als Lagerkoch (1947)

Aufführung des „Sturm“ von Shakespeare im Säulenhof des Spitals

schaffen, eine fast unlösbare Aufgabe in einer Zeit, wo es an allem fehlte. Mit Hilfe eines Trägervereins und unter großen Opfern gelang es schließlich, den ehemaligen Schweinestall der Ackerbauschule in ein schönes Haus mit mehreren Gruppenzimmern, einem Saal und einer kleinen Werkstatt umzubauen. Hier trafen sich dann viele Kinder und Jugendliche zu Gruppenstunden, zu Festen und Feiern und am Nachmittag zum Schachspielen oder zum Tischtennis. Auch der Chor war hier zu Hause. Ein Höhepunkt des Jahres war der von den Jugendgruppen und vom Chor veranstaltete Elternfasching.

Das Haus an der Stadtmauer – heute ist es das Alpenvereinsheim – war eine Zeit lang der Treffpunkt für junge Leute aus der ganzen Stadt. Viele erinnern sich noch heute dankbar an diese schöne Zeit. Manche Freundschaften für das ganze Leben und sogar einige Ehen haben in den gemeinsamen Erlebnissen im Jugendheim ihre Wurzeln.

Josef Hartlmaier übernahm 1953 in einer schwierigen Situation die Verantwortung für das Städtische Schülerheim, das er zehn Jahre lang leitete.

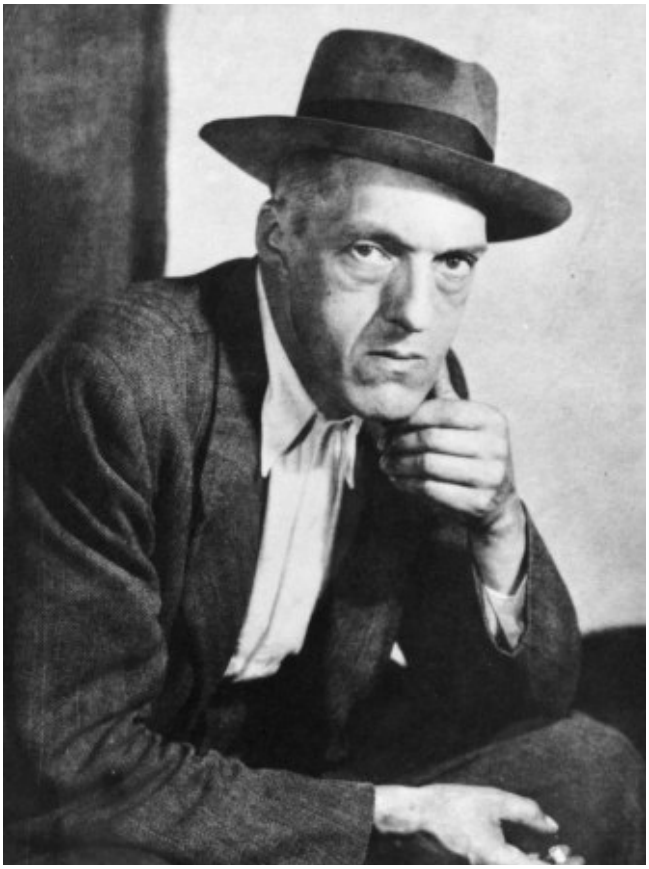
Für seine Lebensleistung erhielt er eine Reihe von Auszeichnungen, darunter das Bundesverdienstkreuz und den Goldenen Ehrenring der Stadt. Er starb 1986 im Alter von 77 Jahren in Issing. Im Nachruf schrieb Hans Habermann: „Sein Sterben war das langsame Verglühen eines Lichtes, das Jahrzehnte hindurch vielen den Weg wies im verwirrenden Nebel unserer Zeit.“

Aufführung des „Jedermann“ von der Heilig-Kreuz-Kirche

1 Zum Vergleich für die Zeit vor dem zweiten Weltkrieg: Müller-Hahl, Bernhard, Landsberg nach 1918, Landsberg 1983, darin: Karl Laber, Meine Alte Bergstraße, S. 57 ff. Müller-Hahl, Ausgestorbene Berufe, S.85ff

Johann Mutter zum 100. Geburtstag

Konrad Büglmeier über Johann Mutter[1]



Johann Mutter (1902-1974)

Johann Mutter wurde als ältestes von vier Geschwistern in Geretshausen in unserem Landkreis geboren, wo er nach auffallend gutem, das heißt erfolgreichem Besuch der Volks- und der Feiertagsschule in seinem elterlichen Anwesen (zum Hecklbauer) arbeitete. Schon in diesen Jahren schuf er sich seine eigene innere Welt, die ihn mit seinen gleichaltrigen Dorfburschen nicht viel gemeinsam haben ließ. Er ging nicht zum Bier, las viel, die Bibel und andere anspruchsvolle Bücher, grübelte und hing anderen Dingen nach, die gerade dem Burschenalter recht ferne liegen, ihm aber trotzdem nichts von der manchmal recht harten körperlichen Arbeit erließen. Noch heute, wo ihn keine falsche Selbstgenügsamkeit, als vielmehr eine von tiefen Einsichten erzeugte sinnvolle Zufriedenheit charakterisiert, spricht er, wenn auch nur gelegentlich, von diesen harten Tagen voller Mühe und Plage, in denen noch keine Maschinen wie heute der schweren bäuerlichen Arbeit Erleichterung brachten.

Anfangs der Zwanzigerjahre war es dann - Gesichtssinnserlebnisse und mit diesen physikalische Interessen (Optik!) dürften schon damals für ihn eine Rolle gespielt haben, denn er besaß auch einen selbstkonstruierten Photoapparat - als sich eine Begegnung abspielte, die vieles auslöste, was nach einigen Jahren schon zu Entscheidungen hinsichtlich eines plötzlich angestrebten neuen Lebenszieles führte. 1933 schreibt er davon selbst: „...ich ging gerade vom Roggenmähen heim, da begegnete ich einem Maler, der unser Dorf skizzierte: Ich schaute ihm eine Zeitlang zu, denn das Malen gefiel mir und dachte mir im Stillen, das probiere ich auch. Von diesem Zeitpunkt ab beschäftigte ich mich in jeder freien Stunde mit Malen und Zeichnen, bis ich im Herbst 1926 mit Hilfe kunstliebender Menschen das Kunststudium aufnahm". Es muß in der Tat keine leichte Entscheidung für Mutter gewesen sein, der zwar immer zielstrebig, aber ebenso überlegt und gewissenhaft war, diesen Schritt ohne ideelle und materielle Unterstützung von Seiten seines Elternhauses zu tun; außerdem lastete noch jahrelang der Gedanke auf ihm, daß er doch seinen Eltern bei der Arbeit helfen mußte.

Im November 1926 trat er dann in eine private Malschule in München ein, unterbrach aber seinen Besuch dort bald wieder, so daß er im Ganzen nur einige Monate dort arbeitete.

Vom Pflug weg zum Maler

Es zeugt von seiner wirklich überdurchschnittlichen Begabung , daß er schon nach so kurzer künstlerischer Ausbildung die Aufnahmeprüfung an der Akademie der bildenden Künste bestand, die ihn im April 1927 aufnahm, so daß er förmlich vom Pflug weg zum Maler wurde. An der Akademie verblieb er nun bis zum Sommer 1934 mit kürzeren Unterbrechungen , zu denen materielle wie ideelle Gründe den Anlaß gegeben haben dürften. Sechs Semester verbrachte er in der Klasse des Professors Groeber und vier in der damals bedeutendsten Malklasse des Professors Carl Kaspar. Im Wintersemester 1931/32 bekam er durch die Akademie drei Belobigungen verliehen für die Bearbeitung der Preisaufgabe 1931/32 „Mensch und Tier". Ferner erhielt er unmittelbar vor der Beendigung seines Studiums dort im März 1934 den „Albrecht-Dürer-Preis für Graphik" durch die Stadt Nürnberg, der mit 1.000.— RM dotiert war, zugesprochen. Wer die damals dazu von ihm eingelieferten Arbeiten kennt, unter denen sich ein Selbstbildnis, eine Kopfstudie seines Bruders Gregor und ein Bildnis des wegen seines originellen Wesens und seiner Dimensionen bekannten „Baders von Weil" befanden, weiß, daß man damals damit einen Würdigen ausgezeichnet hat.

Ausstellung im Landsberger Rathaus

1934 zog Mutter nach Landsberg, wo er in einer aufgelassenen Schreinerei im Hofgraben Atelier und Unterkunft fand. Aber schon 1933 lernten die Landsberger seine künstlerische Arbeit kennen, als er im Sommer mit weiteren vier Landsberger Künstlern, nämlich Hans May-Korbach, dem hochbegabten Lehrer Max Höfle, mit dessen Bruder Franz Höfle und Walter Schmelcher zusammen hier im Rathaus ausstellte und allein 13 Ölbilder und 28 Zeichnungen, Radierungen und Lithos zeigte. Seine damalige Graphik, insbesondere seine Lithographien, erinnerten durch ihren sicheren Strich, ihre vehemente Schwarzweißwirkung und durch ihre dadurch bewirkte Aussagekraft nicht selten an die künstlerische Welt Edward Munchs oder Alfred Kubins , während seine Malerei in den anschließenden Jahren farbig wie formal sich der expressiven Art Max Beckmanns näherte, dessen künstlerische Welt seinem Wesen damals adäquat war. Seine nach dem Kriege bis heute entstandenen Bilder sind durch die Ausstellungen der Künstlergilde, der er seit ihrer Gründung im Jahre 1934 angehört, bekannt.

Die in den letzten Wochen im Atelier entstandenen „Winterlichen Landschaften" weisen durch eine in den Farben bewußt beschränkte Palette einen engen kultivierten und wertigen Farbzusammenhang auf.

---

1 Presseartikel zum 60. Geburtstag Johann Mutters, veröffentlicht im Landsberger Tagblatt am 6.3.1962

Ein Meister auf dem Gebiet des Photographierens

Zum Wissen um das Wirken Mutters gehört es auch, daß er ein Meister auf dem Gebiet des Photographierens ist, weil er die kompliziertesten technischen Kenntnisse und Einsichten hiezu besitzt. Schon während des Krieges wurde er von berufener zentraler Stelle beauftragt, vom Krieg bedrohte Kunstwerke in den Kirchen der Grenzgebiete für ein Archiv zu photographieren. Es ist gut, daß er diese Fähigkeit, dieses Können besitzt, denn öfter noch muß er sich ihrer bedienen, um einfach gesagt, leben zu können.

Elterliches Anwesen in Geretshausen (Holzschnitt 1934)

Bedürfnis nach Wissen, Kenntnissen und Erkenntnissen

Zum ganzen Bild des Menschen Mutter gehört es aber auch, daß er in ganz seltenem Maße von dem Bedürfnis nach Wissen, Kenntnisssen und Erkenntnissen erfüllt ist, dem er durch eine beachtliche und interessante Literatur Rechnung trägt, durch Bücher, die er sich buchstäblich vom Munde abspart. So treibt er philosophische Studien, kennt Jaspers und vor allem Heidegger, setzt sich mit naturwissenschaftlichen Problemen auseinander, wobei ihn in den letzten Monaten die wissenschaftliche Welt des französischen Jesuitenpaters Teilhard de Chardin und die geistvollen Vorträge des berühmten Schweizer Biologen Adolf Portmann, in denen er seine Forschungsergebnisse gestaltend zusammenträgt, wertvolle Einsichten zu einer Weltvorstellung lieferten.

Und noch etwas muß abschließend Erwähnung finden: es ist Mutters zu tiefst religiöse Ausrichtung. Daß seine durch nichts zu beeinflussende Gläubigkeit durch Teilhard de Chardin und dessen Annahme einer zielgerichteten Schöpfung mehr Verstärkung erfuhr, als daß sie Zweifel an ihn heranbrachten, ist bei seiner Denkkraft durchaus begreiflich.

Josef Hartlmaier über den Menschen Johann Mutter

Ein ruheloser "Wanderer zwischen beiden Welten"

Gymnasialprofessor Josef Hartlmaier, der mit Johann Mutter mehr als 3 Jahrzehnte eng verbunden und befreundet war, schrieb in einem Artikel im Landsberger Tagblatt am 30. Oktober 1974 über ihn: „Viele Landsberger haben ihn nicht gekannt, obwohl er immer wieder ihren Weg kreuzte. Wer aber sein klobig herbes Gesicht einmal gesehen hatte, konnte es nicht leicht wieder vergessen. Es spiegelte ebenso die bäuerliche Landschaft wider, aus der er stammte, wie auch den grüblerischen Geist, der ihm innewohnte und dazu die Eigenwilligkeit seiner Künstlernatur. Alle, die mit Landsberg in den letzten Jahrzehnten verbunden waren, verstehen, wie sehr Johann Mutter zu dieser „seiner" Stadt gehörte. Zwar stammte er vom Lande, dem nahegelegenen Geretshausen, dennoch war die Stadt seine Welt.

Und der Mensch Johann Mutter?! Er paßt in kein vorgefertigtes Klischee. Sein kompliziertes Wesen machte es ihm selbst nicht leicht. Unerbittlich gegen sich selbst, grübelnd-prüfend, bejahend und wieder verneinend, dauernd auf der Suche, durch Höhen und Tiefen schreitend, war er ein ruheloser „Wanderer zwischen beiden Welten." Er hielt zu den Seinen und war zu vielen Opfern bereit. Andererseits verlangte er seinen Freunden manches ab. Mit dem einen oder anderen brach er unvermittelt jäh, nachdem er weite Wege mit ihm gegangen. Glaubte er sich mißbraucht und übervorteilt - er konnte darin auch irren - so zeigte er sich hart und bitter. Selten sah man ihn lachen. Er liebte das Gespräch, war jedoch dabei ein unbequemer Partner. Den Ereignissen der Zeit gegenüber blieb er wachsam und prüfend bis zur letzten Stunde. Er stellte sich mutig, sobald er sich gefordert wußte. Trotz seines bescheidenen Einkommens - gerade in seinem Alter - suchte er zu helfen, wo er wirkliche Not feststellte. So ließ er zum Beispiel dem Aussätzigenhilfswerk manche Spende zukommen. Seinen Leib verschrieb er der Anatomie.

Den unruhigen Zweifler bewegte oft ein Wort des großen Augustinus und damit rühren wir an sein Verhältnis zu Gott: „Du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht schon gefunden hättest." Geschah das vielleicht deshalb, weil er sich damit selbst in seiner Tiefe getroffen wußte?!

Ausstellung: Graphische Kunst des 20.Jahrhunderts

von Franz Huschka

Vom 14.Juni - 6.Juli 1947 fand im Festsaal des Landsberger Rathauses die überregional bedeutende Kunstausstellung „Graphische Kunst des 20. Jahrhunderts" statt. Die Organisation dieser großen Ausstellung hatte der Landsberger Kunstmaler Johann Mutter übernommen. Aus Leihgaben bedeutender Sammler präsentierte er einem anspruchsvollen Publikum eine Auswahl von über 100 Originalgraphiken von namhaften und zum großen Teil auch international bekannten und anerkannten Künstlern wie Ernst Barlach, Max Beckmann, Lovis Corinth, Otto Dix, Lyonel Feininger, dem Begründer der „Brücke" Ernst Ludwig Kirchner, Paul Klee, Käthe Kollwitz, Oskar Kokoschka, Max Liebermann, Franz Marc, Emil Nolde, Max Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff, um nur einige der bedeutenden Vertreter der sogenannten modernen Kunst zu nennen.

Hermann Überreiter, rechtskundiger 1.Bürgermeister der Stadt Landsberg, wies bei der Begrüßung der Ausstellungsbesucher darauf hin, daß diese Kunstausstellung auf einem Niveau stehe, daß sie sich in jeder Großstadt sehen lassen könnte. Sie solle anregen, besprochen und diskutiert werden. Es sei an der Zeit, Kunst wieder sachlich und klar zu beurteilen. Die Erziehung sei notwendig, da die Bevölkerung 12 Jahre lang verzogen worden sei. Man dürfe nicht länger im Dornröschenschlaf verweilen, sondern müsse heraustreten in die Gegenwart und dürfe sich auch nicht durch die Zeugen der Vergangenheit in der Kunst abhalten lassen, die neue Kunst kennen zu lernen. In jeder Zeitepoche gehe die Kunst ihre eigenen Wege, so müsse auch die Kunst unserer Zeit genommen werden, da sie das Gesicht unserer Zeit widerspiegle.[1]

Eröffnungsansprache von Kunstmaler Johann Mutter

Kunstmaler Johann Mutter, auf dessen Initiative diese bedeutende Graphik-Ausstellung mit Unterstützung der Stadt durchgeführt wurde, referierte in seiner Eröffnungsrede insbesondere über seine Gedanken und Anschauungen zur Gegenwartskunst:[2]

„Die Ausstellung, die hier gezeigt wird und zu deren Eröffnung Sie sich eingefunden haben, wurde veranstaltet, um allen kunstinteressierten Menschen der engeren Heimat, welche noch nicht, - oder noch nicht allzu oft - eine Ausstellung neuzeitlicher Kunst besuchen konnten, hiermit Gelegenheit zu verschaffen, sich mit Werken der sogenannten „modernen" Kunst vertraut zu machen. Die Ausstellung ist daher nicht als eine der gewohnten „Verkaufs-Ausstellungen" zu betrachten, sondern eher als eine „Schulungs-Schau," welche dem Zwecke dient, die bestehende Kluft zwischen dem heutigen Menschen und seiner Kunst überbrücken zu helfen. Den Anlaß zu dieser Ausstellung gab neben dem Wunsch mehrerer Kunstfreunde ein Artikel von Erich Kästner, in welchem darauf hingewiesen wurde, daß in Sachen der neuzeitlichen Kunst „nun etwas getan werden müsse." Ich habe diese Aufforderung beherzigt und eine Ausstellung neuer Kunst gewagt. Ja: gewagt, denn ich bin mir dessen wohl bewußt, daß eine derartige Ausstellung - wie an anderen Orten so auch hier in Landsberg - zunächst auf Mißverständnis und Ablehnung stoßen könnte. Nicht eigentlich deshalb, weil die Einwohnerschaft und vor allem auch die Jugend an sich uninteressiert an der Kunst und am geistigen Geschehen wäre, aber zuweilen entsteht doch der Eindruck, als ob die Reihe der einmal berühmt gewesenen Landsberger Persönlichkeiten wie ein hoher Zaun um die Bewußtheit und das Selbstgefühl unserer Stadt aufgestellt sei. Das scheint mir - bei aller Achtung vor den Leistungen der Vergangenheit - nicht von allzu großem Vorteil für die Stadt zu sein. Wir dürfen uns nicht auf vererbtem Ruhm ausruhen und uns nur auf die Leistungen der Vergangenheit stützen. Denn das führt leicht dazu, die Aufgaben , die uns gestellt sind, zu übersehen und unbearbeitet zu lassen. Wir wollen daher diesen Zaun ein wenig aufbrechen, damit Neues einströmen kann. Und mit diesem Neuen wollen wir uns hier befassen.

Arbeiten international bekannter Künstler

Die Blätter, die Sie hier ausgestellt sehen, sind Arbeiten namhafter und zum großen Teil auch international bekannter Künstler. Es ist nicht unsere Absicht, „Neues um jeden Preis" zeigen zu wollen, und nebenbei gesagt: Wir wollen auch nicht damit prahlen, daß es uns gelungen ist, auch hier in Landsberg eine gute und sehenswerte Ausstellung moderner Kunst zeigen zu können, nein; sondern wir wollen der hiesigen Bevölkerung Gelegenheit geben, sich mit moderner Kunst eingehend zu beschäftigen.

Es ist natürlich schwer, in kurzer Zeit eine Basis zu finden, von der aus man in die komplizierten Probleme der Kunst, vor allem der neuzeitlichen, einzudringen vermag. Denn Kunst ist ein weltumspannendes und auch weltbildendes Faktum, das in die abgründigsten Bezirke menschlichen Daseins greift. Die Beschäftigung mit Kunst ist daher nicht immer - wie vielfach angenommen wird - eine amüsante Unterhaltung, sondern - und ganz besonders, soweit es den Künstler selbst betrifft - eine sehr mühevolle Auseinandersetzung mit den Erscheinungen von Welt. Indem nämlich der Mensch Kunst hervorbringt, offenbart sich auf natürliche Weise Welt jedoch nur insoweit, als die menschlichen Erkenntniskräfte dies ermöglichen. Kunst ist daher wiederum nicht letzte Wahrheit, aber sie kann, wenn sie ernst genommen wird, bis an die Grenzen letzter Erkenntnis führen, und darum sollte sie nicht als überflüssig oder als fünftes Rad am Wagen betrachtet werden.

Kennzeichen der „modernen" Kunst

Ein besonderes Kennzeichen aller „modernen" Kunst ist die Abwendung von der herkömmlichen naturalistischen Darstellungsweise. Das hat seinen Grund wohl darin, daß der Mensch unserer Zeit den Erscheinungen und den Problemen des Daseins mit einem anderen Gefühl und auch mit einer anderen Bewußtheit gegenübersteht als die Menschen vergangener Zeiten. Der Künstler von heute sieht die Dinge von einem anderen Standpunkt aus, und er sieht auch zuweilen ganz andere Dinge als ein Künstler, der vor 100 oder 200 Jahren lebte.

Kunst ist nicht Natur, und Natur ist nicht Kunst

Die meisten unserer Ausstellungsbesucher sind nun der Ansicht, Kunst müsse „natürlich" sein; sie glauben, das Abmalen, das Nachmachen der sichtbaren Dinge der Natur sei der Sinn der Kunst und die einzige Aufgabe des Künstlers. Diese Meinung, die nicht selten auch von gewissen Kunstmalern geteilt wird, ist vollkommen falsch. Sie entspringt übrigens einer rein materialistischen Weltauffassung, naturalistische Kunst und materialistische gehen meist Hand in Hand.

1 StadtA LL, Johann Mutter, Kunstausstellung „Graphik des XX. Jahrhunderts", Bericht über die Ausstellungseröffnung, 311

2 StadtA LL, Akte Künstlergilde 1945 - 1953, 311

Kunst ist nicht Natur, und Natur ist nicht Kunst. Goethe erklärte das Zueinandersein von Natur und Kunst vergleichsweise mit dem Zueinandersein von Blütenstaub und Honig, und ein andermal sagt er: „Die Natur ist eine Gans, der Künstler mache einen Schwan daraus." Caspar David Friedrich, einer unserer bedeutendsten Romantiker, schrieb vor mehr als 100 Jahren: „Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch, zu malen was er vor sich sieht." Wenngleich diese Gedanken und Aussprüche zeitbedingt sind, so können wir aus ihnen doch entnehmen, daß es nicht darauf ankommt, die Natur getreulich zu kopieren, und daß der Sinn der Kunst auf anderes zielt.

Der echte Künstler gestaltet seinen Eindruck vor und von der Natur

Der echte Künstler kopiert niemals die Natur, so wie sie ist, oder vielmehr: wie sie ein Photo-Apparat sieht, (denn was die Natur an sich ist, wissen wir gar nicht) sondern er gestaltet vielmehr seinen Eindruck, den er vor und von der Natur hat, von der Natur, die für den Künstler die Welt, das ist: Geist und Stoff, bedeutet. Dieser Eindruck nun, dieses Gegenübersein zu Natur und Welt wird in der Bildenden Kunst auf sinnfällige Weise zum Ausdruck gebracht. Kunst ist also der unmittelbare, in eine sinnlich wahrnehmbare Form gebrachte Ausdruck des anschauenden Gegenüberseins eines individuell-persönlichen oder kollektiv unpersönlichen Seins zu den Erscheinungen von Welt. Dabei ist wesentlich, daß das Auszudrückende als Form zum Ausdruck kommt."

Im Anschluß an seine Eröffnungsrede führte Johann Mutter die Besucher durch die Ausstellung, wobei er auf die Eigenart jedes Künstlers einging und um Verständnis für die moderne Kunst warb.

Ausgestellte Graphiken von Mitgliedern des „Blauen Reiters" und der „Brücke"

Aus den Archivalien im Landsberger Stadtarchiv ist ersichtlich, daß in dieser Kunstausstellung 109 graphische Arbeiten von 42 bedeutenden Künstlern[3] präsentiert wurden, von denen allein sechs der 1911 in München gegründeten Künstlergemeinschaft "Der Blaue Reiter" (ausgestellt waren Arbeiten von Heinrich Campendonk, Alexej von Jawlensky, Paul Klee, Alfred Kubin, August Macke und Franz Marc) und sechs der 1905 in Dresden gegründeten zweiten wichtigen deutschen Expressionistengruppe „Die Brücke" (ausgestellt waren Arbeiten von Erich Heckel, Ernst Ludwig Kirchner, Otto Mueller, Emil Nolde, Max Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff) angehörten[4]. Aus heutiger Sicht kann wohl mit Recht gesagt werden, daß es sich bei der von dem Landsberger Kunstmaler Johann Mutter im Jahre 1947 organisierten Ausstellung „Graphische Kunst des 20.Jahrhunderts" im Landsberger Rathaus um die bedeutendste Ausstellung moderner Kunst handelte, die je in unserer Stadt stattgefunden hat. Johann Mutter war sich trotz seiner Bescheidenheit der Bedeutung dieser Ausstellung , die er in Gesprächen mit mir öfter erwähnte, sehr wohl bewußt. Er selbst besaß auch eine kleine Sammlung moderner Graphiken, u.a. einige Arbeiten von dem von ihm sehr geschätzten Max Beckmann , deren Erwerb er sich buchstäblich vom Munde abgespart hatte und die er in Zeiten der Not wieder unter Wert veräußern mußte. In seinem von der Stadt Landsberg im Jahre 1975 erworbenen „Graphischen Nachlaß" befand sich nur noch eine handsignierte Bleistiftzeichnung von Max Beckmann, die 1978/80 durch den Kunsthistoriker Dr. Walter Fuger im Zuge der Erfassung der Mutter-Sammlung inventarisiert wurde und jetzt im Neuen Stadtmuseum aufbewahrt wird.[5]

Diese überregional bedeutende Ausstellung moderner Kunst wurde von über 1000 Kunstfreunden besucht. Vom Katalog zu dieser Ausstellung wurden mehr als 900 Exemplare verkauft.[6] Ein Katalogexemplar ist im Stadtarchiv leider nicht mehr vorhanden.

Kenner der modernen Kunst, insbesondere der Kunst der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts können ermessen, welch bedeutende Kunstausstellung Johann Mutter bereits im Jahr 1947 in unserer Stadt präsentierte und daß es angebracht ist, hierüber und über seine damaligen Äußerungen und Anschauungen zur Gegenwartskunst, aus Anlaß seines 100.Geburtstages, der sich am 7.März 2002 jährte, in den Landsberger Geschichtsblättern zu berichten.

3 StadtA LL, Johann Mutter, Kunstausstellung „Graphik des XX. Jahrhunderts." Im Bericht über die Ausstellungseröffnung werden alle 42 Künstler der ausgestellten Graphiken namentlich genannt. 311

4 StadA LL, Johann Mutter, Kunstausstellung „Graphik des XX. Jahrhunderts", Bericht über die Ausstellungseröffnung, 311

5 Städtisches Museum (jetzt Neues Stadtmuseum), Inventarisation von Dr. Walter Fuger und Fotodokumentation von Ernst Adolf, 1978/8O

6 StadtA LL, Johann Mutter, Kunstausstellung „Graphik des XX. Jahrhunderts", Abrechnungen vom 6.Juli und 14.Juli 1947

„Enge Reihe" in Landsberg (Radierung 1937)

Der Photograph Johann Mutter

von Franz Huschka

Johann Mutter war nicht nur ein bedeutender Maler und Graphiker, sondern auch ein hervorragender Photograph. Aus einem seiner Briefe ist ersichtlich, daß am Beginn seiner Ausbildung die Photographie stand, denn er schreibt: „Eine unbestimmte Sehnsucht war um so lebendiger; ich wollte etwas tun und wußte nicht was. In der Volksschule - sonst hab ich keine - war ich ein guter Schüler. Darnach hatte ich für Vielerlei Interesse; an der Landwirtschaft aber nicht. So kam ich über den Weg der Photographie zur Malerei."[1] Sein Interesse für die Photographie war für ihn sein Leben lang von großer Bedeutung. Konrad Büglmeier hat bereits berichtet, daß er öfter darauf angewiesen war, als Photograph seinen Lebensunterhalt zu bestreiten[2].

Photodokumentationen über durch Krieg bedrohte Kunstwerke

Als während des 2. Weltkrieges die gefährdeten spätgotischen Glasfenster der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt ausgebaut wurden, wurde Johann Mutter mit der Erstellung einer Photodokumentation dieser Glasfenster beauftragt. Diese Dokumentation umfaßte die beiden wertvollen Passionsfenster südlich (Beweinung Christi und Kreuzigung Christi) und nördlich des Hochaltars (Kreuztragung, Geißelung und Dornenkrönung), die kurz nach 1500 nach Entwürfen von Hans Holbein d.Ä. gefertigt wurden. Weiter hat Johann Mutter Photodokumentationen für das Christophorus-Fenster (nach 1500), das Dreikönigsfenster (um 1490/1500) und das Marienfenster (um 1500, nach Entwurf Hans Holbein d.Ä.) erstellt. Jede ausgebaute Glastafel dieser wertvollen spätgotischen Fenster mußte einzeln photographiert werden, so daß die von Johann Mutter erstellte Gesamtdokumentation für diese fünf Glasfenster mehr als 200 Aufnahmen umfaßte. Ein Satz dieser Mutter-Aufnahmen um 1942 wird bis heute im Photoarchiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München aufbewahrt. Der gleiche Photosatz ist auch im Archiv der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Landsberg nochmals vorhanden.[3]

Aus den im Landsberger Stadtarchiv aufbewahrten Unterlagen ist ersichtlich, daß Johann Mutter auch während des 2. Weltkrieges beauftragt wurde, im Elsaß - insbesondere vom Isenheimer Altar von Matthias Grünewald in Colmar und von weiteren Kunstwerken im Museum Unter den Linden in Colmar - vom Freiburger Münster und dem Hochaltar des Meisters HL (Hans Loy) im Breisacher Münster Photodokumentationen über die durch den Krieg gefährdeten Kunstwerke zu erstellen. Im Nachlaß von Johann Mutter befanden sich hierüber insgesamt 129 Fotoplatten und 193 Filme über diese Dokumentationen, die 1975 verkauft wurden und in Privatbesitz gelangten.[4]

Weitere Photodokumentationen hat Johann Mutter wohl auch über Straßburg-Walburg, Straßburg-Westhofen, Kassel-Wilhelmshöhe, das Schloß Stolzenfels und Niederhaßlach erstellt. Auch hierüber befanden sich in seinem Nachlaß Photoplatten und 330 Planfilme, die 1975 von der

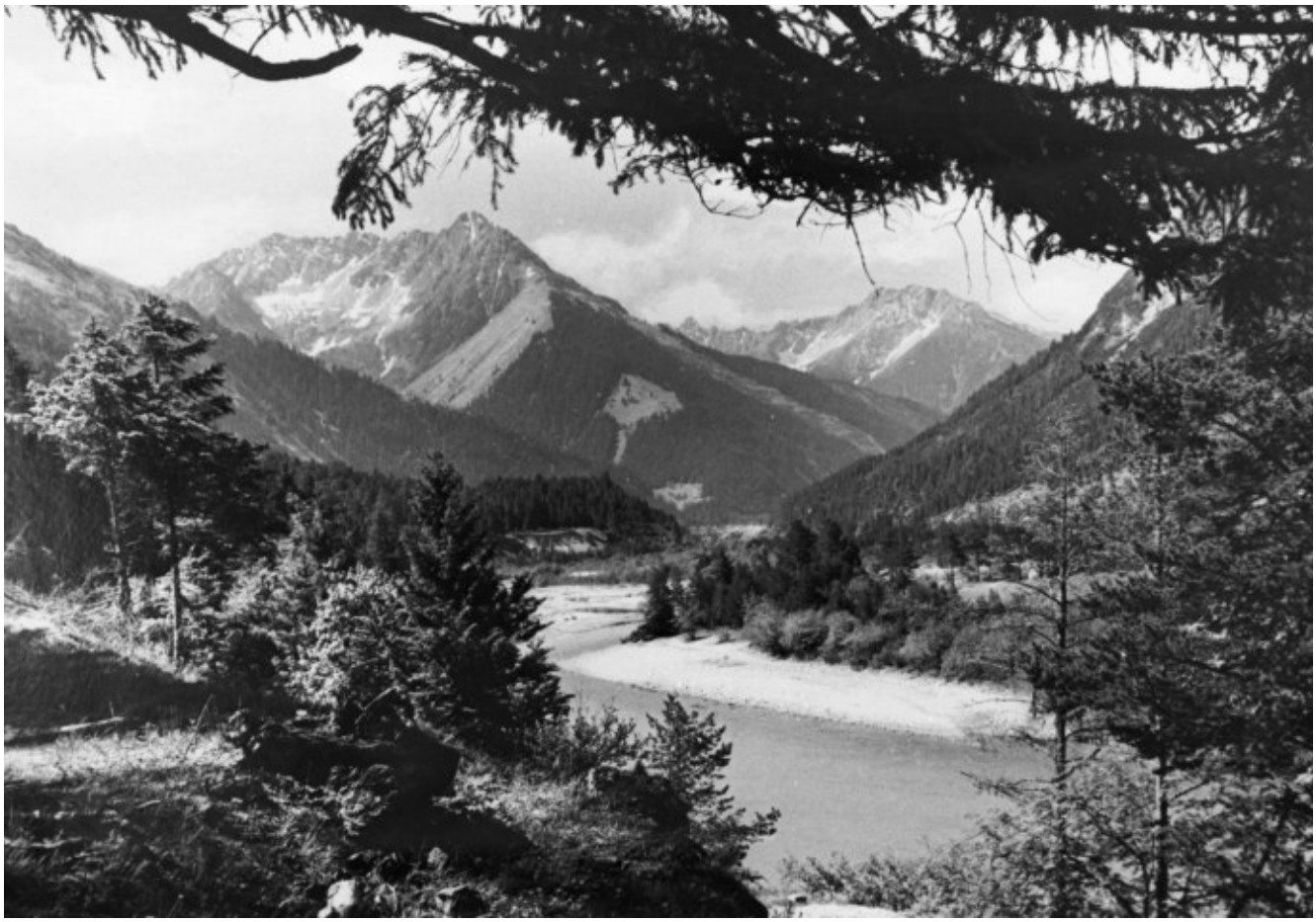
Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt Landsberg
südliches Passionsfenster (Ausschnitt)
Kreuzigung (Entwurf: Umkreis Hans Holbein d.Ä)

1 StadtA LL, Brief von Johann Mutter (um 1947), Akte Johann Mutter

2 siehe Artikel : Konrad Büglmeier über Johann Mutter

3 Dietrich, Dagmar und Weißhaar-Kiem, Heide: Landsberg am Lech, Band 2: Sakralbauten der Altstadt in: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge 3, Deutscher Kunstverlag München Berlin, S 84 - 105, Abb. 87, 88, 89, 90, 91, 93 a, 93 b, 98 a, 98 b, 98 c, 101, 102, 104, 105, 107 und 108. Alle Aufnahmen der Einzelscheiben von Johann Mutter, um 1942

4 StadtA LL, Akte Mutternachlaß, Rechnung vom 7.4.1975 über den Verkauf von Photoplatten und Filmen



▲ *Landschaft am oberen Lech (um 1960)*

▼ *Blick vom Turm der Stadtpfarrkirche nach Süden*

Blick vom Verwaltungsgebäude auf Hexenviertel, ehemaliges Jesuitengymnasium (jetzt Neues Stadtmuseum) und Heilig-Kreuz-Kirche

Arbeitsstelle Cuma in Stuttgart erworben wurden.[5] Nähere Einzelheiten hierzu wären zu klären. Dass Johann Mutter seinerzeit mit der Erstellung von Photodokumentationen über bedeutende Kunstwerke beauftragt wurde, beweist, welch großes Ansehen er als Photograph bereits damals genoß.

Aufnahmen bei Theaterspielen der Katholischen Jugend im Säulenhof des Heilig-Geist-Spitals

Die Landsberger Katholische Jugend spielte in den Jahren 1947 - 1950 unter der Leitung von Pfarrer Josef Hartlmaier mehrere Theaterstücke wie „Der Sturm" und „Ein Sommernachtstraum" von William Shakespeare und „Das Salzburger große Welttheater" von Hugo von Hofmannsthal im Säulenhof des Heilig-Geist-Spitals. Das Theaterstück „Jedermann", ebenfalls von Hugo von Hofmannsthal, wurde im Jahre 1950 sogar vor der barocken Westfassade der Heilig-Kreuz-Kirche aufgeführt. Bei allen diesen Theaterstücken, bei denen ich auch einige Male mitspielte, hat Johann Mutter für die Besucher und Mitspieler Aufnahmen gemacht.[6] Dies waren meine ersten Begegnungen mit Johann Mutter, die mir bis heute in guter Erinnerung sind, wie er mit seinem markanten Gesicht, meist mit einem breitkrempigen dunklen Hut und dunklem Anzug bekleidet, seine Plattenkamera auf einem Stativ aufbaute und bei den Aufnahmen unter einem schwarzen Tuch verschwand, um die Bildmotive auf den abgedunkelten Photoplatten scharf einstellen zu können .

Lechlandschaftsaufnahmen für die ehemaligen Städtischen Werke

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat Johann Mutter für die damaligen Städtischen Werke an der Sandauer Straße Schwarz-Weiß-Photographien mit Lechlandschaftsmotiven aufgenommen, die auf Preßplatten aufgezogenen wurden und zur Ausgestaltung des Sitzungszimmers und der Flure dienten. An diesen großformatigen Photographien (je ca. 55 x 85 cm) ist deutlich erkennbar , daß sie von einem Fachmann stammen, der für seine Motive „Bildausschnitte" wählte, wie Johann Mutter dies auch für seine Gemälde tat. Die Aufnahmen zeigen Lechlandschaften von der Quelle des Flusses in der Nähe des Formarin-Sees an der Roten Wand, eine tiefe Schlucht des Lechs in der Nähe von Lech am Arlberg, eine Ansicht der Gemeinde Lech am Arlberg, Flußlandschaften im Oberen Lechtal zwischen Warth und Reutte, den Forggensee bei Füssen, den Stausee unterhalb des Cafe Lechblick, den Lorenzberg bei Epfach, um nur einige Motive dieser eindrucksvollen Aufnahmen zu nennen. Weiter hat Johann Mutter sechs hervorragende, großformatige Ansichten von Landsberg aufgenommen: Das Lechwehr mit der Altstadt im Hintergrund, Blick vom Turm der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt auf den Schloßberg und die Altstadt nach Süden (ca. 70 x 100 cm), das Alte Rathaus, zwei Aufnahmen vom Hexenviertel und eine Landsberger Stadtansicht. Diese Motive hängen bis heute im Sitzungszimmer und in den Fluren des Elektrizitätswerkes Landsberg an der Sandauer Straße.

Die Mutter-Mappe - Filme und Photographien im eigenen Labor entwickelt

Im Landsberger Stadtarchiv wird eine Mappe mit Ansichten unserer Stadt aufbewahrt, deren erste Auflage Johann Mutter um 1960 herausgegeben hat. Diese sogenannte „Mutter-Mappe" enthält ca. 30 Einlageblätter mit teils großformatigen und wertvollen alten Aufnahmen von Landsberg aus der 2. Hälfte des 19. und der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Johann Mutter hat für alle in dieser Mappe veröffentlichten, heute teils über 100 Jahre alten Aufnahmen Reproduktionen angefertigt, die Filme und Photographien im eigenen Labor entwickelt und die Einlageblätter mit den Reproduktionen entsprechend beschriftet. Die älteste Aufnahme in dieser Mappe zeigt die Judengasse, die heutige Ludwigstraße, mit Blick auf die Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt und das Fronfestentor im Hintergrund, aus dem Jahre 1852.[7] Mehrere Photographien stammen aus dem Jahre 1872 - Rathaus mit Marienbrunnen, Hauptplatz mit Lechstraße, Alter Friedhof mit der Dreifaltigkeitskirche, die Floßlände mit der Altstadt im Hintergrund, Blick vom Sandauer Tor in den Vorder- und Hinteranger mit dem neugotischen Brunnen (dieser Brunnen wurde später entfernt und im Jahre 2000 am alten Platz durch die Stadt wieder aufgestellt), um nur einige Motive zu nennen - die der Photograph M. Keller, Augsburg, aufgenommen hat. Auch eine Photographie, „Der Wochenmarkt am Landsberger Hauptplatz," die er um 1950 selbst aufgenommen hat, hat Johann Mutter der ersten Auflage seiner Mappe beigefügt.

Soweit mir bekannt, hat Johann Mutter nach 1968 wegen der großen Nachfrage eine zweite Auflage dieser Mappe mit alten Landsberger Stadtansichten herausgegeben. Bei der mir im Stadtarchiv vorgelegten Ausgabe handelte es sich um diese Auflage, da darin bereits die Aufnahme Johann Mutters von dem großen Hagelschlag in Landsberg am 6.Juli 1968 - die Photographie wurde im Vorderen Anger aufgenommen - enthalten ist. Viele Photographien, die Johann Mutter für seine um 1960 herausgegebene Mappe gesammelt hatte, wurden später auch in dem bei der Landsberger Verlagsanstalt im Jahre 1980 erschienenen Buch „Landsberg am Lech in alten Photographien" veröffentlicht.

Aufnahmen für einen neuen Fremdenverkehrsprospekt

Im November 1972 beauftragte mich Oberbürgermeister Hanns Hamberger, die Vorarbeiten für die Herausgabe eines neuen Fremdenverkehrsprospektes für die Stadt zu treffen. Für den Entwurf und die Gestaltung konnte Erwin Schinzel von der Presse- Druck- und Verlags-GmbH Augsburg gewonnen werden. Studiendirektor Gerald Kellner erklärte sich bereit, den Text zu verfassen. Das größte Problem bestand jedoch darin, daß keine brauchbaren Farbaufnahmen für diesen neuen Prospekt bei der Stadt vorhanden waren. Auch durch einen entsprechenden Aufruf in der Presse konnte nur ein Teil der benötigten Farbbilder beschafft werden. Johann Mutter erklärte sich auf Ersuchen der Stadt gerne bereit, aus seinem großen Fundus an hervorragenden großformatigen Farbaufnahmen die geeigneten Bilder mit Ansichten unserer Stadt[8] zur Verfügung zu stellen und die noch benötigten Motive im Frühjahr 1973 aufzunehmen. Bereits im Juli 1973 konnte der neue Fremdenverkehrsprospekt der Stadt Landsberg, in den auch eine doppelseitige, informative Reliefkarte von H.C. Berann integriert wurde, durch die Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer gedruckt werden. Allein elf für die Fremdenverkehrswerbung unserer Stadt sehr gut geeignete Farbaufnahmen von Johann Mutter wurden für diese Broschüre verwendet.[9]

---

5 StadtA LL, Akte Mutternachlaß, Rechnung vom 11.4.1975 über den Verkauf von Photoplatten und Planfilmen

6 Siehe Aufnahmen von Johann Mutter von den Theaterspielen der Katholischen Jugend im Artikel von Anton Lichtenstern, Landsberger Geschichtsblätter 2002, Seite 88

7 Siehe Landsberg am Lech in alten Photographien, Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer, 1980, Seite 44

8 StadtA LL, Fremdenverkehrsprospekt der Stadt Landsberg, Auflage VII/1973, Titelseite, S. 2,3,8,10,11 853/3

9 StadtA LL, Dankschreiben von Oberbürgermeister Hanns Hamberger an Johann Mutter vom 31.10.1973 853/3

Inselbad mit Altstadtkulisse (aus Fremdenverkehrspropekt 1973)

Dies ist jedoch nicht der Grund, weshalb ich hierüber berichte. Bei einigen Aufnahmen hatte ich Johann Mutter, der damals bereits über 70 Jahre alt und gesundheitlich beeinträchtigt war, begleitet. Eine schwere Nierenerkrankung hatte eine Operation notwendig gemacht und in einigem Abstand hatte er zwei Herzinfarkte erlitten, die mit längeren Krankenhausaufenthalten verbunden waren. Da in diesen Fremdenverkehrsprospekt auch eine Aufnahme des neu erbauten Städtischen Inselbades mit Wellenbecken aufgenommen werden sollte, wollte Johann Mutter unbedingt eine Gesamtaufnahme dieses Bades, möglichst mit der Altstadt im Hintergrund, machen. Am besten war dies seiner Meinung nach von dem Fünf-Meter-Sprungturm aus möglich, und so ließ sich Johann Mutter nicht davon abhalten, auch auf diesen zu steigen. Ich trug das Stativ und stellte es zusammen mit seiner Linhof-Kamera entsprechend seinen Anweisungen auf dem Sprungturm auf. Da jedoch die Lichtverhältnisse und die Bewölkung zu dieser Zeit nicht so waren, wie er sich das für seine Aufnahme wünschte, stieg er vom Sprungturm wieder herunter und machte die Aufnahme erst nach ca. einer halben Stunde, als das Sonnenlicht und die Wolkenbildung seinen Vorstellungen entsprachen.[10] Aus diesem Verhalten ist ersichtlich, welch hohe Anforderungen und Ansprüche Johann Mutter selbst im hohen Alter noch an sich als Photograph stellte und daß er keine Mühen scheute, seine Vorstellungen zu verwirklichen.

In diesem Zusammenhang darf ich auch darauf hinweisen, daß die Stadt Landsberg anläßlich der Eröffnung ihres Krankenhausneubaues im Jahre 1968 eine Festschrift herausgegeben hat, in der 23 Innen- und Außenaufnahmen des Krankenhauses von Johann Mutter veröffentlicht wurden.[11]

10 StadtA LL, Fremdenverkehrsprospekt der Stadt Landsberg am Lech, Auflage VII/1973, Aufnahme vom Städtischen Inselbad, Seite 8, Bild oben 853/3

11 StadtA LL, Vertrag der Stadt Landsberg am Lech mit Johann Mutter vom 11.4.1968 541

Johann Mutter auf „Motiv-Suche“

von Franz Huschka

Johann Mutter wurde Zeit seines Lebens vielfach als „Lechlandschaftsmaler” bezeichnet.

Unzählige Male hat er die Landschaft des Flusses, an dem unsere Stadt liegt, die vier Jahrzehnte lang sein Lebensmittelpunkt war, von seiner Quelle an der Roten Wand bei Lech am Arlberg bis zur Mündung in die Donau bei Lechsend, in Bleistift- und Federzeichnungen, in Aquarellen und großformatigen Ölgemälden festgehalten. Die Stadt Landsberg besitzt allein mehr als 15 dieser Gemälde[1]. Fast vierzig Jahre lang war er auf „Motiv-Suche” für diese Arbeiten. In einem Brief vom 26.Juli 1941, der sich in seiner Nachlaß-Akte im Landsberger Stadtarchiv befindet, schreibt er hierüber:

„Heute sowie auch an den vergangenen Tagen habe ich versucht, in der Umgebung Aquarell zu malen. Ich will Ihnen nun davon erzählen:

Da gehe ich in die Lechauen oder fahre mit dem Rad in der Landschaft umher, um Motive zu suchen. Motive suchen, das besagt dann, daß ich mich also nicht an jedem beliebigen Ort aufstellen und zu malen anfangen kann. Warum aber nicht? Ich bin auch nicht der einzige Maler, der „Motiv sucht”, das tut schließlich jeder, einige andere wiederum tun das nicht, sie malen eine Idee, einen Traum. Aber im Grunde bleibt es dasselbe, auch diese malen nicht jede Idee und suchen Motive in ihren Träumen.

„Ich suche Motive” bedeutet, daß diese nicht ohne weiteres offensichtlich daliegen. Zwar: Der Baum, die Straße, Wald und Feld sind immer da, was suche ich also? Amateurphotographen sagen sehr einfach „Bildausschnitt” dafür, was ich suche. Damit ist nicht viel gesagt.

Nachdem ich gestern lange Zeit umherfuhr, kam ich am Lechufer an einen Waldweg, an welchem einige Bäume standen. Im Hintergrund Lechtal und Hügel. Da blieb ich stehen und überlegte. Da sah ich nun Bäume, die in den Himmel ragten und gleichzeitig vertikale (senkrechte), der Hintergrund war Bruchstück einer Diagonale und Horizont. Ich frug mich: will ich Bäume malen oder Senkrechtes. Und dann frug ich weiter: warum gehe ich denn überhaupt in die Landschaft, in die Natur, denn ich male ja gar keinen Baum, - oder ?”

Aus Mutters Skizzenblock

Diese „Motiv-Suche" mit seinem Skizzenblock und seiner Kamera gehörte zum Leben Johann Mutters. War er anfangs nur mit seinem Fahrrad und später mit seinem Kleinmotorrad zwischen Lech am Arlberg und Lechsend an der Donau in seiner geliebten Lechlandschaft unterwegs, so wurde er bis ins hohe Alter von seinen Freunden und Bekannten, wie dem Landsberger Seilermeister Max Daschner oder der Landwirtschaftslehrerin Josefine Griener, mit dem Auto auf seiner „Motiv-Suche" für seine Bilder begleitet. Ich besitze selbst eine von ihm beschriftete Federzeichnung, Formarin-See mit der Roten Wand, eine Skizze um 1969 von einer seiner „Motiv-Suche-Fahrten," die Johann Mutter als Vorlage für zwei großformatige Ölgemälde, - zwei Spätwerke Mutters, im Vordergrund eine Baumgruppe mit dem Formarin-See, im Hintergrund das gewaltige Bergmassiv der Roten Wand, - diente. Eines dieser Ölgemälde (um 197O) wurde von der Stadt angekauft und war viele Jahre im Landsberger Rathaus ausgestellt. Das zweite Gemälde mit dem gleichen Motiv wurde im Dezember 1975 im Städtischen Inselbad aus dem Mutter-Nachlaß versteigert.[2]

1 StadtA LL, Erfasssung der Mutter-Ölgemälde der Stadt Landsberg vom 26.3.1992, Akte Mutternachlaß

2 StadtA LL, Versteigerungsprotokoll vom 6.12.1975, Akte Mutternachlaß

„Die Hoffnung richtet sich auf ein noch nicht Gekanntes"

Aus Briefen von Johann Mutter

Im Nachlass des ehemaligen Landsberger Stadtpfarrers Luitpold Kuhnmünch befindet sich ein Briefwechsel mit Johann Mutter aus den Jahren 1967 bis 1971. Kuhnmünch und Mutter waren seit Kuhnmünchs Zeit in Landsberg (1935 bis 1945) befreundet. Der Kontakt brach 1945 mit Kuhnmünchs Aufgabe des Priesteramtes und seinem Umzug nach Stuttgart ab. 1967 erhielt Mutter von Josef Hartlmaier, Religionslehrer am Dominikus-Zimmermann-Gymnasium, die Adresse Kuhnmünchs, der seinen Namen in Hans Haupt hatte ändern lassen, und schrieb ihm eine Reihe von Briefen, aus denen im Folgenden Auszüge wiedergegeben werden. Es geht in ihnen vor allem um die Frage des Glaubens an Gott, sie enthalten aber auch Hinweise auf die Lebenssituation Mutters in dieser Zeit.

Die Briefe sind, wie Johann Mutter selbst schreibt, „Ausdruck eines mühevollen, unerbittlichen, ja schmerzlichen Suchens". Der Leser lernt ihn darin als einen Menschen kennen, der sich mit tiefem Ernst mit religiösen und philosophischen Fragen auseinandersetzte und sich selbstkritisch, ebenso wie in seinem künstlerischen Werk, um einen vor sich selbst glaubhaften persönlichen Weg bemühte. In seiner Todesanzeige ließ er sich als „Kunststudierender" bezeichnen. Die Briefe zeigen, dass er auch in existenziellen Fragen lebenslang ein Suchender und Studierender war.

Anton Lichtenstern

Brief vom 9. 6. 1967

... Ehe ich zu meinem eigentlichen Anliegen komme, muß ich Ihnen sagen, daß ich in diesem Jahre schon zweimal Herzinfarkt hatte und eben zum zweitenmal seit Anfang Mai im Krankenhaus liege. Während dieser Krankenhausaufenthalte las ich sehr viel und u. a. auch die Tagebücher von Hausenstein. ... [Dort Notizen über Luitpold Kuhnmünch, der mit dem Kunstschriftsteller Wilhelm Hausenstein befreundet war] ...so möchte ich doch viele seiner Ansichten als veraltete Schöngeisterei bezeichnen. Leider kann ich Ihnen zunächst nicht mehr schreiben, obgleich es viele notwendig zu besprechende Themen gäbe, - gerade die Auseinandersetzungen über Theologie und Kunst wären Anlaß zu einem längeren Brief – aber im Bett liegend ist das Schreiben doch recht ermüdend. ...Ich hoffe auch, daß Sie meine Zeilen nicht in Aufregung versetzen, das wollte ich nicht, sondern ganz im Gegenteile. ...

Brief vom 23. 6.1967

Obgleich ich nur wenige Stunden außerhalb des Bettes verbringen und nur während dieser Zeit schreiben kann, benütze ich die heutigen Stunden, um Ihnen für Ihren Brief, der mich wirklich sehr gefreut hat, zu danken.

Nun gäbe es da schon hinsichtlich der „Una sancta“ [ökumenische Vereinigung] sehr viele Fragen zu stellen ... auch über das Konzil ... Nun muß ich Ihnen da vor allem bekennen, daß ich – wie man so sagt – gar nichts glaube. Es ist mir im Grunde ganz einerlei, ob mir jemand vom großen Gott oder vom großen Pan erzählt. Denn ich habe herausgefunden, daß alle Menschenworte es nicht ermöglichen, jenes auszusagen, zu beschreiben, zu erklären, was wir hiervon wissen möchten. Alle diesbezüglichen Worte sind nur Hinweis, Richtungsanzeiger. Wenn ich mir heute etwas von der Una sancta vorstellen soll, dann komme ich ganz unweigerlich auf Teilhard de Chardin [Jesuit, Paläontologe, Theologe] Da aber muß man dann – was durchaus am Platze ist – mit astronomischen, kosmischen Zeiten (und auch Zeitdefinitionen) rechnen. – Ich lese gerade u. a. kleinere Abhandlungen und Vorträge von Ernst Bloch. Das ist sicher so interessant wie Heidegger oder Sartre (von dem ich auch einiges habe), aber man darf nicht annehmen, das würde (die marxistischen Philosophie) zur ewigen Seligkeit führen.

Nach kosmologischen Auffassungen hat die Erde noch eine „Lebenserwartung“ von ungefähr 2–3 Milliarden von Jahren. Wenn wir nun betrachten, was sich während unserer wenigen Lebensjahre alles ereignete, da müssen wir zur Einsicht kommen, daß wir von den Verhältnissen und Zuständen im Jahre 669875 so wenig wissen können, wie die ersten Hominiden von unseren Errungenschaften wissen konnten.

Nun dürfen Sie aus dem, was ich so schreibe, nicht schließen, daß ich ein ausgesprochener Feind und Gegner der Kirche bin, eher ist noch das Gegenteil der Fall. Doch bei allem guten Willen sehe ich, daß die Kirche nicht mehr die „Lehrmeisterin“ ist, wie sie oft meint. Nein, die Kirche hinkt in vielem nach und sie hätte auch vieles beim Alten sein lassen, wäre sie nicht von außen zu einer größeren Aktivität geradezu gedrängt worden. Wir wissen dazu Beispiele aus Italien, Spanien, Mittel- und Südamerika, ja auch aus der jeweils eigenen Heimat. (Auch hier trifft zu das Wort von Teilhard de Chardin, daß nichts ohne Zwang geschieht).

Zum Schluß noch ein Wort von Gertrud von le Fort: „Der einzige Gottesbeweis, den wir heute noch anerkennen können, ist die Nächstenliebe.“ Und so meine ich auch, wenngleich ich damit nicht alle Theologie für unsinnig erklären möchte.

Brief vom 26. 6. 1967

Sie werden vielleicht doch etwas betroffen gewesen sein, von mir zu erfahren, daß ich der Lehre der Kirche (der Kirchen) kaum Glauben schenken kann. ... Allerdings suche auch ich fortwährend nach der Kirche der Zukunft, aber ich sehe nichts dergleichen (wenngleich ich die „Lehre“ des Teilhard de Chardin für einen möglichen Keim halte)...

Wir alle wurden seit Jahrtausenden immer mehr zu Wissenden, Nachdenkenden erzogen, statt zu Glaubenden oder auch Musischen. Das weiß heute jedermann. Ich komme nach wie vor mit vielen Leuten zusammen, (Dr. Brem besucht mich auch ab und zu) vor allem mit Jugendlichen, die zu mir frei heraus reden können. Ein oftmals behandelter Gesprächsstoff ist z. B. das Glaubensbekenntnis, das ebenso wie für jene Jungen auch für mich fast völlig unannehmbar ist. ... Wenn das Himmelreich nicht in uns ist, dann ist es nirgends. Und wenn „Christus“ (die theologisch gewordene Gestalt) nicht in uns und die Geschichte hinein „auferstanden“ wäre, dann wäre seine Auferstehung (und sein jetziger möglicher Aufenthalt etwa in einem Einstein’schen oder Riemann’schen Raum) ebenso völlig sinnlos gewesen.

Wo sehe ich denn das „Himmelreich“? Im Herzen des Herrn Kossygin [Ministerpräsident der Sowjetunion] ebenso wie in dem des Papstes oder von U Thant [Generalsekretät der Uno]. Es ist in jedem, der guten Willens ist, ob er einer Kirche angehört oder nicht.

... Die neuzeitliche Kirche beginnt ja erst mit Konstantin ... und es gab wohl keine Institution auf der Erde (die Nazis vielleicht ausgenommen), welche mit den Menschen rücksichtsloser umging als viele aus den Reihen des Episkopats.

Die letzten Tage erging es mit sehr schlecht; ich bezweifle, ob ich nochmals gesund werde.

Brief vom 3. 1. 1968

Ja, ich hatte schon auch das Gefühl, daß ich Dich mit meinem letzten Brief (vom 20.7.) etwas schockiert haben werde. Ich wollte Dich jedoch nicht ärgern oder kränken oder Dir sonst etwas Ungutes antun. Ich hatte im vergangenen Jahr zweimal Herzinfarkt und dreimal ein daraus resultierendes Lungen-Ödem – letztmals noch Anfang November hier im Spital – und war also mehrmals dem Tod sehr nahe, erstmals am 8. Mai. Ich möchte damit nur sagen, daß ich weder vorher und schon gar nicht nach diesen schweren Erstickungsanfällen oberflächlich und leichtfertig über „die letzten Dinge“ reden konnte bzw. mochte. Wenn ich aber im letzten Brief einiges schrieb, was ein religiöses Gefühl verletzen konnte, so soll das aufgefaßt werden als Ausdruck eines mühevollen, unerbittlichen, ja schmerzlichen Suchens. Du hast eine andere Grundlage und ein ausgedehntes Studium hinter Dir, was mir abgeht. Daher stehe ich den Fragen ausgelieferter und unmittelbarer gegenüber, aber ich muß sie auch zu bewältigen versuchen. Gerade durch die Krankheit während schon eines Jahres ist mir die mit absoluter Sicherheit erfolgende Auslöschung meines Lebens sehr deutlich ins Bewußtsein gekommen und die Fragen um Sein oder Nichtsein wurden noch vordringlicher...

Ich kann auf Deine Frage [nach dem Glauben an Gott] nur antworten: Ich halte dafür, daß eine Wesenheit existiert, welche ich jedoch in und mit unserer Umgangssprache nicht benennen kann. Ich sage nicht etwas Unzutreffendes aus, wenn ich sage, ich glaube an Gott ...

[Ausführlich über Gründe für seine Glaubenszweifel, Beispiele für Änderung theologischer Auffassungen zur Eucharistie, zur Erbsünde]

Während des Krieges, anläßlich eines Besuches Deinerseits in meiner Werkstätte, legtest Du mir auch schon die Frage vor, ob ich überhaupt an Gott glauben würde. Ich war damals von dieser Frage sehr bewegt oder auch aufgeregt und erwiderte, ob Du an „Usi“ glauben könntest. Vielleicht erinnerst Du Dich an dieses Gespräch. Du antwortetest auf diese meine Frage: Was ist „Usi“? Ich sagte, es wäre eine Stadt in Brasilien, und Du gabst zur Antwort, daß diese meine Erklärung durchaus glaubhaft wäre, obwohl Dir der Name dieser Stadt bisher nicht bekannt gewesen sei. Daraufhin sagte ich zu Dir, daß meine Erklärung keineswegs zuträfe, und „Usi“ der Name für ein Waschmittel sei; ob Du es nun glauben wolltest. Etwas in Verlegenheit gekommen gabst Du zur Antwort, nun wüsstest Du nicht mehr, wie es sich mit „Usi“ wirklich verhielte und was es sei oder sein könnte. Darauf erklärte ich Dir, daß ich die drei Buchstaben, ohne etwas zu bedenken, zusammenfügte, um Dir damit zu demonstrieren, daß man zuvor das Objekt kennen müsste, um daran glauben zu können....

Am 9.1. Seit Beginn dieses Briefes war ich mehrere Tage wieder bettlägerig. ... Auf Deine Frage möchte ich noch eine Antwort geben: Lese in „Faust I“ die Szene 16 [Marthens Garten], dort steht zum Teil, wie ich es auch meine. Andererseits möchte ich noch sagen: Es fällt kein Haar ohne seinen Willen von unserem Haupte. ...

Brief vom 19. 1. 1968

Deine letzthin an mich gerichtete Frage, ob ich in keiner Weise an Gott oder an Göttliches glauben würde, ist nicht richtig gestellt; es ist von vorne herein ja nicht so, daß ich überhaupt nicht glauben ... würde; nur kenne ich dieses Etwas nicht ... Beispielsweise ist dieses Etwas, das dem Wortlaut „Gott“ zugrunde liegen soll, innerhalb der geschichtlichen Zeit so vielfach verschieden erklärt und gedeutet worden, daß man bei ernsthaftem – und auch demütigem Nachdenken nicht weiß was es ist. ...In meiner privaten Sphäre bleibt mir nichts anderes als das Schweigen. ...

Es ist ganz klar: Man kann nicht – als konkreter Mensch – nirgendwo geboren worden sein, und gleichso ist es auch im religiösen Bereich. Wäre ich kein Katholik und auch kein Protestant oder Moslem, dann wäre ich eben ein sogenannter Atheist, und als solcher würde ich dann glauben (oder von Staatswegen glauben müssen), daß die Welt derart ist und nicht so, wie die Christen oder Buddhisten sagen. Trotz alledem nun muß ich mich, als einzelner hier in meinem Zimmer ..., damit abfinden, daß ich eben nicht denselben Glaubensakt nachvollziehen kann wie die Apostel oder wie frühe Martyrer und Kirchenlehrer. ...

Ich glaube weiter, daß man zu seinem Mitmenschen gut sein muß; und: daß man nicht richten soll, denn man weiß und versteht nicht viel. Und den „Willen Gottes“ weiß niemand so ganz recht.

Soviel für heute. Nehme an, daß es mir sehr ernst ist um diese Dinge.
Herzlichst Dein Johann Mutter

Brief vom 6. 3. 1969

Während der vergangenen Wochen habe ich mehrmals einen Brief an Dich geschrieben, ohne diese Blätter aber abzuschicken. Ich dachte mir, daß Du das alles für unnütz finden würdest ... Die Sache läßt mir aber keine Ruhe und so muß ich doch wieder schreiben.

Auf Deine anfangs gestellte Frage, ob ich an Gott glaube, kann ich Dir heute folgendes antworten: Ich halte dafür, daß etwas ist, was den Grund unseres Daseins, jeglichen Seins überhaupt, ausmacht. ...

Es ist sodann folgerichtig, daß das, was wir Gott nennen, direkt und indirekt auch der Erschaffer von Stalin, Mao ... und von allem, was ist und war und sein wird, ist. ...

[Mutter berichtet, in einer Auseinandersetzung habe ihm jemand geantwortet: „Es gehe darum, das alte Wahre zu erhalten.“] Bei solchen Auffassungen ... ist kein Wagnis, auch keine Hoffnung ... möglich; da ist nur ein Stehenbleiben und Absterben, aber kein Leben. Das Lebendige ist immer mit einem Wagnis verbunden und die eigentliche Hoffnung richtet sich auf ein noch nicht Gekanntes. Solcherart ist übrigens auch der echte Glaube ...

Ich denke oft an Dich und nicht ohne Respekt.

Postkarte vom 6. 1. 1971

Ich muß Dich um Entschuldigung bitten, daß ich Dich so lange ohne Antwort ließ, aber ich bin schon seit Weihnachten krank und apathisch und daher blieb eben vieles liegen. Ich danke Dir vor allem für Dein Geschenk, - es wäre nicht notwendig gewesen, denn ich brauche sehr wenig. ...

„Die umseitige Aufnahme zeigt eine mögliche Situation unseres Daseins“ (Postkarte vom 6.1.1971)

Franz Huschka über Johann Mutter

Der Landsberger Maler, Graphiker und Photograph Johann Mutter, der am 7.März 2002 seinen 100.Geburtstag hätte feiern können, hat 40 Jahre lang , von 1934 bis zu seinem Tod im Jahre 1974, das Kunstschaffen in unserer Stadt entscheidend geprägt. Der im Jahre 1934 gegründeten Landsberger Künstlergilde gehörte er bis zu seinem Lebensende an. Zusammen mit den Malern Fritz Winter aus Dießen a.A., den Gebrüdern Heinz und Walter Rose aus Schondorf a.A., Heinrich Graf von Schweinitz aus Riederau a.A., Professor Eduard Thöny aus Holzhausen a.A. und Gymnasialprofessor Konrad Büglmeier aus Landsberg, um nur einige zu nennen, zählte er zu den bedeutendsten und angesehensten Mitgliedern dieser Gilde, deren Schaffen und Erscheinungsbild er fast vier Jahrzehnte lang maßgeblich beeinflußt und mitgestaltet hat.

Auftragsarbeiten und Ankäufe der Stadt Landsberg

Eine der ersten Auftragsarbeiten der Stadt an Johann Mutter dürfte die großformatige Kopie einer Landsberger Stadtansicht auf einem Altarblatt aus dem Jahre 1628 sein. Dieses Altarbild stammt aus der am 15. Juni 1874 abgebrannten Heilig-Geistspital-Kirche[1] und ist jetzt im Neuen Stadtmuseum ausgestellt. Die Kopie hat Johann Mutter im Jahre 1940 für das Amtszimmer des Landsberger Bürgermeisters im Schmalzturm geschaffen. Für die von Bürgermeister Dr. Karl Linn erteilte Auftragsarbeit hat er seinerzeit "hiefür den Preis von 600.— RM mit dem Zeitpunkt der Ablieferung des Gemäldes an die Stadt" erhalten.[2] Diese Mutter-Kopie einer alten Landsberger Stadtansicht hing bis zum Jahre 2000 im Amtszimmer des Oberbürgermeisters im Schmalzturm. Weiter erhielt Johann Mutter im Jahre 1940 von der Stadt den Auftrag, „von dem Bild die Landsberger Geburt Christi in Augsburg, Pfarrei St.Moritz eine Copie zu erstellen und zwar zum Preis von 600 M. Bei Beginn des Bildes ist er berechtigt im Rechnungsjahr 1939 den Betrag von 400 M als Vorauszahlung abzuheben."[3]. Dieses Altarbild stellt im Vordergrund die Geburt Christi und im Hintergrund eine Ansicht von Landsberg um 1460/70, somit die älteste Ansicht unserer Stadt, dar. Die Kopie dieses Altarbildes, die nicht fertiggestellt wurde, ist nur noch in Teilausschnitten vorhanden. Ein Bildausschnitt ist seit über 30 Jahren in Landsberger Familienbesitz, zwei weitere Ausschnitte wurden bei der Auflösung des künstlerischen Mutter-Nachlasses im Dezember 1975 im Städtischen Inselbad versteigert.[4] Das Originalgemälde ist seit vielen Jahren in der Staatsgalerie Augsburg, Städtische Kunstsammlungen, ausgestellt.[5]

Schon zu seinen Lebzeiten hat die Stadt immer wieder Gemälde von Johann Mutter angekauft. Viele Jahre hingen diese Bilder, vor allem seine großformatigen Lechlandschaften, im Amtszimmer des Oberbürgermeisters, in den Büroräumen der Stadtverwaltung, im Lehrerzimmer der Weststadtschule (der heutigen Fritz-Beck-Hauptschule), in der Städtischen Sing- und Musikschule und im Rathaus unserer Stadt.

1 Dietrich Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Landsberg am Lech Band 1 S. 350

2 StadtA LL, Verfügung von Bürgermeister Dr. Karl Linn vom 8.5.1940, 311/1

3 StadtA LL, Verfügung von Bürgermeister Dr. Karl Linn vom 10.2.1940, 311/1

Ausstellung im Rathausfestsaal

Konrad Büglmeier hat bereits erwähnt, daß Johann Mutter schon im Sommer 1933 zusammen mit vier weiteren jungen Landsberger Künstlern mit Hilfe der Stadt im Landsberger Rathaus eine Gemäldeausstellung veranstaltete. Im Oberbayerischen Generalanzeiger vom 19.6.1933 wird über die von Johann Mutter ausgestellten 61 Arbeiten berichtet: „Unbeeinflußt von allem Äußerlichen, so recht naturbewußt zeigt sich Mutter. Er kümmert sich nicht, was die anderen sagen, er frägt nicht darnach, ob seine Bilder dem einen gefallen, dem anderen nicht gefallen. Er malt und zeichnet frisch und froh. Kühn mischt er die Farben, in frischem Zug fährt er ins Weite und seine Bauernhöfe, seine Bauernbilder, seine heimatlichen Fluren, die zeigt er mit seiner seltenen Eigenart urwüchsigen Künstlertums dem Beschauer." Diese Ausstellung fand ein so großes Interesse, daß ein Jahr später, am 24. Oktober 1934 im Gasthaus Zur Glocke die Künstlergilde Landsberg am Lech gegründet wurde, deren Ausstellungen in den folgenden Jahrzehnten bis heute zu einer festen Einrichtung des kulturellen Lebens in unserer

4 StadtA LL, Versteigerungsprotokoll vom 6.12.1975, Akte Mutternachlaß

5 Dietrich Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Landsberg am Lech Band 1 S.7

„Landsberger Geburt Christi" (1460/70)
(Kupferstich um 1940)

Stadt wurden. Bereits im Jahre 1934 wurde Johann Mutter mit dem „Albrecht-Dürer-Preis für Graphik" der Stadt Nürnberg ausgezeichnet. Als Preisträger der Sommer-Ausstellung der Gilde 1936 wurden mit Johann Mutter u.a. auch die bekannten Maler Walter und Heinz Rose aus Schondorf und Heinrich Graf von Schweinitz aus Riederau ausgezeichnet.[6]

Stiftungen an die Stadt Landsberg

Anfang Februar 1974 hat Johann Mutter der Stadt zwölf wertvolle Originalgraphiken gestiftet[7]. Für sechs dieser Werke war ihm im Jahre 1934 der „Albrecht-Dürer-Preis für Graphik" der Stadt Nürnberg verliehen worden. Vier dieser Lithographien, u.a. die „Kopfstudien seines Vaters und seines Bruders Gregor" und des „Baders von Weil", sowie seine großformatigen Lechlandschaftsbilder Litzauer Schleife und Formarin-See an der Roten Wand bei Lech am Arlberg, waren viele Jahre im „Parteistible", dem nordwestlichen Nebenzimmer im 1. Stock des Alten Rathauses , ausgestellt.[8]

In seinem Testament vom 25. September 1974 hat Johann Mutter der Stadt ein Ölgemälde, das er aus seinem Atelier im Kratzer Garten in sein Zimmer im Heilig-Geist-Spital mitgenommen hatte, vermacht: „Das Gebirgsbild mit den blauen Bergen aus dem Jahr 1970 denke ich für die Stadt Landsberg." Nur über drei Ölgemälde aus seinem Zimmer im Heilig-Geist-Spital hat Johann Mutter in seinem Testament eine Verfügung getroffen[9]

Sein Atelier im Dachgeschoß des Gasthofes Kratzer Garten an der Karolinenbrücke, das für viele Jahre seine Arbeitsstätte und Wohnung war, hat er bis zu seinem Tod am 27.10.1974 nicht aufgegeben. Auch in seinen letzten Lebensjahren, die er wegen seiner angeschlagenen Gesundheit im Heilig-Geist-Spital verbrachte, - er wohnte dort seit September 1967[10] - hat er, sooft es ihm seine Gesundheit erlaubte, sein geliebtes Atelier immer wieder aufgesucht und dort gemalt und gearbeitet.

Johann Mutter, Selbstbildnis 1935 (Radierung, Probedruck)

Rudi Kirchbichler München 1932 (Lithographie, nur ein Abzug)

Erwerbungen der Stadt aus dem Nachlaß

Johann Mutter hatte in seinem umfangreichen und ausführlichen Testament vom 25. September 1974 Vermächtnisse für seine drei Geschwister, über die Erben der in seinem Zimmer im Heilig-Geist-Spital hängenden drei Ölgemälde und die Aufteilung seiner wertvollen Bibliothek, sowie Verfügungen über sein Barvermögen an Stiftungen und caritative Vereinigungen festgelegt, jedoch keine Entscheidungen und Willensbekundungen über seinen wertvollen künstlerischen Nachlaß getroffen. Dieser bestand aus einer großen Anzahl von Gemälden, vier Mappen mit graphischen Arbeiten (Bleistift-,.Kohle- und Tuschezeichnungen, Radierungen, Lithographien und Holzschnitten), zahlreichen Kupferplatten sowie Aluminiumplatten, die er für seine Experimente mit photographischen Arbeiten verwendet hatte. Nachlaßpfleger Josef Michl ließ deshalb alle im Atelier befindlichen 75 Ölgemälde erfassen und deren Wert durch Kunstmaler Walter Schmelcher und Gymnasialprofessor Konrad Büglmeier schätzen. Aus Sicherheitsgründen wurde dieser künstlerische Nachlaß auf Ersuchen des Nachlaßpflegers mit Zustimmung der Stadt vorübergehend im Städtischen Museum beim Mutterturm eingelagert.[11] Josef Michl bot der Stadt damals an - alle im Testament bedachten Erben hatten

6 Chronik 50 Jahre Künstlergilde Landsberg-Lech-Ammersee von Bernhard Müller-Hahl, 1984

7 StadtA LL, Dankschreiben von Oberbürgermeister Hanns Hamberger an Johann Mutter vom 11.2.1974, Akte Mutternachlaß

8 Führer "Rathaus, Museum , Mutterturm" von Bezirksheimatpfleger Dr. Sigfrid Hofmann , 1975

9 StadtA LL, Testament von Johann Mutter vom 25.O9.1974, Akte Mutternachlaß

10 StadtA LL, Spitalaufnahme Johann Mutter, 040104

11 StadtA LL, Vereinbarung zwischen Nachlaßpfleger Josef Michl und der Stadt Landsberg vom 16.12.1974, Akte Mutternachlaß

Max Brunschmid, Bader von Weil 1933, Lithographie (Dürerpreis 1934)

Der Vater Johann Mutters 1933, Lithographie 47x39,5 (Dürerpreis 1934)

Franz Kaut aus Geretshausen 1930, Kreidelithographie auf Stein (Dürerpreis 1934)

diesem Vorschlag zugestimmt - den gesamten künstlerischen Nachlaß zu erwerben.[12]

Die erforderlichen Mittel konnten jedoch wegen der Höhe der Ausgaben, die hierfür angefallen wären, nicht bereitgestellt werden. Oberbürgermeister Hanns Hamberger, der Johann Mutter als Künstler sehr schätzte und für die Stadt insbesondere am Erwerb der zahlreichen Lechlandschaftsbilder aus dem Nachlaß - Ölgemälde, die Flußlandschaften von der Lechquelle an der Roten Wand bei Lech am Arlberg bis zur Mündung in die Donau bei Lechsend darstellten, - interessiert war, beauftragte mich, mit Unterstützung von Gymnasialprofessor Konrad Büglmeier eine Vorauswahl zu treffen und eine Grundlage für den Erwerb eines Teiles dieser für die Stadt sehr wertvollen Gemälde zu schaffen. Nach einer Vorbesichtigung des gesamten künstlerischen Nachlasses im Städtischen Museum durch den Finanzausschuß des Stadtrates am 22.10.1975[13] und einer darauffolgenden Auswahl der Gemälde, die für die Stadt erworben werden sollten, durch dieses Gremium im Städtischen Inselbad am 25.11.1975, hat die Stadt sechzehn Ölgemälde - darunter u.a. allein sieben Lechlandschaftsbilder, eine Landsberger Stadtansicht, fünf Frauenbildnisse aus der frühen Schaffenszeit Johann Mutters, die Gemälde „Sitzender Knabe" und „Die Klavierspielerin" - sowie vier Mappen mit Mutter-Graphiken und mehrere Kupfer- und Aluminiumplatten, - teils mit Landsberger Motiven, die von Johann Mutter gestochen und nach wie vor zur Herstellung von Drucken geeignet waren - zum Preis von 16.000.— DM angekauft.[14] Ca. vierzehn Gemälde haben Landsberger Kunstfreunde und Bekannte Johann Mutters aus dem Nachlaß erworben. Alle übrigen Bilder wurden am 6.Dezember 1975 im Städtischen Inselbad versteigert.[15] Der Versteigerungserlös wurde ebenso wie die für seinen künstlerischen Nachlaß erzielten weiteren Verkaufserlöse, anteilsmäßig entsprechend den von Johann Mutter in seinem Testament getroffenen Vermächtnissen, wohltätigen Zwecken zugeführt.

Ankauf der Graphiken durch die Stadt

Von meinen öfteren Besuchen bei Johann Mutter in seinem Atelier und später auch in seinem geräumigen Zimmer im Heilig-Geist-Spital war mir bekannt, daß er eine Mappe mit seinen wertvollsten graphischen Arbeiten nicht in seinem Atelier gelassen, sondern ins Heilig-Geist-Spital mitgenommen hatte. Diese Mappe hatte er noch zu seinen Lebzeiten an Frau Josefine Griener übergeben mit dem Auftrag, diese Arbeiten nach seinem Tod zu veräußern und den Erlös im Sinne seines Testamentes zu verwenden. Im Frühjahr 1981 wandte sich Frau Josefine Griener an die Stadt, ob Interesse bestehe, die ihr übergebenen Mutter-Graphiken für das Städtische Museum zu erwerben, den Kaufpreis würde sie dann im Sinne von Johann Mutter aufteilen. Da der Erwerb dieser Arbeiten eine bedeutende Erweiterung der bereits im Eigentum der Stadt befindlichen Mutter-Sammlung bedeutete, ersuchte Oberbürgermeister Hanns Hamberger erneut Gymnasialprofesssor Konrad Büglmeier in Zusammenarbeit mit mir bei Frau Griener, die inzwischen nach Augsburg gezogen war, die angebotenen Graphiken zu erfassen und zu bewerten. Da Frau Griener sich bereit erklärte, auch vier Mutter-Gemälde (u.a. auch das von Johann Mutter geerbte kubistische Ölgemälde „De Profundis" und eine Landsberger Stadtansicht, Lechwehr mit Altstadt) zusammen mit 66 Mutter-Grafiken, - die das gesamte künstlerische Schaffen Johann Mutters von seiner Jugendzeit bis ins hohe Alter umfaßten und eine wertvolle Ergänzung für die im Jahre 1975 erworbene Mutter-Graphiksammlung bedeuteten - zu veräußern, erwarb die Stadt diese bedeutende Sammlung zum Preis von 22.470.— DM im November 1981.[16] Von diesem Kaufpreis hat Frau Griener im Sinne von Johann Mutter ein Drittel wieder an die Katholische Kirchenstiftung Heilig-Kreuz in Landsberg für Renovierungszwecke zurücküberwiesen.

Inventarisation und Fotodokumentation der Johann-Mutter-Sammlung

Von den frühen Bleistift- und Federzeichnungen Johann Mutters aus den zwanziger und dreißiger Jahren waren mehrere stockfleckig und eingerissen. Zudem bedurften viele seiner graphischen Arbeiten dringend einer Reinigung. Diese erforderlichen Restaurierungsarbeiten einschließlich der Anfertigung von entsprechenden Schrägschnitt-Passepartouts für die insgesamt 148 Werke umfassende Mutter-Graphiksammlung[17] wurden 1982 in der Graphischen Sammlung in München durchgeführt, so daß seit dieser Zeit diese umfangreiche und wertvolle Sammlung ausstellungsreif im Landsberger Stadtmuseum aufbewahrt wird.

Die im Besitz der Stadt befindlichen über 30 Mutter-Ölgemälde[18] und die gesamte Mutter-Graphik wurden von dem ehemaligen Leiter der Landpolizeiinspektion Landsberg, Herrn Ernst Adolf, fotografiert und eine entsprechende Fotodokumentation erstellt. Alle Gemälde und die 1975 aus dem Nachlaß erworbenen Graphiken wurden in den Jahren 1978 - 1980 von dem Kunsthistoriker und Volkskundler Dr. Walter Fuger und der Kunsthistorikerin Susanne Pesat im Rahmen der Vorarbeiten für die geplante Neueinrichtung des Landsberger Stadtmuseums im ehemaligen Jesuiten-Gymnasium an der Helfensteingasse und im Zusammenhang mit der von der Stadt hierfür in Auftrag gegebenen wissenschaftlichen Inventarisation erfaßt und dokumentiert. Für die 1981 von Frau Griener erworbenen 66 Mutter-Graphiken und die 4 Ölgemälde wurde von mir eine Kurzinventarisation vorgenommen. Eine entsprechende wissenschaftliche Inventarisation war für diese Arbeiten noch durchzuführen.

Weitere Auftragsarbeiten in Landsberg

Vor 28 Jahren ist Johann Mutter verstorben und noch heute können wir fast täglich bei einem Besuch der Landsberger Innenstadt - wenn wir auch das Städtische Verwaltungsgebäude (Lechhaus) an der Katharinenstraße mit seinem vor der Fertigstellung stehenden modernen Anbau als künftiges zentrales Verwaltungsgebäude der Stadt hierzu zählen - zwei Werken begegnen, die dieser Landsberger Künstler im vorigen Jahrhundert in den dreißiger Jahren in unserer Stadt geschaffen hat. Das Lechhaus wurde 1938 im Auftrag der Stadt Landsberg als Büro- und Wohngebäude errichtet. Den bis zum Dachgeschoß geführten Flacherker an der nordwestlichen Hauptfassade dieses Gebäudes ziert ein Fresko mit dem Landsberger Stadtwappen und der Giebelinschrift „Wer´s Glück hat, führt die Braut heim." Wohl nur wenige Bürger unserer Stadt wissen noch, daß dieses Wandfresko, das einen in einst ortsüblicher Tracht gekleideten Lechflößer darstellt, der seiner ebenfalls in Tracht gekleideten Braut zum Einstieg in einen Kahn die Hand

12 StadtA LL, Schlußbericht des Nachlaßpflegers an das Nachlaßgericht vom 5.1.1976, 040104

13 StadtA LL, Verwaltungs-u. Finanzausschußsitzungsniederschrift vom 22.10.1975, 040104

14 StadtA LL, Verwaltungs.u. Finanzausschußsitzungsniederschrift vom 25.11.1975, 040104

15 StadtA LL, Versteigerungsprotokoll vom 6.12.1975, Akte Mutternachlaß

16 StadtA LL, Rechnung von Frau Josefine Griener vom 10.11.1981, Akte Mutternachlaß

17 StadtA LL, Rechnung vom 16.10.1982 für die Restaurierung und Anfertigung von Passepartouts für 148 Mutter-Graphiken, Akte Mutternachlaß

18 StadtA LL, Erfassung der Mutter-Ölgemälde der Stadt Landsberg vom 26.3.1992, Akte Mutternachlaß

reicht, im Jahre 1939 von Johann Mutter, der damals bereits ein anerkannter Landsberger Maler war, geschaffen wurde. Auch die Wappen der am Lech gelegenen Städte Reutte, Füssen, Schongau und Augsburg hat der Maler an den Seitenflächen dieses dreiseitig bemalten Erkers dargestellt.[19] Dieses Fresko wurde heuer von Restaurator und Kirchenmaler Hans Pfister aus Heinrichshofen im Rahmen des Umbaues des Lechhauses gereinigt und restauriert.

Dem zweiten und wohl noch bekannteren Wandfresko Johann Mutters, an der südwestlichen Traufseite des „Pfannenstielhauses" an der Alten Bergstraße - das eine Marktszene mit Gemüseverkäufern und Marktfrauen darstellt, die auf den Lebensmittelhandel des damaligen Besitzers „Pfannenstiel" anspielt, dessen Name im unteren Bildteil erscheint - begegnen wir bei einer Wanderung durch das malerische Hexenviertel. Auch bei der Einfahrt von der Neuen Bergstraße in die Schlossergasse fällt dieses großformatige Fresko, das bereits 1937 geschaffen wurde, dem Besucher unserer Stadt ins Auge. Dieses Mutter-Fresko, das durch Umwelteinflüsse stark verschmutzt und durch eine defekte Regenwasserableitung im Randbereich teils zerstört worden war, wurde bereits im Jahre 1993 auf Initiative und mit maßgeblicher finanzieller Unterstützung des Historischen Vereins ebenfalls von Hans Pfister gereinigt und restauriert.[20]

Im Jahre 1949 renovierte Johann Mutter die Reliefs und Figuren der Kreuzigungsgruppe an der Feldseite (Ostseite) des Bayertores. Er ergänzte fehlende Teile wie die Nase am Haupt Christi, diverse ausgebrochene Ornamentteile und vermutlich auch Hände und Kelch des linken Engels. Gleichzeitig wurden von ihm Figuren, Wappen, Maßwerk und Hintergrund farbig neu gefaßt. Auch die Zifferblätter wurden durch Kunstmaler Johann Mutter neu bemalt und das kurpfalz-bayerische Wappen am Vortor in Fresko-Secco-Technik mit Kalkkaseinfarben überarbeitet[21].

Ein Sgraffito, das Johann Mutter im Jahre 1964[22] an der Südwand des Schuhhauses Stark in der Hubert-von-Herkomer-Straße (gegenüber seinem Atelier im Gasthaus Kratzergarten) angebracht hatte, welches das im Jahre 1807 abgebrochene Lechtor darstellte, wurde in den letzten Jahren leider bei einer Wandputzerneuerung abgeschlagen. Um 1955 hatte er auch an der Klosterkirche in der Hubert-von-Herkomer-Straße die Fassadenmalerei erneuert.[23]

Wertvolle Dienste hat Johann Mutter der Stadt durch seine zahlreichen Photodokumentationen geleistet, die er insbesondere für das Stadtbauamt anfertigte, wie Detailaufnahmen vom Dachwerk des Pulverturmes 1960 während der Dachinstandsetzung, Aufnahmen vom Dachlturm und Sandauer Tor um 1954, vom Rathaus vor der Renovierung 1953/54 und einer Befunddokumentation zur Fassadenrenovierung 1954, Innenaufnahmen vom Rathaus, wohl 1950, Ansichten des Rathauses von Westen und Südwesten 1957 und Aufnahmen des Alten Salzstadels in der Hinteren Salzgasse um 1950, um nur einige Bilddokumentationen zu nennen, die Johann Mutter für das Photoarchiv des Landsberger Stadtbauamtes aufgenommen hat.[24]

Mutter-Fresko am Lechhaus (1939)

19 Siehe Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Landsberg am Lech, Band 4, Seite 229

20 Siehe Aufnahme des restaurierten Mutter-Freskos am Pfannenstielhaus und Bericht: Fördermaßnahmen des Historischen Vereins 1992 und 1993 in Landsberger Geschichtsblätter 1992/93, Seite 103 und Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Landsberg am Lech, Band 3, Seite 35

21 Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Landsberg am Lech, Band 1, Seite 223 und 229 mit Abbildung 200

22 Siehe Landsberger Geschichtsblätter 1964, Seite 1

23 StadtA LL, Akte „Fassadenerneuerung der Klosterkirche"

24 Siehe Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Landsberg am Lech Band 1, Aufnahmen im Photoarchiv des Stadtbauamtes von Johann Mutter, Seite 257, 263, 264, 286, 305, 307, 333, 357, 410, 419 und 433

Anregung einer Retrospektive über Johann Mutter aus Anlaß seines 100. Geburtstages

Anläßlich der Wiederkehr des 90. Geburtstages von Johann Mutter fand im Jahre 1992 im Neuen Stadtmuseum eine Gemäldeausstellung statt, in der ein Überblick über das malerische Werk dieses Landsberger Künstlers gegeben wurde.[25] Johann Mutter war jedoch nicht nur Maler und Freskant, sondern wie in diesem Bericht aufgezeigt, auch ein hervorragender Graphiker und Photograph. Mit den im Sommer 2002 im Neuen Stadtmuseum im „Studio" (ein kleiner Vorraum zu den Depots im Dachgeschoß) präsentierten ca. 20 kleinformatigen Graphiken von Johann Mutter konnte nur ein geringer Teil der bedeutenden „Mutter-Graphiksammlung" ausgestellt werden. Wie berichtet, ist die Stadt Landsberg im Besitz von mehr als 30 Ölgemälden und ca. 150 Graphiken dieses Landsberger Malers. Sie besitzt weiter beide Ausgaben der „Muttermappe" mit Reproduktionen von Photographien mit alten Landsberger Stadtansichten. Ja sogar seine Malerstaffelei und ein alter, noch von ihm selbst gebauter hölzerner Photoapparat[26] mit einem ausziehbaren, ca. 80 cm langen „Schlitten" (ein ähnlicher Photoapparat von ihm ist noch in Landsberger Familienbesitz) steht im Eigentum der Stadt. Wie schon erwähnt, hat die Stadt bereits zu Lebzeiten Johann Mutters immer wieder Gemälde von ihm angekauft, die im Amtszimmer des Oberbürgermeisters, in den Büroräumen der Stadtverwaltung und in städtischen Einrichtungen hingen, und ihm Aufträge als Photographen für Dokumentationen und Publikationen der Stadt erteilt. Für die im Eigentum der Stadt stehende umfangreiche „Johann-Mutter-Sammlung" die insbesondere durch Ankäufe aus seinem Nachlaß erweitert werden konnte, hat die Stadt insgesamt über 50.000.— DM aufgewendet. Da sich heuer sein 100. Geburtstag jährte und Johann Mutter über mehrere Jahrzehnte das Kunstschaffen in unserer Stadt maßgeblich geprägt und mitgetragen hat, stellt sich die Frage, ob es nicht angebracht wäre, aus diesem Anlaß Leben und Werk dieses bedeutenden Landsberger Künstlers durch eine Retrospektive, die sein Kunstschaffen als Maler, Graphiker und Photograph umfassen sollte, zu würdigen. Die Mutter-Sammlung der Stadt ist so umfangreich, daß eine derartige Ausstellung allein aus den Beständen des Neuen Stadtmuseums bestritten werden könnte. Als Ergänzung für das photographische Werk Johann Mutters könnte seine Dokumentation über die spätgotischen Glasfenster der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt (aus den Aufnahmen der einzelnen Scheiben, die um 1942 photographiert wurden, könnten z.B. eines oder mehrere Fenster zusammengesetzt werden) und die großformatigen Lechlandschaftsaufnahmen und Photographien unserer Stadt dienen, die von der Kirchenstiftung bzw. vom Elektrizitätswerk Landsberg sicherlich als Leihgaben für diese Ausstellung zur Verfügung gestellt würden. Als Ausstellungsraum würde sich die Fünf-Säulen-Halle in der Schlossergasse anbieten, in der voriges Jahr im November die sehr gut besuchte Konrad-Büglmeier-Ausstellung durchgeführt wurde. Mitglieder des Historischen Vereins, die Johann Mutter zu seinen Lebzeiten noch gekannt haben, wären sicher bereit, bei der Erarbeitung der Konzeption und Durchführung der Ausstellung mitzuarbeiten. Durch eine Ausstellung aus dem umfangreichen Bestand des Neuen Stadtmuseums könnten sogar Kosten eingespart werden, die bei anderen Sonderausstellungen meist anfallen. Da im Zuge der Umbaumaßnahmen im Lechhaus auch das von Johann Mutter geschaffene große Erkerfresko an diesem Gebäude restauriert wurde, würde sich eine Johann-Mutter-Ausstellung im Rahmen der Eröffnungsfeierlichkeiten für das neue Verwaltungsgebäude der Stadt anbieten und die Wertschätzung der Stadt für diesen bedeutenden Landsberger Künstler zum Ausdruck bringen.

25 Siehe Katalog: Johann Mutter, 1902 - 1974, Das malerische Werk

26 Dieser alte Photoapparat wurde bei der 1978 - 1980 durchgeführten Inventarisation für das Städtische Museum unter der Inv. Nr. 1353 erfaßt und durch Herrn Adolf für die dazugehörige Fotodokumentation aufgenommen

Buchbesprechungen

Begegnungen mit Landsberg am Lech: *Reisebeschreibungen aus fünf Jahrhunderten. Gesammelt von Anton Lichtenstern, mit Radierungen von Helmut Mayer. 84 S., 12 Abb., Anton H.Konrad Verlag Weißenhorn 2001. ISBN 3-87437-458-0, € 15,50*

Der profilierte Stadtheimatpfleger Anton Lichtenstern stellt mit diesem Buch Auszüge aus Reisenbeschreibungen von Landsberg aus fünf Jahrhunderten zusammen. Bei jeder Beschreibung findet sich die Quelle und ein Satz über den Autor des Reiseberichtes. Weitere Erläuterungen zu den Beschreibungen, welche das Buch überlastet hätten, können in den „Landsberger Geschichtsblättern", 97./98.Jgg.1998/99 nachgelesen werden. So ist auch der Wissenschaft Genüge getan.

Dieses Buch ist eine wahre Fundgrube. Man erfährt, dass es früher um Landsberg keine Fichtenbestände gab und dass 1580 „auf Privattüren...gute lateinische Inschriften" standen. Der Rezensent fühlt sich an seinen schwäbischen Dialekt erinnert, wenn er liest, dass das Lechwehr „die wueren" oder „die Wuhr" genannt wurde. Man kann in dem Buch den Wandel der Wertschätzung des Barockstils am Beispiel der Jesuitenkirche verfolgen und vieles mehr. Anton Lichtenstern selbst steuert ein geistreiches Nachwort bei. Er zeigt auf, dass der Blickwinkel auf die Stadt vom Grund eines Besuches und von der Zeit abhängt.

Die Bebilderung von Helmut Mmayer, Künstler und Kunsterzieher, zeigt versteckte Winkel und klassische Stadtansichten von Landsberg. Seine Technik gibt den Radierungen einen romantischen Touch, passend zu den Beschreibungen.

Neben Autor und Illustrator erweist sich auch der Verleger Anton H.Konrad als Glücksfall. Die Auswahl der Schrift, des Papiers, der Drucktechnik der Radierungen zeigen, wie wichtig für ein schönes Buch ein ästhetisch sensibler Verleger ist.

Das „Dreigestirn" Autor, Illustrator und Verleger machen dieses Buch zu einer bibliophilen Kostbarkeit, das man nicht wie einen Roman liest, sondern das man genießt. Solche Bücher können helfen, Verständnis und Augen für eine Stadt zu bekommen. Die Stadt Landsberg kann sich glücklich schätzen, sich so ein Buch geleistet zu haben.

(Alois Epple)

***Macht und Ohnmacht der Bilder**. Reformatorischer Bildersturm im Kontext der europäischen Geschichte. Hg.von Peter Blickle... (=Historische Zeitschrift, Beihefte, N.F. Bd.33) 537 S., München, Oldenbourg 2002.*
€ 74,80 ISBN 3-486-64433-5

Menschen verehren Bilder, schreiben ihnen manchmal gar Wunderwirkung zu, aber Menschen zerstören auch Bilder. Verehrung und Zerstörung von Bildern sind überzeitliche Phänomene, die es schon im alten Ägypten (Echnaton), bei den Römern (damnatio memoriae), in Byzanz (Ikonoklasmus z.Zt. der Kaiserin Eirene), unter Karl dem Großen (Irminsul), aber auch in unserer jüngsten Vergangenheit gegeben hat. Zerstörung durch religiöse oder politische Umwälzungen wollte oft ihre Macht über Menschen, ihre Verehrung beseitigen. Aber Ohnmacht des Bildes bedeutet auch seinen Wandel vom Kultobjekt zum Kunstobjekt, von seiner Verehrung zur Bewunderung, von der Spiritualität zur Ästhetik (wie Oskar Bätschmann in seinem Beitrag „Kunstgenuss statt Bilderkult“ ausführt). Was führt diesen Wandel in der Bedeutung der Bilder herbei? Welche Herrschaftsinteressen, welche Ideologien stehen dahinter?

Diesen Fragen ging ein interdisziplinär mit Historikern, Kunstwissenschaftlern und Theologen unterschiedlicher Fachrichtungen und Konfessionen besetzter Kongress nach, der vom 21.bis 24.Januar 2001 an der Universität Bern in Verbindung mit der gleichzeitigen viel beachteten Ausstellung „Bildersturm“ des Berner Historischen Museums stattfand. Die 23 Vorträge dieser Tagung sind in diesem Band gesammelt. Sie legen ihren Schwerpunkt zwar in die Zeit der Reformation, spannen aber den Bogen vom Spätmittelalter bis ins 20.Jahrhundert.

Die Reformation - so berichtet Hans Belting in seinem Beitrag - setzt der unmittelbaren Wirkung des Bildes auf den Verehrer die Unmittelbarkeit des Wortes entgegen, sowohl des gesprochenen in der Predigt, wie des geschriebenen in der Bibelübersetzung. Die Reformatoren verstanden sich als Prediger, die die Bibel auslegen und sich damit direkt ans Volk wenden, so wie die Bilder sich direkt, aber unkontrolliert ans Volk gewandt hatten. Während nun bei Zwingli, Kalvin und Karlstadt das Bild der Zerstörung anheim gegeben wurde, spielt das Bild bei den Anhängern Luthers, des Freundes des Malers Lucas Cranach, eine neue Rolle: Es bringt die Gemeinde und ihre Prediger ins Bild ein, so dass das Bild realistisch berichtet und seine metaphysische Wirkung einbüßt und die Darstellung Luthers im Porträt zum frommen Erinnerungsbild wird.

Von regionalem Interesse sind für uns Nachbarn Schwabens vor allem die Vorgänge in den schwäbischen Reichsstädten, wie Augsburg, Kaufbeuren, Kempten, Lindau, Memmingen, Ulm und anderen, die Gudrun Litz untersucht. Andere Beiträge stellen den Bildersturm in der Schweiz, im Elsass, im Ostseeraum, bei den Täufern in Münster dar.

Einen weiten Bogen spannen Untersuchungen über die Bilderverehrung im Mittelalter, die nachreformatorische religiöse Bilderverwendung, die „Allmacht der Bilder“ im Katholizismus des Barocks bis zu „Moderne Ideologien und Bildersturm“ aus der Feder des früheren bayerischen Kultusministers Hans Maier.

Insgesamt ist zu vermerken, dass das Buch den historisch und religiös Interessierten über die vielfältigen Aspekte von Bild und Kult umfassend informiert und den für ein wissenschaftliches Werk nicht zu hohen Preis von € 74,80 gerechtfertigt erscheinen lässt.

(Klaus Münzer)

***Kommunikation und Region.** Herausgegeben von A.Hoffmann und Rolf Kießling. Forum Suevicum Band 4. Konstanz (UVK Verlagsges.), 2001. 442 S. € 49.-*

Seit Jahren beschäftigt sich das „Memminger Forum für Schwäbische Regionalgeschichte“ mit der Geschichte Ostschwabens und der benachbarten Regionen und veröffentlicht die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Tagungen in der Buchreihe „Forum Suevicum“. Im Band 4 über die 7.Tagung im November 1999 wird nun versucht, den neuen Ansatz der Kommunikationstheorie auf Themen der Geschichte Schwabens im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit anzuwenden.

In der Einführung von Rolf Kießling und in den Beiträgen von Wolfgang E.J.Weber und Carl A.Hoffmann
werden die Begriffe „Kommunikation“ und „Region“ theoretisch erläutert und in ihrer Vielfältigkeit und ihren Beziehungen untersucht. Beide Begriffe verlieren dabei ihre bisherige Eindeutigkeit. „Kommunikation“ ist nicht mehr nur die Übermittlung von Informationen, sondern jede Art von Austausch zwischen Individuen und Gruppen, aber auch innerhalb von Gruppen.

„Region“ wird nicht nur als deutlich abgegrenzter, durch Politik oder Wirtschaft definierter Raum gesehen, sondern als Phänomen, das sich durch eine „stabile Form dauerhaft öffentlicher Kommunikation“ konstituiert hat. So lässt sich am Beispiel Schwabens im Spätmittelalter zeigen, dass hier kein konkretes Territorium gemeint war – das Herzogtum war mit dem Ende der Staufer erloschen, der Reichskreis von habsburgischen Gebieten hatte sich durchgesetzt – sondern „Bilder, die sich in den Köpfen der Zeitgenossen ausgeprägt hatten“. Ddazu gehören „Suevia“ in den Erinnerungen der Humanisten an die Kaiserzeit des Mittelalters, Regionalbewusstsein durch Konflikte mit den Schweizern im Süden und den Bayern im Osten, der Schwäbische Städtebund seit 1376 als Zusammenschluss von Reichsstädten, Schwaben als das „recht vatterland“ in der Gründungsurkunde des Schwäbischen Bundes von 1487.

In einer Reihe von Beispielen wird das vielschichtige Beziehungsgeflecht „Kommunikation und Region“ verdeutlicht. Peer Frieß zeigt., wie im 16.Jahrhundert die stetige Kommunikation zwischen 13 oberschwäbischen Reichsstädten zu einem Stände übergreifenden Zusammenhalt in der Region führte, der selbst die konfessionelle Spaltung überdauert hat. Ein Musterbeispiel, wie regionale Kommunikation zur Sicherung von Frieden und Recht schließlich einen Staat bildet, führt Dorothea A.Christ am Beispiel der Schweizer Eidgenossen vor. Dagegen scheiterten die Versuche der Reichsgrafen von Hohenems im 17. und 18.Jahrhundert, zwischen Habsburg und der Eidgenossenschaft ein Fürstentum zu errichten. Wolfgang Scheffknecht demonstriert diesen Prozess überzeugend an der Art und Weise, wie sich die Hohenemser der verschiedenen Kommunikationssysteme – Botenwesen, Zeitungen, Poststationen, Schwäbischer Reichskreis und Reichstag – bedienten, aber schließlich dem österreichischen Einfluss unterlagen. Die Jahrhunderte dauernden Auseinandersetzungen zwischen den Öttinger Grafen und der Reichsstadt Nördlingen verschärften sich ab 1566 derart, dass sich der Reichshofrat in Wien gezwungen sah, durch ein juristisches Vergleichsverfahren Krieg zu verhindern. An der jahrelangen Arbeit der vom Kaiser bestellten Kommissare - die Herzöge von Bayern und Württemberg und der Rat von Augsburg – und ihrer Räte kann Sabine Ullmann aufzeigen, wie durch Kommunikation in Form von juristischem Schriftwechsel und einer umfangreichen Zeugenbefragung unter der Rieser Bevölkerung über konfessionelle Grenzen hinweg versucht wurde, den Frieden in der Region zu sichern – wenn auch ohne durchschlagenden Erfolg.

Sehr überzeugend wird der Zusammenhang zwischen Kommunikation und Region am Beispiel zweier schwäbischer Handelsgesellschaften – der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft (Andreas Meyer) und der Welser-Vöhlin-Gesellschaft (Mark Häberlein) – dargestellt. In beiden Fällen standen am Anfang Heiratsverbindungen , die auch später immer wieder für einen engen Zusammenhalt unter den Teilhabern sorgten. Die regionale Verankerung ist auch an der Herkunft der meisten Teilhaber aus schwäbischen und eidgenössischen Städten zu erkennen, die sich. Der Orden betätigte sich vor allem als Almosensammler für Arme und Kranke, wobei sich die Kommunikation außer im Sammelgebiet vor allem in der Verbindung zum römischen Mutterhaus und in den Geldtransporten dorthin abspielte. Um so deutlicher kann man den regionalen Zusammenhang im Arbeitsmarkt des Augsburger Handwerks im 17. und 18.Jahrhundert erkennen (Reinhold Reith). Die Wanderpflicht der Gesellen – eine Form der Kommunikation, „die eine ökonomische, soziale und kulturelle Dimension hat" – führte in vielen Handwerksberufen zu einem überregionalen Austausch von Arbeitskräften. Doch im Bauhandwerk und in der Textilverarbeitung kamen in Augsburg die meisten Gesellen, soweit sie nicht schon ansässig waren, aus dem schwäbischen Umland. Aber im Bauhandwerk arbeiteten auch viele Tiroler, die als Saisonarbeiter im Herbst meist wieder heimkehrten,, während einige sich dauerhaft niederließen. Dagegen zeigten die savoyarden in Oberdeutschland (Martin Zürn) ein anderes Sozialverhalten. Die ärmeren arbeiteten vor allem als Wanderhausierer in den Wintermonaten, während die Kaufleute sich um Ansiedlung in oberdeutschen Städten bemühten. Der Niederlassung stellten sich an einigen Orten – aus Fremdenabwehr oder aus Konkurrenzneid – Hindernisse entgegen, aber geschickte Anpassung führte auch in vielen Fällen zu geglückter Integration.

Eine günstige Quellenlage hat es Reinhard Baumann ermöglicht, Entstehung und Aufbau von Führungs- und Organisationsstrukturen im Landsknechtsheer des 16.Jahrhunderts darzustellen. Aus den Musterungslisten vom 10.September 1514 lässt sich die Zusammensetzung der etwas über 1500 Mann starken kaiserlichen Friaularmee unter dem Oberbefehl Jörgs von Frundsberg in allen Einzelheiten ableiten. Man erfährt, woher die Landsknechte kamen, wie das Kriegsvolk gegliedert war, wie die Besoldung gestaffelt war und wie die Landsknechte auch ein gewisses Mitspracherecht hatten. Vielfältige Kommunikation ist zu erkennen, vor allem in der Art und Weise, wie die Befehlsstellen besetzt wurden, aber kaum ein regionaler Zusammenhang, etwa zwischen Frundsberg, dem Herrn von Mindelheim, und der Mehrzahl seiner Knechte.

Für den regionalen Aspekt um so ergiebeiger sind die Tagebücher des Freiherrn Sebastian von Pemler in Hurlach (1718-1778), die Walter Drexl (+) im Landsberger Pfarrarchiv entdeckt und zugänglich gemacht hat. Barbara Kink behandelt sie in ihrer Dissertation zur adligen Lebenswelt in Bayern im 18.jahrhundert und zeigt hier die Kommunikationspraktiken, die sich vor allem in dem verhältnismäßig engen Raum zwischen Augsburg, München und Landsberg entwickelten. Im Vordergrund standen dabei häufige verwandtschaftliche und nachbarliche Kontakte, hauptsächlich mit den Donnersbergern in Igling und Kaufering, aber auch mit den adligen Familien in Waal, Pöring, Windach und Kleinkitzighofen. Neben den Besuchen bei Gleichgestellten spielte sich Kommunikation täglich mit den Untertanen und dem Gesinde ab, selten – aber um so begehrter – mit Höhergestellten aus dem bayerischen Hochadel oder gar mit dem kurfürstlichen Hof auf Schloss Lichtenberg. Der nicht für ihren Lebensunterhalt intensive Umgang der Adeligen miteinander war möglich, da sie nicht für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten hatten, aber notwendig, da sie bei ihrer politischen Machtlosigkeit nur so ihre elitäre Rolle demonstrieren konnten.

Dass ein Bewusstsein von „Region" durch „Kommunikation" geschaffen wurde, konnte nicht in allen Beiträgen aufgezeigt werden. Einige müssen sich auf die Ergebnisse von Kommunikation in der Region beschränken. Aber allen Autoren ist es gelungen, neue Facetten zu diesem vielschichtigen Begriff beizusteuern und damit auf die Bedeutung von Kommunikation zwischen, aber auch innerhalb von Gruppen hinzuweisen.

(Manfred Dilger)

Rupert Zettl, Lechauf – Lechab: *Wissenswertes, Liebenswertes. Augsburg 2001, 525 S. Zahlreiche Abbildungen, teilweise in Farbe. € 24,80*

Auf ein solches Werk haben wohl viele, die am Lech daheim sind, schon lange gewartet: Ein Buch über den Lech und das Lechtal, in dem man von der Entstehung der Landschaft über die Natur, die Geschichte, die Flößerei, die Nutzung der Wasserkraft bis zu den Hauslandschaften, den Sagen und die Sprache der Bewohner alles finden kann, was diesen vielfältigen Raum von der Quelle des Lechs bis zur Mündung in die Donau geprägt hat.

Zehn Jahre lang hat Rupert Zettl aus Augsburg Material gesammelt, auf vielen Wanderungen die Landschaft durchstreift und so entstand schließlich das Buch „Lechauf – lechab; Wissenswertes, Liebenswertes". Ein „Heimatbuch im besten Sinn des Wortes" nennt es Staatsminister Hans Zehetmair im Vorwort. Auf jeder Seite spürt man die unermüdliche Wissbegier des Autors und die Liebe zum Lech, zur von ihm geformten Landschaft und zu den „Lechrainern" und ihrer Geschichte und kulturellen Tradition.

Am Anfang steht ein Porträt des Flusses und seines Einzugsgebietes, in dem unter vielem anderen auch die (manchmal) jadegrüne Farbe, aber auch das Problem der Verschmutzung erklärt werden. Auf die auch für den Laien verständliche Darstellung der komplizierten Entstehung der Landschaft im Tertiär und vor allem in der Eiszeit folgt sehr ausführlich die Natur, der Artenreichtum an Pflanzen in den verschiedenen Lebensräumen vom Bergwald über die Lechfeldheiden bis zu den Auen und die Fauna mit einem besonders interessanten Kapitel über die Fische und die Fischerei. Auch auf die negativen Folgen durch den Lechausbau und die Nutzung der Landschaft wird eingegangen, zum Beispiel auf die Gefährdung vieler Arten, von denen einige nur hier vorkommen, und auf die Bedeutung des Lechtales als Biotopbrücke zwischen Alpen und Alb.

Unter der Überschrift: „Wem gehörte der Lech, wem sein Tal?" wird die Besiedelungs- und Herrschaftsgeschichte von den eiszeitlichen Jägern bis zur Gegenwart abgehandelt, sehr ausführlich die Vorgeschichte bis zum frühen Mittelalter. In einem Exkurs zur Herkunft des Namens „Lech" kommt der Autor zu dem Ergebnis, dieser stamme aus der ältesten Sprachschicht Europas, sei also vorkeltisch. Der Vergleich mit dem Baskischen lasse den Schluss zu, „Lech" bedeute „kiesig, steinreich".

Stärker auf den Fluss bezogen als der geschichtliche Überblick sind die Kapitel über Flussübergänge, über die Flößerei und die Holztriften, die Hochwässer und schließlich die Nutzung der Wasserkraft durch Mühlen und durch die Wasserkraftwerke. Hier findet man vieles zusammengetragen, was sonst nur schwer zugänglich ist, und fast Vergessenes wird wieder lebendig, wie das gefährliche Leben der Flößer und die vielfältigen Handelsbeziehungen durch die Transporte auf dem Lech von Gütern und Waren aus Tirol und Italien.

Auch die Hauslandschaften und das bäuerliche Leben von den höchstgelegenen Walserdörfern bis hinunter zur Donau stellt der Autor kenntnisreich dar.

Das vorletzte Kapitel behandelt die Mythen, Sagen und Legenden, wobei für Landsberger besonders von Interesse ist, dass viele Motive, die der Freiherr von Leoprechting, der Pöringer Schlossherr, für den Pitzlinger Bereich überliefert hat, zum Beispiel das Wilde Gjäg oder die Hojemännle, auch in vielen anderen Bereichen des Lechtales zu finden sind. Den Schluss des umfangreichen Werkes bildet eine kurze Darstellung des Lechtales als Grenzgebiet des schwäbischen und bairischen Dialekts.

In seiner Vielfalt zeigt das Werk von Zettl aber auch die Probleme bei der Darstellung einer Landschaft: Die Einbeziehung von Forschungsergebnissen unterschiedlicher Wissenschaften, die Fülle der Themen, die damit verbundene Schwierigkeit der Abgrenzung. Nicht schlüssig erscheint zum Beispiel, dass beim Thema Naturschutz im Lechtal die Geschichte des Naturschutzes ausgehend vom ältesten Naturschutzgebiet in Kalifornien dargelegt wird, bei der Fischerei einleitend bis auf die Frühmenschen in Afrika zurückgegangen wird oder bei den Kraftwerken wie in einem Physikbuch die Geschichte der Entdeckung und Nutzung der Elektrizität behandelt wird. Solche gut gemeinten Erläuterungen oder Weitschweifigkeiten findet man an vielen Stellen.

Bei der Fülle an Details war es wohl unvermeidlich, dass dem Autor Flüchtigkeitsfehler unterlaufen sind: Die im Terrassenschotter in Landsberg gefundene „Eibe“ aus dem 7. Jahrhundert vor Christus ist eine Eiche (S. 53), die Landschaft zwischen Schongau und Landsberg östlich des Lechs gehört nicht zum tertiären Hügelland, sondern zum Bereich der Jungmoränen (S. 430), das Lechwehr ließ nicht Heinrich der Löwe errichten (S. 224, 229 usf.), es entstand erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts, wie er selbst an anderer Stelle richtig schreibt, die älteste Jahreszahl an der Weishauptmühle bedeutet 1478, nicht 1218 (S. 374), der Flößer auf dem Bild S. 321 steht auf der Brücke bei Mundraching, nicht bei Apfeldorf.

Schwerer wiegt die durchgehende unrichtige Behauptung, Landsberg sei von Heinrich dem Löwen um 1160 gegründet worden, obwohl die Gründung zwischen 1260 und 1280 in der Wissenschaft unumstritten ist. Unverständlich erscheint, dass ein Augsburger Autor die berühmte „Landsberger Geburt“, die Altartafel aus der Staatsgalerie Augsburg mit der ältesten Darstellung der Stadt Landsberg, dem Stadtmuseum Landsberg zuordnet. (Abbildung eines Ausschnittes nach S.32)

Das Buch enthält ein umfangreiches Literaturverzeichnis. Leider fehlt ein für die Benutzbarkeit wünschenswertes Ortsregister.

Die angeführten Schwächen wiegen aber wenig im Vergleich zu dem vielfarbigen Gesamtbild, das Rupert Zettl vorgelegt hat und das sich für jeden, der sich für die Landschaft und für die Geschichte den Lechtales interessiert, als ein kaum auszuschöpfendes Kompendium erweist.

(Anton Lichtenstern)

Anton Lichtenstern, 550 Jahre Bauernbruderschaft Landsberg am Lech. 1452 – 2002*, hrsg. von der Bauernbruderschaft Landsberg am Lech, Landsberg 2002*

Durch den starken Bedeutungsschwund der Bruderschaften in der heutigen kirchlichen Praxis ist auch das Schrifttum über diese religiösen Vereinigungen relativ spärlich. Seit dem Mittelalter und vor allem in der Barockzeit bis hinein in die erste Jahrhunderthälfte des 20. Jahrhunderts haben Bruderschaften das religiöse, aber auch das soziale Leben der Bevölkerung in starkem Maße bestimmt. So ist es sehr zu begrüßen, dass Anton Lichtenstern im Auftrag der Landsberger Bauernbruderschaft zu ihrem 550-jährigem Jubiläum eine informative, reich bebilderte Festschrift verfasst hat.

1452 wird die „Bruderschaft der Pauren” anlässlich eines Geldleihegeschäftes zum ersten Mal genannt und ist damit mit den 1445 erstmals erwähnten Landsberger Feuerschützen die älteste noch bestehende Landsberger Vereinigung.

Wie der Name sagt, war die Bauernbruderschaft eine berufsständische Vereinigung, parallel zu den anderen Landsberger Zünften, die z.B. als „Bruderschaft der Schmiede und Wagner” oder als „Schuhmacher- und Ledererbruderschaft” bis in die Neuzeit überliefert sind. Wie in vielen mittelalterlichen Städten wurde auch in Landsberg „bruederschaft” synonym für Handwerk oder Zunft gebraucht. Auch in der Barockzeit, als viele weitere rein religiöse Kongregationen, wie die Maria-Himmelfahrtsbruderschaft usw., gegründet wurden, behielt die Bauernbruderschaft den berufsständischen Charakter. Ihre Vorstände wurden zum Teil auch als „Zunfft-Vorsteher” bezeichnet. Ein Grund für den Zusammenschluss auch der Bauern, die ja weniger rein zünftlerische Fragen wie Lehrlings- und Meisterausbildung oder Absatzkontrolle zu behandeln hatten, zu einer handwerksähnlichen Vereinigung könnte auch darin liegen, daß die ganze Bürgerschaft ja ständisch in den Zünften gegliedert war und so auch sozialer Kontrolle unterstand. Diese soziale Kontrolle, ein Indiz dafür ist die vorgeschriebene Anwesenheit von Ratsmitgliedern bei den Versammlungen, sollte wohl auch für die Landsberger Stadtbauern gelten, die ja meist als Lehensuntertanen der Freiherren von Pfetten in „Landsberg im Dorfe” und „auf dem Berg” mit einem minderen Bürgerrecht ihre Höfe bewirtschafteten.

Lichtenstern streicht in seiner Schrift diese zunftähnliche Struktur – mit einer Bruderschaftslade und einem Zunftzeichen – genauso heraus, wie er die religiösen Elemente, z.B. den Bauernbruderschaftsaltar in der Pfarrkirche mit einem eigenen Kaplan, die Jahrtage, die erhaltenen Prozessionstangen, kirchliche Stiftungen, Wallfahrten und Flurumgänge detailliert schildert. Eine ausführliche Chronik, vor allem für das zwanzigste Jahrhundert, rundet das sehr lesenswerte Büchlein ab.

(Werner Fees-Buchecker)

Hans Frei u. Barbara Beck (Hrsg.), Lebensbilder. *Geschichte und Kunst in Bildnissen aus Schwaben. Katalog zur Ausstellung des Forums für schwäbische Geschichte in Schloss Höchstädt, (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben 30), Oberschönenfeld 2002*

Mit der Ausstellung „Lebensbilder. Geschichte und Kunst in Bildnissen aus Schwaben” wurde im Mai 2002 das neue „Forum für schwäbische Geschichte im Schloss Höchstädt” eröffnet. Das gleichnamige Katalogbuch zur Ausstellung bildet die ca. 160 Portraits aus der Zeit vom 15. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert aus Bayerisch-Schwaben durchwegs farbig ab und stellt sie jeweils kurzen Lebensabrissen aus der Feder renommierter Autoren gegenüber. Die 160 Portraits können natürlich nur eine kleine Auswahl von möglichen Exponaten darstellen, so dass es müßig erscheint, fehlende Persönlichkeiten anzumahnen, wie z.B. den im schwäbischen Waal geborenen Künstler Hubert von Herkomer.

Die Bildnisse repräsentieren die Vielfalt bekannter aber auch unbekannter, schwäbischer Persönlichkeiten aus folgenden Bereichen: Das Haus Pfalz-Neuburg (anlässlich des Ausstellungsortes Höchstädt); die Geistlichkeit; Adel und Patriziat; Kinderbildnisse; Gelehrte, Schriftsteller und Erfinder; Bankiers und Industrielle; das „Volk”; Künstlerselbstbildnisse; Portraitfotografie.

Einleitende fundierte Aufsätze behandeln die Themen: „Schwaben – Portrait einer Geschichtslandschaft” (Rolf Kießling); „Burg, Stadt und Schloss Höchstädt an der

Donau" (Reinhard H. Seitz) und die „Portraitmalerei in Schwaben" (Christoph Metzger). Karl Filser steuert eine Zeittafel zur Geschichte Bayerisch-Schwabens bei.

Für die Leser und Leserinnen der Landsberger Geschichtsblätter könnten die folgenden Portraits und Kurzbiografien unter vielen anderen besonderes Interesse hervorrufen, da die Personen auch in der Region um Landsberg gewirkt haben: die Maler Johann Georg Bergmüller und Matthäus Günther, der Jesuitenheilige Petrus Canisius, die (neue) Heilige Crescentia Höß, der Bischof Johann Michael Sailer, der in Landsberg das Jesuitennoviziat besuchte, oder der Seelsorger Regens Johann Evangelist Wagner, der Namensgeber der Stiftung, die auch das Magnusheim in Holzhausen betreut.

Insgesamt ist in der Ausstellung und dem Katalogband ein interessanter Querschnitt von schwäbischen Menschen in Wort und Bild entstanden, die die Geschichte entweder geprägt oder erlitten haben, die Erfindungen, soziale Errungenschaften oder Kunstwerke hinterlassen haben und großes Interesse auch gerade bei regional- oder lokalgeschichtlich Interessierten beanspruchen können.

(Werner Fees-Buchecker)

Michael Ritter und Peter Riolini, Volkskunst aus Wachs. *Begleitbuch zur Sonderausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld, Oberschönenfeld 2001*

Eine Ausstellung des Schwäbischen Volkskundemuseums des Jahres 2001 zeigte Beispiele der Volkskunst aus Wachs aus dem Bereich des religiösen Brauchtums. Das Begleitbuch der Oberschönenfelder Ausstellung kann nur einen kleinen Teil von den ca. 1600 ausgestellten Wachsgebilden an ausgewählten Beispielen abbilden. Es behandelt zunächst das Bienenwachs als Grundmaterial und dann die Technik der Wachszieherei und Wachswarenherstellung. Danach werden einige Hauptprodukte der Wachsfabrikation wie Kerzen, Wachsstöcke, Wachsvotive, Klosterarbeiten, Reliefs- und Heiligenfiguren aus Wachs, Wachskrippen und Krippenfiguren vorgestellt. Peter Riolini behandelt in einem interessanten Aufsatz Wachswarenfabrikation und -vertrieb im 19. und frühen 20. Jahrhundert anhand der Wachswarenfabrik Gebr. Riess in Schwäbisch Gmünd.

(Werner Fees-Buchecker)

Freundeskreis-Blätter Heft 41/2001*, hrsg. vom Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern e.V., Großweil*

Aus dem reichen Inhalt des 41. Hefts, der inzwischen auch mit vielen Farbabbildungen angereicherten Hauszeitschrift des Freilichtmuseums auf der Glentleiten, können nur wenige Themen hervorgehoben werden. Zu Beginn wird über das 25-jährige Jubiläum der Glentleiten berichtet, das im Jahr 2001 gefeiert werden konnte. Schwerpunkte bilden dann die Kapelle in dem Museumsdorf, die sogenannte Kirnberger Kapelle, die 2001 eine völlig neue, rekonstruierte Innenausstattung erhielt, sowie die Problematik des Schimmelpilzes und dessen Bekämpfung in Museumsbeständen und -depots. Unter den Ausstellungsberichten sei auf die Ausstellungen „Kaffee" im Eingangstunnel und „Landleben einmal anders. Mägde, Knechte, Landarbeiter" mit vielen Abbildungsbeispielen hingewiesen.

(Werner Fees-Buchecker)

Andreas Schmauder (Hg.), Die Zeit der Händler*. 850 Jahre Markt in Ravensburg, Ravensburg 2002*

Im Jahre 1152 wird zum ersten Mal ein Markt in Ravensburg erwähnt. Dieses Datum nahm die Stadt Ravensburg unter Federführung des Stadtarchivleiters Andreas Schmauder zum Anlass, eine ausführliche Publikation zur Entstehung des Marktes und zum Marktgeschehen der Stadt bis hinauf ins 20. Jahrhundert als Begleitband einer Ausstellung zu erstellen. Die Thematik weist viele Parallelen zur Stadt Landsberg am Lech auf, so dass die Lektüre des Bandes für die Lechstadt, für die eine ähnliche Untersuchung fehlt, viele lohnende Hinweise geben kann.

Andreas Schmauder sichert im Einführungskapitel das Datum 1152 in einer Urkunde Heinrichs des Löwen für das Kloster Weissenau in akribischer Beweisführung als Erstnennung für den welfischen Markt (forum) Ravensburg. Dessen Gründung unterhalb der Burg Ravensburg hält er, nachdem ein Marktrechtsprivileg nicht vorhanden ist, um 1120 durch Heinrich den Schwarzen oder um 1145 durch Heinrich den Löwen für möglich. Die Entwicklung zur Stadt, die im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts abgeschlossen sein dürfte, bleibt dann, wie in Landsberg am Lech, relativ unklar. 1286 bestätigte Rudolf von Habsburg den Wochenmarkt am Samstag. In der Folgezeit entwickelten sich dann in Ravensburg zusätzlich vier Jahrmärkte.

Die weiteren Aufsätze des Sammelbandes behandeln die Ravensburger Märkte im Spätmittelalter (C. Brugger), die Topographie der Marktplätze und Markthäuser in reichsstädtischer Zeit (B. Falk), das Marktleben in der frühen Neuzeit (S. Mücke), sowie Markt und Einzelhandel im 19. und 20. Jahrhundert (C. Brugger). Parallelen zu Landsberg zeigen sich, bei allen Unterschieden, wie den viel differenzierteren und ausgedehnteren Märkten in der Reichsstadt Ravensburg, z.B. in der Existenz ebenfalls eines Veits- und Kreuzmarktes unter den vier Ravensburger Jahrmärkten oder in Markthäusern wie dem Kornhaus (vergleichbar der Landsberger Schranne), dem Salzhaus für den Salzhandel (Salzstädel in Landsberg), der Brotlaube (in Landsberg seit dem 16. Jhd. im heutigen Rathaus), einem Schmalzmarkt (Schmalzturm, bzw -buckel in Landsberg) oder den Verkaufs- und Lagerhallen unter dem gotischen Rathaus. Der zunehmende Bedeutungsverlust im 19. und 20. Jahrhundert der Jahr- und auch der Wochenmärkte gegenüber dem Einzelhandel, des Kornhandels und der Viehmärkte auf Grund der Technisierung, vollzog sich in Ravensburg ähnlich wie in Landsberg und endete im heutigen Wochenmarkt „hauptsächlich als Einrichtung zum Verkauf der Produkte aus dem Umland direkt aus der Hand der Erzeuger".

(Werner Fees-Buchecker)

Landsberger Rückblick 2003

Vor **1250** Jahren, im Jahr **753**, wurde das Kloster **Sandau** gegründet.
Vor **650** Jahren, im Jahr **1353**, erhielt Landsberg das **Stapelrecht für Salz**.
Vor **425** Jahren, im Jahr **1578**, eröffnete der **Jesuitenorden** das Noviziat in Landsberg.
Vor **375** Jahren, in den Jahren 1627 und **1628**, wütete die **Pest** in Landsberg.
Vor **325** Jahren, im Jahr **1678**, begann die Barockisierung der **Stadtpfarrkirche** Mariae Himmelfahrt.
Vor **225** Jahren, im Jahr **1778**, starb am 3.1. **Maria Anna von Bernsdorf**, Besitzerin von Pöring und eifrigste Förderin der Wallfahrt.
Vor **200** Jahren, im Jahr **1803**,
wurde das Kloster Wessobrunn durch die **Säkularisation** aufgehoben. Damit endete die seit den Anfängen der Pfarrei Mariae Himmelfahrt in Landsberg bestehende Bindung an das Kloster Wessobrunn. Der letzte Abt, Johann Damascen von Kleimayrn, zog nach Landsberg und nahm eine Wohnung in der Marienapotheke. Ein Altar aus der Klosterkirche Wessobrunn, die abgebrochen wurde, kam als Hochaltar in die Pitzlinger Pfarrkirche.
fiel das Herrschaftsgebiet des Bischofs von Augsburg, das Hochstift, an Bayern. Seither **liegt Landsberg nicht mehr an der Westgrenze Bayerns.**
starb **Johann Evangelist Helfenzrieder S.J.**, geb. am 9.12.1724 in Landsberg. Der Exjesuit war Professor für Mathematik und Physik an der Universität Ingolstadt und wurde als Erfinder bekannt, unter anderem durch verbesserte Feuerwehrspritzen.
Vor **150** Jahren, im Jahr **1853**,
wurde die **Karolinenbrücke** neu gebaut.
wurde in **Pitzling** das Schulhaus gebaut (Seestraße 10).
Vor **125** Jahren, im Jahr **1878**,
wurde das **Heilig-Geist-Spital** in das Maltesergebäude verlegt; das alte Spitalgebäude war 1874 abgebrannt.
wurde die Stadt **Landsberg kreisunmittelbar.**
wurde die neue **Knabenschule** (heute Schule am Spitalplatz) eröffnet.
wurde die neue vierklassige **Realschule** im ehemaligen Jesuitengymnasium, heute Neues Stadtmuseum, eröffnet.
wurde die Ackerbauschule aus Schleißheim nach Landsberg verlegt und mit der hier im ehemaligen Maltesergebäude schon bestehenden Winterschule zu den **„Königlichen Kreislehranstalten für Landwirtschaft“** zusammengelegt.
wurde das neue **Stadttheater** eröffnet.
starb am 12.11 **Max Friesenegger**, ein bedeutender Stifter, u. a. für das Krankenhaus. Sein Bild hing früher im Rathaus. Nach ihm wurde eine Straße benannt. Sein Grabstein im alten Friedhof trägt eine Widmung der Stadt.
wurde der neue **Festsaal im Rathaus** fertiggestellt.
wurde in Untergermaringen der Priester und Schriftsteller **Peter Dörfler** geboren. Um 1912 war er Spitalpfarrer in Landsberg und Religionslehrer an der Realschule.
Vor **100** Jahren, im Jahr **1903**,
wurde der Museumsverein (seit 1856) in **„Historischer Verein“** umbenannt.
entdeckte der Stadtarchivar und Realschullehrer Josef Schober in einem Privathaus in Landsberg die **Multschermadonna.** Seit 1904 steht sie auf dem Rosenkranzaltar in der Stadtpfarrkirche.
Vor **75** Jahren, im Jahr **1928**, wurden die Staumauer und das Pumpwerk in der **Teufelsküche** gebaut.
Vor **40** Jahren, im Jahr **1963**, wurde erstmals der **Faschingszug** des Landsberger Gymnasiums durchgeführt.
Vor **25** Jahren, im Jahr **1978**,
wurden **Erpfting** und **Ellighofen** in die Stadt **eingemeindet** (Reisch und Pitzling 1972).
wurde das ehemalige HJ-Heim an der Lechstraße abgebrochen und anschließend der Erweiterungsbau am **Ignaz-Kögler-Gymnasium** errichtet (Fertigstellung 1980).
wurde der städtische **Schlachthof** am Mühlbach geschlossen.

Anton Lichtenstern

AUS DEM VEREINSLEBEN

Aus Mangel an Platz musste in der Jubiläumsausgabe zum 100.Jahrgang auf die Berichte über die Veranstaltungen unseres Vereins in den Jahren 2000 und 2001 verzichtet werden. Dies wird nun nachgeholt.

Veranstaltungen im Jahre 2000:

22.Februar: Dr.Stefan Winghart, Leiter des Referats Oberbayern beim Landesamt für Denkmalpflege, stellte neue Ausgrabungen im westlichen Oberbayern vor.

14.u.21.März: Unser Mitglied Dr.Konstantin Udo Meyl berichtete in zwei Diavorträgen über die Geschichte der Seidenstraße und ihre Bedeutung für die Verbindung Europas mit Asien.

11.4.: Auf der Jahresversammlung hielt unser Mitglied Dr.Dagmar Dietrich, Hauptkonservatorin am Landesamt für Denkmalpflege, einen Diavortrag über die Restaurierung der Landsberger Kirchen.

Die Hauptversammlung ehrte auf Vorschlag des Ausschusses fünf Mitglieder, die sich um den Verein und seine Bestrebungen um Bewahrung des kulturellen Erbes unserer Heimat verdient gemacht haben, durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft unseres Vereins. Es sind dies in alphabetischer Folge:

Herr Ernst Adolf

Allein schon durch die fotografische Erfassung und Kartierung der Kunstschätze der Kirchen und Kapellen in Stadt und Landkreis hat sich Herr Adolf unschätzbare Verdienste erworben hat. Als Kommandant der Landpolizei in unserer Stadt hat er frühzeitig die Gefährdung dieser Objekte erkannt, und seine Fotos führten auch in mehreren Fällen zur Erkennung und Rückführung gestohlener religiöser Kostbarkeiten. Aber nicht nur kriminologisch war seine Arbeit erfolgreich. Seine Fotokartei bildete auch die wichtigste Grundlage für die Erfassung der kirchlichen Leihgaben an das Neue Stadtmuseum, ebenso für die Inventarisation durch das Landesamt für Denkmalpflege. Herr Adolf, der weit über ein Jahrzehnt im Ausschuss unseres Vereins mitwirkt, hat dessen kulturelle Anliegen auch über mehrere Wahlperioden im Kreistag vertreten und wahrnehmen können. Außerdem verdient erwähnt zu werden, dass Herr Adolf seit Jahren gemeinsam mit Herrn Pius Schwicker die Kassenprüfung durchführte.

Herr Stadtpfarrer GR Gabriel Beißer
Von der Breite seines bauherrlichen Wirkens zeugen die Kirchen und Kapellen unserer Stadt. Die Restaurierung des letzten Objektes, der St.Johanniskirche von Dominikus Zimmermann, konnte er vor seinem verdienten Ruhestand noch beginnen. Was allein noch zu restaurieren bliebe, nämlich die Klosterkirche, fällt aber unter die Baupflicht der Stadt. So hat er in den Jahrzehnten seines Wirkens den kirchlichen Kostbarkeiten unserer Stadt seinen Stempel aufgedrückt, und Einheimische wie Fremde freuen sich an den Ergebnissen seiner organisatorischen Leistung. Der Historische Verein ist stolz, dass er zu diesen Leistungen auch einiges beitragen konnte, erinnert sei nur an die Kopie der gotischen Madonna über dem Hauptportal unserer Stadtpfarrkirche. Herrn Stadtpfarrer Beißer, seit 25 Jahren Mitglied unseres Vereins, verdankt dieser auch die jahrelange kostenlose Überlassung des Pfarrsaales für unsere Vorträge.

Frau Dr.Dagmar Dietrich
ist der Stadt Landsberg und unserem Verein schon seit über einem Jahrzehnt verbunden. Zuerst hatte sie als Beauftragte des Landesamtes für Denkmalpflege wichtige Entscheidungen bei der Restaurierung unserer Kirchen zu treffen, Entscheidungen, die z.B.die Wirkung des Inneren unserer Stadtpfarrkirche prägten. Dann arbeitete sie ein Jahrzehnt lang an der Erfassung, Beschreibung und Dokumentation der Kunst- und Baudenkmäler unserer Stadt und der eingemeindeten Ortsteile: Ein riesiges Unternehmen, bisher in ganz Deutschland einmalig und als Pilotprojekt bestaunt und anerkannt. Dass unser Verein in persona mehrerer Mitglieder ihr dabei unterstützend zur Seite stehen konnte, erfüllt uns mit Stolz. Während der langjährigen Tätigkeit von Frau Dr.Dietrich in unserer und für unsere Stadt entwickelte sich schon sehr früh eine innere Verbundenheit mit Landsberg und unserem Verein, zu dessen Mitgliedern sie seit 1987 zählt. Ihre zahlreichen umfangreichen Beiträge zu den „Landsberger Geschichtsblättern“ trugen erheblich zur Qualität unseres Vereinsorgans und zu seiner Beachtung weit über die Grenzen unseres Landkreises hinaus bei. Fast jedes Jahr konnten wir uns über ihre exzellenten Diavorträge freuen. Unvergessen sind sind bei unseren Mitgliedern auch ihre Führungen zum Tag des offenen Denkmals oder -wie erst 1999 - ihre Fahrten zu Kirchen der Umgebung.

Herr Professor Dr.Pankraz Fried
Noch heute ist seine Erforschung des ehemaligen Landgerichtes Landsberg im „Historischen Atlas von Bayern“ - erschienen bereits 1971 - die wichtigste Grundlage jeder Ortschronik im Landkreis. Aber auch die Anfange unserer Stadt anhand der ältesten Urkunden erforschte und interpretierte er maßgeblich, ebenso die Rolle Landsbergs in der Städtelandschaft des frühen bayerischen Herzogtums. Der Historische Verein, dem er seit über 35 Jahren angehört und zu dessen 125jährigem Gründungsjubiläum er 1981 die Festrede hielt, dankt ihm für mehr als ein Jahrzehnt Mitwirkung im Ausschuss. Erst seine vielfachen wissenschaftlichen Aufgaben an schwäbischen Instituten und die Lehrverpflichtungen als Ordinarius für bayerische und schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg bewogen ihn 1987, um Entlastung als Ausschussmitglied zu bitten. In seinem Augsburger Wirkungskreis verlor er aber seine Heimat, den Lechrain, nicht aus den Augen und widmete ihm zahlreiche Beiträge, davon allein 13 in den „Landsberger Geschichtsblättern“.

Herr Dr.Anton Huber
Dreißig Jahre war 1999 her, dass er zum ersten Male den Spaten in die Hand nahm, um dem Boden seine Geheimnisse aus der Vor- und Fruhgeschichte zu entreißen, und seit dem ist er auch Mitglied in unserem Verein, dessen Leitung er in einer schwierigen Situation 1972 für anderthalb Jahrzehnte übernahm. Im ersten Jahrzehnt wuchs unter seiner Vereinsleitung die Mitgliederzahl um 50% von 200 auf über 300. Die „Landsberger Geschichtsblätter“ in gebundener Form machte er zu einer ständigen zweijährigen Publikation und setzte noch im Jahre vor der Übergabe der Vereinsleitung 1986 das Großformat durch, das sich inzwischen als sehr zweckmäßig erwiesen und bewährt hat. Als Stadt- und Kreisheimatpfleger für Bodendenkmäler gehört er weiter dem Ausschuss unseres Vereins an und wirkt an dessen Sitzungen konstruktiv und kritisch mit. Sein jahrzehntelanger archäologischer Einsatz im Landkreis führte zu spektakulären Entdeckungen - genannt seien nur die Adelsgräber in Spötting mit den Pferdebestattungen und zwei seltenen Goldblattkreuzen, oder die Erkenntnis, dass die Kirche in Sandau über einen karolingischen Baubestand verfügt, sowie die Aufdeckung der jungsteinzeitlichen Feuchtbodensiedlung der Altheimer Kultur bei Unfriedshausen, die über die Region hinaus Aufsehen erregte.

Außerdem wurden auf der Jahresversammlung 16 Mitglieder für 25jährige Mitgliedschaft mit einem Buchgeschenk geehrt.

24.April: Der Emmaus-Gang am Ostermontag führte zur Pfarrkirche St.Martin in Penzing und in die dortige St.Annakapelle.

13.5.: Unsere 2.Vorsitzende Ingrid Lorenz leitete eine Tagesfahrt nach Konstanz.

1.6.: Unser Mitglied Dr.Alois Epple führte an Christi Himmelfahrt zu Kirchen und Kapellen im benachbarten Schwaben in Schwabmühlhausen, Hiltenfingen, Kirchsiebnach, Lamerdingen und Ettringen.

20./21.6.: Ingrid Lorenz, Dr.Eberhard Günzel und Fritz Weber(+) organisierten eine Zweitagesfahrt zu karolingischen Schwesterkirchen Sandaus im Vintschgau (Mals, Naturns, Taufers) und in Graubünden (Müstair, Mistail).

8.7.: Gemeinsam mit der VHS Landsberg besuchten wir die Landesausstellung im Rosenheimer Lokschuppen „Römer zwischen Nordmeer und Alpen“.

23.9.: Auf einer Halbtagsfahrt stellte Klaus Münzer Kirchen des nördlichen Landkreises vor (Pestenacker, Winkl, Prittriching, Egling und Walleshausen).

17.10.: Unser Schriftführer, Stadtheimatpfleger Anton Lichtenstern, hielt einen Diavortrag über „Erdzeit und Menschenzeit. Topographie und Stadtgeschichte in Landsberg“ (gemeinsam mit der VHS Landsberg).

6.11.: Im Festsaal des Rathauses wurden die beim Wettbewerb des Kultusministeriums „Erinnerungszeichen - Schüler erforschen die Geschichte ihrer Heimat“ mit Preisen des Historischen Vereins bedachten Schüler ausgezeichnet: Ein 1.Preis mit DM 300 ging an zwei Schülerinnen der K12 des DZG mit dem Thema „Treffpunkt Ruethenfest“ und zwei 2.Preise mit je DM 200 an Schüler und Schülerinnen der 8.Klasse der VS Dießen und der 9.Klasse der RS Dießen.

14.11.: Unser Ausschussmitglied Fritz Weber(+) berichtete über seinen Urgroßvater: „Theodor Römer, ein Pfälzer Revolutionär der Jahre 1848/49“.

5.12.: Das Vereinsjahr beschloss Stadtheimatpfleger a.D. Walter Hillenbrand mit einer Diaschau über Krippen im Landsberger Raum.

Veranstaltungen im Jahre 2001:

20.2.: Jürgen Janku hielt einen Diavortrag über Steinkreuze im Landkreis Landsberg.

27.3.: Diavortrag von Bezirksheimatpfleger Stefan Hirsch über historische Trachtenlandschaften im Lechrain und im westlichen Oberbayern.

10.4.: Die Jahresversammlung mit Neuwahl von Vorstandschaft und Ausschuss bereicherte unser Ehrenmitglied Dr.Dagmar Dietrich mit einem Diavortrag über die Grabmonumente und Grablege im Kloster Dießen.

24.4.: Der Emmausgang am Ostermontag führte zur Kirche Mariae Himmelfahrt in Epfenhausen.

24.5.: Eine Halbtagsfahrt zum Schloss Kronburg und ins Museumsdorf Illerbeuren leitete Klaus Münzer.

12./13.6.: Ingrid Lorenz führte uns zu Landsberger und anderer Gotik in Südtirol in Sterzing, Neustift, Brixen und Bozen-Gries.

14.7.: Auf einer Tagesfahrt nach Ingolstadt besichtigten wir das Stadtmuseum im Kavalier Hepp, das Medizinmuseum in der Alten Anatomie und die Altstadt mit Kreuztor, Münster und Maria Victoria.

22.9.: Die Halbtagsfahrt führte zu Kirchen in der ehemaligen Hofmark Greifenberg: Schlosskapelle Greifenberg, Freiherrlich-Perfallsche Grablege in Beuern, Kirchen in Pflaumdorf und Eching (Leitung: Klaus Münzer).

16.10.: Dr.Volker Barbucke hielt einen Diavortrag über neue Ausgrabungen in Augsburg und seinem Umland (Stadt und Dorf im frühen Mittelalter).

10.11.: Im Festsaal des Rathauses wurde der 100.Jahrgang der „Landsberger Geschichtsblätter“ vorgestellt. Den Festvortrag hielt unser Ausschussmitglied Prof.Dr.Ferdinand Kramer. Anschließend wurde die von Franz Huschka und Anton Lichtenstern gestaltete Gedenkausstellung anlässlich der Wiederkehr des 100.Geburtstages von Konrad Büglmeier in der Fünf-Säulen-Halle eröffnet.

13.11.: Dr.Jahn stellte den Wessobrunner Baumeister und Stukkator Caspar Feichtmayr vor.

4.12.: Das Vereinsjahr beschloss eine Diaschau unseres Ehrenmitglieds Walter Hillenbrand über die Kulturlandschaft im Landkreis Landsberg.

Veranstaltungen im Jahre 2002:

19.2.: Friederike Dhein M.A. zeigte in einem Diavortrag die Wirtschaftsgebäude des Klosters Dießen.

19.3.: Dr.Matthias Klein stellte uns den Landsberger Goldschmied Hanns Kistler und seine Tegernseer Monstranz von 1448 mit Dias vor.

21.3.: Dr.Karl Pörnbacher berichtete auf Einladung des Stefanuskreises Landsberg über Creszentia Höß von Kaufbeuren, die neue Heilige.

Professor Dr. Ferdinand Kramer bei der Festrede zur Vorstellung des 100. Jahrgangs der „Landsberger Geschichtsblätter“

1.4.: Zum Emmausgang führte Stadtheimatpfleger Anton Lichtenstern nach Pöring und Pitzling.

16.4.: Auf der Jahresversammlung referierte Dr.Stefan Winghart über Bronzeschmiede, Krieger und Händler - Das Gräberfeld von Hurlach und die Bronze- und Urnenfelderzeit.

9.5. Die Halbtagsfahrt zu Christi Himmelfahrt ging zur restaurierten Stadtpfarrkirche in Schongau (Bertram Streicher), ins Flößerdorf Lechbruck, in die Annakapelle und die Pfarrkirche in Burggen (Klaus Münzer).

8.6.: Ingrid Lorenz leitete die Tagesfahrt nach Dinkelsbühl und Maihingen (ehemaliges Brigittenkloster, Rieser Bauernmuseum).

21.6.: Hartfrid Neunzert gewährte unseren Mitgliedern eine Exklusivführung durch die Samuel-Bak-Ausstellung im Neuen Stadtmuseum.

Blick in die Konrad-Bügelmeier-Gedächtnisausstellung

6.7.: Klaus Münzer leitete die Halbtagsfahrt zu den Kirchen von Inning, Widdersberg und Pähl und in den Archäologischen Park in Herrsching.

21.9.: Unser Ausschussmitglied Dr.Werner Fees-Buchecker leitete die Tagesfahrt zu Hauptwerken der Miesbach-Schlierseer Stukkatorengruppe in und um die ehemalige reichsfreie Herrschaft u.spätere Reichsgrafschaft Hohenwaldeck (Habach, Schloss Wallenburg, Elbach, Fischbachau, Fischhausen).

7.10.: Dem 1.Vorsitzenden wird „in Würdigung langjähriger hervorragender Verdienste“ das Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste im Ehrenamt verliehen.

8.10.: Dr.Roland Götz, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Archiv des Erzbistums München und Freising, gewährte uns Einblicke in die Geschichte des Klosters Wessobrunn.

6.11.: Auch heuer setzte der Historische Verein wieder Preise für die Teilnehmer am Schülerwettbewerb des Kultusministeriums „Erinnerungszeichen - Straßennamen erzählen Geschichte(n)“ aus. Im Festsaal des Rathauses erhielt die Klasse 8a/b der Hauptschule Schlossberg einen 1.Preis mit €150 für ihre Arbeit über Hubert von Herkomer, ebenfalls einen 1.Preis die Klasse 9b der Johann-Winklhofer-Realschule Landsberg über Kommerzienrat Johann Winklhofer. Einen 2.Preis erhielten zwei Schüler der Klasse 8c mit einer Arbeit über Bürgermeister Dr.Siegfried Hartmann und einen 3.Preis die Klasse 8c der gleichen Realschule über Pater Rupert Mayer.

19.11.: Unser Mitglied Dr.Guntram Schönfeld, Leiter des Referats Feuchtbodenarchäologie am Landesamt für Denkmalpflege, referierte mit Dias über die Archäologie in den Seen und Mooren des westlichen Oberbayerns, v.a.bei der Roseninsel im Starnberger See, und über die neuesten Grabungsergebnisse bei Unfriedshausen.

3.12.: In Vertretung unseres erkrankten Ehrenmitglieds Walter Hillenbrand zeigte Klaus Münzer eine Diaschau über die Entwicklung der Stukkaturen von der Renaissance bis zum Klassizismus.

Fördermaßnahmen 2002:

Trotz angespannter Finanzlage wegen der Kosten für den Jubiläumsjahrgang und das Register der Jahrgänge 1-100 der „Landsberger Geschichtsblätter“ und für Ausstellung und Katalog Konrad Büglmeier konnte unser Verein auch heuer wieder Fördermittel gewähren:
Für die Broschüre zum Jubiläum der Landsberger Bauernbruderschaft DM 500.- (17.12.2001),
für die Reparatur der Stadtbrand- und Zeltkulissen der Landsberger Luidlkrippe € 1022,
für Schnitzen und Fassen einer Brett-Madonna in der Kapelle Mariae Heimsuchung in Bierdorf € 830,
für Geldpreise zum Schülerwettbewerb „Erinnerungszeichen - Straßennamen erzählen Geschichte(n)“ € 450, insgesamt ca. € 2552.

Neue Mitglieder

Vom 1.Oktober (Stichtag der letzten Geschichtsblätter) bis zum Jahresende 2001 traten ein:

Frau Maria Augustin, Landsberg
Herr Peter Augustin, Landsberg (verstorben am 21.Juli 2002)
Frau Ursula Baur, Landsberg
Herr Anton Degle, Landsberg
Herr Eberhard Delles, Neusäss-Steppach
Herr Helmut Delles, Landsberg
Herr Ludwig Eberle, Weil
Herr Manfred Engert, Landsberg
Herr Heiner Graf, Grafrath
Herr Henning Lüßmann, Landsberg
Frau Heidi Oehler, Pürgen
Herr Dr.Karl-Peter Rottaus, Schondorf
Herr Manfred Schmid, Landsberg
Frau Helga Stöhr, Landsberg
Herr Franz Strobl, Landsberg
Herr Ernst Thaller, Burgheim, Ortsteil Leidling
Herr Medardus Wallner, Landsberg
Johann-Winklhofer-Realschule, Landsberg

Im Jahre 2002 traten ein:
Frau Franziska Augustin
Herr Dr.August Böck, Geltendorf
Frau Stadträtin Martha Borgmann, Landsberg-Erpfting
Herr Landrat Walter Eichner
Frau Christa Gehring, Kaufering
Herr Ottokar Grötsch, Landsberg
Herr Konrad Hager, Obermeitingen
Herr Dieter Haggenmüller, Schwifting
Herr Paul Hagmann, Landsberg-Pitzling
Herr Hans-Michael Hylla, Landsberg-Erpfting
Herr Peter Kniephoff, Landsberg
Frau Andrea Kronschnabl, Windach
Frau Helmtrud Raithel, Landsberg
Herr Dr.Rennwart Freiherr von Schnurbein, Kaufering
Frau Margot Stangenberg, Landsberg
Herr Augustin Stocker, Hofstetten
Frau Ursula Walther-Schreiner, Hurlach

Überreichung des 1.Preises des Schülerwettbewerbs 2002 des Kultusministeriums an die Klasse 9b der Johann-Winklhofer-Realschule Landsberg durch den 1.Vorsitzenden

Entwicklung der Mitgliederzahl

am 1.1.2002: 512
dazu 31 Gemeinden und der Landkreis.
Neuzugänge 2002: 17
Todesfälle: 7
Austritte zum 31.12.2002: 7
Mitglieder am 1.1.2003: 547 (515+32)

Neues Ausschussmitglied:

Lt.Satzung gehört dem Ausschuss neu an:
Herr Landrat Walter Eichner